Stefan Zweig

Clarissa

S. Fischer




S.F.
V.A.

Stefan Zweig

Gesammelte Werke in Einzelbänden

S. Fischer Verlag

Stefan Zweig

Clarissa

Ein Romanentwurf

Aus dem Nachlaß herausgegeben
und bearbeitet von Knut Beck

S. Fischer Verlag

2. Auflage: 7.–9. Tausend
1990 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Satz und Druck: Wagner GmbH, Nördlingen
Einband: G. Lachenmaier, Reutlingen
Printed in Germany 1990
ISBN 3-10-097086-1 (Kassette)
ISBN 3-10-097080-2 (Einzelband)

Inhalt

1902–1912 7
Sommer 1912 31
1912–1914 42
Juni 1914 62
Juli 1914 87
September, Oktober, November 1914 99
November, Dezember 1914 123
Dezember 1914 141
1915–1918 162
1919 177
1919–1921 183
1921–1930 185

Anhang
Zur Edition 189
Transkriptbeispiel 1 192
Transkriptbeispiel 2 196
Beschreibung des Manuskripts 200

Nachbemerkung des Herausgebers 205

1902–1912

Wenn Clarissa in späteren Jahren sich bemühte, ihr Leben zu besinnen, wurde es ihr mühsam, den Zusammenhang zu finden. Breite Flächen schienen wie von Sand überweht und völlig undeutlich in ihren Formen, die Zeit selbst darüberhinschwebend, unbestimmt wie Wolken und ohne richtiges Maß. Von ganzen Jahren wußte sie sich kaum Rechenschaft zu geben, indes einzelne Wochen, ja sogar Tage und Stunden gleichsam wie gestern geschehen noch Gefühl und inneren Blick beschäftigten, manchmal war ihr, mutete es sie an, als hätte sie nur einen geringen Teil mit wachem und beteiligtem Gefühl hingebracht und den andern verdämmert in Müdigkeit oder leerer Pflicht.

Am wenigsten wußte sie im Gegensatz zu den meisten Menschen von ihrer Kindheit. Durch besondere Umstände hatte sie nie ein richtiges Heim und familiäre Umwelt gekannt. Ihre Geburt hatte in dem kleinen galizischen Garnisonstädtchen, dem ihr Vater, damals nur Hauptmann des Generalstabs, zugeteilt war, zufolge einer unglücklichen Verkettung von Umständen der Mutter das Leben gekostet; der Regimentsarzt hatte an der Grippe niedergelegen, durch Schneeverwehung kam der von der Nachbarstadt telegrafisch berufene zu spät, um die dazugetretene Lungenentzündung noch erfolgreich bekämpfen zu können. Mit ihrem um zwei Jahre älteren Bruder wurde Clarissa gleich nach der Taufe in der Garnison zur Großmutter gebracht, einer selbst schon hinfälligen Frau, die mehr Pflege forderte, als sie geben konnte;

nach deren Tode warf man sie zu einer älteren Stiefschwester ihres Vaters, während der Bruder zu der jüngeren kam. Mit den Häusern und in den Häusern wiederum wechselten die Gesichter, die Gestalten der Dienstboten, die sie betreuten, deutsche, böhmische, polnische; nie blieb Zeit, sich zu gewöhnen, sich anzuschließen, anzuwärmen, einzugewöhnen; noch war die erste Verschüchterung nicht überwunden, als dann 1902, in ihrem achten Jahre, ihr Vater als Militärattache nach Petersburg geschickt wurde; da beschloß der Familienrat, im Bestreben für sie beide mehr Stabilität zu suchen, den Sohn in die Kadettenschule und sie in das Internat einer nahe bei Wien gelegenen Klosterschule zu geben; von ihrem Vater, den sie nur selten gesehen, blieb ihr im Gedächtnis wenig haften, erinnerte sie sich aus jenen Tagen eigentlich, mehr als an sein Gesicht und seine Stimme, an die strahlend blaue Uniform mit den klingenden runden Orden, mit denen sie gerne gespielt hätte, wenn er nicht ihr strenge, um sie zu erziehen, die kindlich kleine Hand, ebenso bei ihrem Bruder, von diesen Würdezeichen weggezogen, – von dem Bruder an das offene Matrosenkleid und das glattfallende lange blonde Haar, auf das sie ihm ein bißchen neidisch gewesen.

In der Klosterschule verbrachte Clarissa die nächsten zehn Jahre, das Jahrzehnt von ihrem achten bis knapp zum achtzehnten Jahr. Daß sie von einer so weiten Frist gleichfalls so geringe Erinnerungen bewahrte, verschuldete bis zu einem gewissen Grade eine Eigenschaft ihres Vaters. Leopold Franz Xaver Schuhmeister, der während dieser Zeit allmählich zum Oberstleutnant im Generalstab, der hohen Charge, aufstieg, galt in den höheren militärischen Kreisen als einer der geschultesten und kenntnisreichsten Taktiker und Theoretiker, wenn sich auch dem ehrlichen Respekt vor seinem Fleiß, seiner Verläßlichkeit und weiten Übersicht ein leicht ironischer Unterton beimengte;

im intimeren Gespräch nannte ihn der Oberkommandant immer leise lächelnd »Unser Statisticus«. Denn Schuhmeister, ein zäher, verbissener Arbeiter, ziemlich scheu und ungelenk unter dem Anschein äußerer Härte, sah im Aufbau eines systematisch angelegten Informationsdienstes die Vorbedingung kriegerischen Erfolgs; langsam war er zu der Überlegung gekommen, denn ohnehin mißtraute er jedweder Inspiration und Wendigkeit im Kriegswesen; er sammelte mit einem Eifer, der ihm redliche Bewunderung gerade des nachbarlichen deutschen Generalstabs eintrug, alle denkbaren Daten über die auswärtigen Armeen, die sie offiziell veröffentlichen konnten, als Zeitungsausschnitte, ordnete und ergänzte sie sich unablässig in sauberen Faszikeln, reservaten Faszikeln, in die er niemandem Einblick gewährte; so eingeschlossen, war er zu einer Autorität geworden, die man (wie es immer geschieht) im Ausland beachtete, mehr noch und sogar fürchtete. Drei Zimmer, vier Zimmer enthielten ein Laboratorium, in denen er Extrakte der papiernen wie der lebendigen Armeen bewahrte; die österreichischen Militärattaches in den verschiedenen Gesandtschaften verfluchten ihn wegen der unablässigen Fragebogen, mit denen er Auskunft auch über die minimalsten Details einforderte, um sie seinem militärischen Herbarium einzuverleiben. Aus Pflichtgefühl und Überzeugung begonnen, wurde dieses Sammeln von mehr und mehr Details sowie ihre schriftliche und tabellarische Zusammenstellung für ihn durch seine Lust an Systematisierung zur Passion und beinahe zur Manie; sie erfüllte bis zum letzten Rand sein durch den frühen Verlust der Gattin leck und leer gewordenes Leben und gab ihm neuen Inhalt. Es waren die kleinen Freuden der Sauberkeit und der Symmetrie, die der Künstler kennt, denn Spieltrieb bindet. Er liebte die roten und grünen Tinten, die gespitzten Bleistifte. Es hatte den Reiz eines Raritätenkabinetts. Sein Sohn hatte dies alles

nie gesehen, das war der geheime Schmerz des Vaters. Nur er selbst kannte die technische Lust, Zetteln auszuschreiben im Vergleichen. Vordem hatte er nach den Dienststunden zu Hause, im Hausrock, den steifenden Kragen abgetan und, weicher in der Bewegung, dankbar gelauscht, wenn sie, seine verstorbene Frau, ihm, dessen etwas starre Seele bei Musik ein wenig sich auflockerte, Klavier vorspielte; sie waren ins Theater oder in Gesellschaften gegangen; das hatte ihm Ablenkung und Entspannung geboten. Nach ihrem Tode wurden die Abende, da er sich ungeschickt wußte im kollegialen Kreise, völlig leer, und er füllte sie aus, indem er mit Feder, Schere, Lineal sich auch zu Hause Kartothek nach Kartothek anlegte und destillierte, die dann seinen öffentlich publizierten »Militärstatistischen Tabellen« dienten, in denen freilich das geheimste Material an vaterländischen Interna vorenthalten wurde. So wurde es üblich, von ihm im Dienste Auskünfte zu fordern, statt sie glatt vom Nebenzimmer kommen zu lassen. Aus dem, was den andern das Trockenste war, Ziffer und Zahl, Quantitäten und Differenzen, kelterte er sich, schon mehr Mathematiker als Soldat, in seiner kleinen Kammer eine geheime, den andern unfaßbare Erkenntnislust; mit steigendem Stolz war er sich bewußt, welche Rüstkammer, Österreichs Schatzkammer, für die Armee und die Monarchie er mit diesen Zehntausenden von einzelnen Beobachtungen festgelegt. In der Tat, im Jahre 1914 haben sich seine Vorausberechnungen über die mobilisierbaren Divisionen richtiger erwiesen als die optimistischen Einschätzungen Conrad von Hötzendorffs. Immer mehr ersetzte das geschriebene Wort ihm das gesprochene, immer mehr das Material in seiner Ordnung die äußere Welt, und er schien den andern immer härter und verschlossener, obwohl er im Grunde nur einsamer war. Je einsamer er lebte, umso mehr gewöhnte er sich, Konver-

sation durch Aufzeichnung zu ersetzen. Jede Übung, unermüdlich fortgesetzt, beharrt auf Gewohnheit, ja erstarrt unversehens zur Gewohnheit, Gewohnheit wiederum härtet sich zu Zwang und Fessel: unfähig, etwas anders denn systematisch zu unternehmen.

So wußte dieser sonderbare Soldat, um irgendein Ding oder ein Geschehnis zu erkennen, nur einen Weg: den der Tabelle. Und selbst zu den Seelen seiner Kinder suchte er, gehemmt in seiner Zärtlichkeit und ungeschickt im Wort, seine väterliche Liebe nicht anders vorzudrängen, als indem er von ihnen ständigen schriftlichen Rapport über ihren Lebens- und Bildungsgang als unumgängliche Pflicht abforderte. Gleich bei seinem ersten Besuche nach seiner Rückkehr aus Petersburg und dem Wiedereintritt in das Kriegsministerium brachte er der Elfjährigen einen Stoß gleichgeschnittener Papierbogen mit, deren oberster als Muster von ihm sauber vorliniert war. Jeden Tag sollte Clarissa von nun ab ein solches Blatt ausfüllen, indem sie vermerkte, was sie in jeder Unterrichtsstunde gelernt, welche Bücher sie gelesen, welche Stücke sie auf dem Klavier geübt; sieben solcher Blätter habe sie dann sonntags mit einem begleitenden Brief an den Vater abzusenden, der derart das innere Wachstum seines Kindes in seiner Weise hilfreich und redlich zu fördern meinte, indem er sie nötigte, schon von frühester Kindheit an sich zu Pflichtbewußtsein und beharrlichem Ehrgeiz zu erziehen. In Wahrheit bedingte das Mechanische des Rapportierens, daß über den täglichen Vermerken Clarissa die Übersicht über diese Jahre verlor, denn die Eindrücke, statt sich zu sammeln und auszuformen, zerstäubten und zerbröselten sich durch dies vorzeitige Berichten, und kaum reif geworden, stellte sie aus eigenem Willen diese Marotte nicht weiter ein, obwohl sie spürte, wie falsch es war, rein räumlich gesehen, denn das Referieren nahm ihr die Freude an vielem, sie wurde vorzeitig zerpflückt. Wenn

sie später nachdachte, konnte sie sich der Empfindung nicht erwehren, daß ihr Vater ihr jedes spontane Entzükken an Büchern und Bildern in der Schulzeit genommen, indem er ihr zu gleichmäßiger Dosierung Tag für Tag rein räumlich das gleiche Maß zuwies, während sie später doch erkennen sollte, daß eine einzige beschwingte Stunde mehr in uns entfaltet als ein Monat und ein Jahr. Daß er die Klosterschule noch methodischer, monotoner gemacht, als sie es ohnedem schon war. Aber sie konnte sich doch tiefer Rührung nicht enthalten, als sie nach ihres Vaters Tode die Zettein, die gelebten Tage, geordnet in seinem Schreibtisch fand. Er hatte sie, so wie sie sie abgesandt, gebündelt. Vorbildlich, wie es nicht anders zu erwarten war. Sie hatte es nie gewußt. Er war sehr zufrieden gewesen. Manches hatte er mit roter Tinte unterstrichen. Als sie einmal einen alten Reim nicht sagen konnte, verging er fast vor Scham und Unglück, weil er stolz war, so daß er ein Lineal nahm – mit dem strich eine tote Freude einen toten Menschen. Jeder Monat war mit einem Bändchen umschnürt, das Schulsemester dann in einem besondern Karton verwahrt, in dem ihre Schulzeugnisse und ein Bericht der Oberin über ihre Fortschritte und ihr Verhalten lag; der einsame Mann hatte an den Abenden in seiner Weise versucht mitzuleben, und den Antworten der Oberin konnte sie entnehmen, mit wieviel Freude – die er nie zu zeigen wagte – er ihr Wachstum in seiner ungeschickten Art zu verfolgen suchte und dafür kein anderes Medium fand als das eine und seine. Zur Probe blätterte Clarissa einige dieser Zetteln auf. Sie sagten ihr nichts. Es raschelte nur noch trocken, was einmal Leben gewesen war. Lektionen über Dinge, die sie längst vergessen. So suchte sie sich zu besinnen, wie es wirklich gewesen, und wenig nur kam in ihr Erinnern zurück aus diesen verschollenen Tagen.

* * *

Es waren eigentlich nur die Sonntage, deren sie sich entsann. Innerhalb der Woche unterstand und gehorchte der Tag ereignislos dem wohlberechneten Stundenschlag; zu gleicher Stunde hieß es aus dem gleichen Bette sommers und winters auf, in gleicher Zeit gewaschen und in die durch all die Jahre unveränderte Schultracht gekleidet sein; alles war bestimmt, der Platz in der Kirche und jener bei Tisch, der Teller und die Serviette; und dann zahnte sich das Rad des Tages im regelmäßigen Rhythmus von der Morgenmesse zum Abendgebet in den gleichen Räumen, einzig unterbrochen von dem ebenfalls regelmäßig angesetzten Spaziergang, je zwei und zwei in dem langen Zuge, die Nonne voran mit der weiß gesteiften Haube. Es war ein einziger kleiner Ausguck in die Welt außerhalb dieser Mauern, aufgetan von der großen Türe, und weckte jedesmal geheimes Begehren, mehr zu sehn von diesen Straßen und Geschäften und Häusern; die Stadt, das »andere«, das sie nicht kannte, das ihr nur Fuge und Ritze war; anders schmeckte hier die Luft durch den vielen fremden Atem; aber streng galt die Vorschrift, gesenkten Blickes zu gehn und fremder Neugier abzuwehren; hier war das Geplauder heftiger, weil die Umwelt ihnen eine Ahnung von Änderungen gegenüber der eigenen monotonen Existenz gab. Der Sonntag, der einzige Tag, wo das Tor sich dieser Welt öffnete, wo ein flüchtiger Schein nach innen kam; an diesem Tag wurde der Besuchsraum geöffnet, kamen die Eltern, die Verwandten, ihre Kinder oder Schützlinge zu besuchen, und jeder brachte etwas mit, kleine Geschenke oder zumindest gutes Geplauder, Nachrichten, Anregung und was diese unflüggen Geschöpfe brauchten, persönliche Beachtung und Zärtlichkeit. Jede fühlte sich dann herausgehoben für zwei; drei Stunden aus der grauen Masse, mit Eindrücken

gefüllt, genährt. Sonntag abends, wenn das Haus geschlossen worden war, wurde das Geplauder heftiger, Stoff war gegeben, das kleine Ich unter dem grauen Schulkleid belebt.

Für Clarissa war von diesen Sonntagen jeweils der vierte ein Tag einerseits des Stolzes und andererseits der Unruhe, weil mit methodischer Genauigkeit in genauem Abstand sie ihr Vater zu besuchen kam; nur zweimal in den zehn Jahren konnte sie sich entsinnen, daß er seinen Besuch vorausgelegt hatte, einmal als sie an einer schweren Halsentzündung niederlag, und einmal ehe er in einer geheimen Mission nach Konstantinopel verreisen mußte. Die Unruhe begann mit den letzten Tagen vor seinem Eintreffen, die sie mit geheimen Vorbereitungen beschäftigten, um ihm zu gefallen, vor ihm zu bestehen. Denn sein militärisch geschulter Blick hätte die kleinste Unordentlichkeit in ihrer Kleidung sofort entdeckt und gerügt; sie prüfte jede Einzelheit im voraus durch. So ihr Sonntagskleid, das durch Fältchen hervorgehoben war, und achtete darauf, daß jedes richtig lag und kein Fleckchen sich eingeschlichen habe, ebenso mußten die Arbeitshefte und Bücher sauber bereitgestellt sein für seine unverweigerliche Inspektion, denn Oberstleutnant Schuhmeister liebte es sehr, seine Tochter zu prüfen und dabei der kleinen Eitelkeit nachzugehen, sein grammatikalisch makelloses, nur in der Aussprache das methodische Buchlernen verratende Französisch und Englisch zu zeigen. Aber dann begann nach der Unruhe der Erwartung die Stunde, die sie heraushob, die Stunde des Stolzes. Denn obwohl ein Graf Hochfeld seine Tochter im Pensionat hatte und unter den sonntäglichen Eltern selten fehlte und einige reiche Mütter große Toiletten in die Besuchszimmer trugen und als wohlangezogene Damen einen Duft mitbrachten, so daß manchmal sogar noch am nächsten Tage ein Geruch von feinen Parfüms durch den modrig kalten

Raum schwebte, war der Oberstleutnant weitaus der imposanteste der »Väter«. Sie fühlte, wie die andern Mädchen sie beneideten, wenn er unten im Zweispänner vorfuhr und in geübtem Schwung mit leicht klirrenden Sporen absprang. Unwillkürlich räumten ihm die andern Platz ein, wichen zu den Seiten, bildeten eine Gasse, und er schritt aufrecht und sicher hindurch, an Spalieren vorbeizuschreiten, ohne Befangenheit, der Ehrenbezeugung auf der Straße und in der Kaserne als selbstverständlich gewohnt. Neben den schwarzen Bratenröcken, den Sonntagsjoppen der Landwirte leuchtete seine geschnittene Uniform in ihrem satten Blau wie ein Stück sommerlicher Himmel an einem wolkigen Tag, und dieser Glanz wurde nicht einmal gemindert, wenn er stürmisch näher trat. Denn alles an dem hohen stattlichen Mann glänzte und schimmerte in wohlgepflegter Sauberkeit, von den metallschwarzen Lackschuhen bis zu dem scharf gezogenen, leicht geölten Scheitel, jeder Metallknopf wurde zum runden Spiegelchen, knapp und scharf umriß der militärische Rock jede Linie des hohen muskulösen Körpers, und über dem straff gezwirbelten Schnurrbart und der scharfen Rasur schwebte ein leiser Duft von Eau de Cologne: Er war ein dekorativer »Vater«, wie ihn stolzer ein Kind sich nicht träumen konnte, ein Vater wie aus dem Lesebuch herausgeschnitten, eine Art irdischer Kaiser oder Prinz, dem der Säbel leicht nachklirrte. Mit festen Schritten und einer respektvollen, aber gemessenen Verbeugung trat er auf die Oberin zu, die sich unwillkürlich vor der hohen Gestalt aus ihrer sonst weichen Haltung aufstraffte; er grüßte höflich, mit einer ganz unmerklichen Minderung der Verbeugung, jede einzelne der Schwestern, die gleichfalls eine gewisse Verlegenheit vor dem blinkenden Mann jedesmal überwinden mußten, dann erst wandte er sich seiner Tochter zu und küßte sie leicht und zart – sie spürte jedesmal

den dünnen Duft des Eau de Cologne – auf die vor Glück errötende Stirne.

Dieses Entrée ihres Vaters in den Besuchsraum, jedesmal gleich eindrucksvoll, obwohl sich von einem zum andern Male gleichend, war der schönste, niemals enttäuschende Augenblick für Clarissa. Denn kaum daß sie dann mit ihrem Vater sich allein fand, begann eine gewisse Verlegenheit sich zwischen beide zu stellen. Nur gewohnt an dienstlichen Umgang, nur eingestellt auf sachliche Frage und sachliche Antwort, wußte der hohe schimmernde Mann nie mit dem scheuen und verlegenen Kinde ein herzliches und persönliches Gespräch anzuknüpfen. Nach ein paar gehemmten Fragen allgemeinster Art, wie »Geht es dir gut?« oder »Hast du einen Brief von Eduard?«, die sie in ihrer Gehemmtheit nur knapp zum bejahen wußte, ging das Gespräch unrettbar in eine Art Examinierung über. Sie mußte ihre Hefte zeigen, ihm auf Französisch oder Englisch ihre Fortschritte berichten; und dieser rührend hilflose Mann verlängerte gegen seinen Willen dies Fragen und Fragen aus der geheimen Angst, der sachliche Stoff möge zu Ende sein und er sich dann ratlos und wortlos vor seinem Kinde sehen. Sie spürte wohl, daß, während sie sich über das Heft beugte, um ihm eine Aufgabe vorzuweisen, sein Blick weich und irgendwie gerührt auf ihrem Haar oder ihrem Nacken ruhte; dabei hatte sie vielleicht ein heimliches Verlangen, er möge sich einmal, ein einziges Mal entschließen, ihr – so wie die von ihr erwartete Hand auf dem Tische lag – über das Haar zu streifen; und sie blätterte mit Absicht etwas länger, als nötig war, aus dem wohlig pochenden Gefühl, sich geliebt zu wissen; aber wenn sie dann die Stirne hob, sah er sofort angestrengt auf den Text, zu scheu, ihrem Auge zu begegnen. Sobald dies arme und stockende Examinieren erschöpft war, nahm er jedesmal, um die Zeit zu füllen, noch eine letzte Ausflucht, um dem Alleinsein mit ihr, dem er sich

nicht gewachsen fühlte, auszuweichen: »Willst du mir noch vorspielen, was du neu gelernt?« Dann setzte sie sich hin und spielte. Sie spürte sich vom Rücken her umhüllt. Während sie sonst im Leeren saß, wenn sie zu Ende war, trat er hin, murmelte etwas Freundliches: »Das scheint sehr schwer zu sein. Aber du hast es vortrefflich gespielt. Ich bin sehr zufrieden mit dir.« Dann kam der Abschied, derselbe nur oberflächlich die Stirn anstreifende väterliche Kuß, und nachdem der um die genaue Stunde bestellte Fiaker entrollte, empfand sie ein sonderbar drückendes, aber keineswegs klares Bedauern, als ob sie selbst oder ihr Vater etwas vergessen habe zu äußern, und ihre Aussprache sei gerade im Augenblick abgerissen, da sie hätte wahrhaft beginnen wollen, und ebenso empfand der Abreisende eine kaum verhehlte Unzufriedenheit mit sich selbst. Von Mal zu Mal mühte er sich auch Fragen auszudenken, die über das Sachliche hinaus sie berühren könnten und ihm etwas von ihren Wünschen und Neigungen aufzuschließen vermöchten, aber selbst vor der Herangewachsenen wuchs eher, statt sich zu mildern, die Hilflosigkeit im entscheidenden Augenblicke, da er vor ihr stand und ihren Blick spürte – er wurde wehrlos, sich unbefangen mit ihr zu unterhalten.

Welch ein Gegensatz darum, wenn Eduard, ihr um zwei Jahre älterer Bruder, sich im sonntäglichen Besuchszimmer einfand. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre war er eigentlich, nur dem Auftrag seines Vaters gehorchend, ungern aus der Kadettenschule in Wiener Neustadt genaht, jenes Hochmuts voll, den junge Burschen Mädchen entgegenzubringen pflegen; an den andern Mädchen hochmütig vorbeischauend, hatte er ein bißchen mit dem Schwesterchen gespaßt und eiligst wieder sich verabschiedet, um möglichst wenig seines kostbaren Sonntagnachmittags zu versäumen. Aber kaum daß ein erster Anflug eines Schnurrbärtchens seine sehr roten und frischen

Lippen zu umschatten begann, wurde er der Kostbarkeit inne, die seine – in der Kadettenschule wenig verwöhnte – Person in einem Mädchenpensionat bedeutete. Schon von der Straße aus bemerkte er am Fenster tuschelnde, lachende Mädchenköpfe, die kichernd und übermütig verschwanden, und wenn er in den Besuchssaal eintrat, fühlte er seine Kadettenuniform von neugierigen Blicken unischwirrt. Der Wichtigkeit seiner Rolle einmal bewußt, spielte er sie mit heiterer Berechnung bis zur Meisterschaft ein. Gleich beim Kommen umarmte und küßte er seine Schwester absichtlich zärtlich und so geräuschvoll, daß kleines schelmisches Kichern sich wie ersticktes Hüsteln regte, und es machte ihm als Hahn im Korbe ebensolchen Spaß in seiner knabenhaften Eitelkeit, sich von ihnen mustern zu lassen, als es ihm Spaß machte, sie mit seinen Augen gefällig zu mustern; daß diese eingesperrten Geschöpfchen sich alle in ihn ein wenig verlieben sollten, verbarg er vor der Schwester, die er kameradschaftlich gern hatte, nicht im mindesten. Er verstand es, chevaleresk zu sein, zu ritterlich, um je die Grenzen zu überschreiten. Er wußte zu imponieren. Endlich war er da; Clarissa genoß es. Er ließ sich jeder einzelnen vorstellen und tat listigerweise so, als ob er von jeder unermeßlich viel wüßte. »Ach, Sie sind Fräulein Tilde. Meine Schwester hat so oft von Ihnen gesprochen«, dabei lächelte er sie aus den dunklen, weichen, nußbraunen Augen, die Erbteil seiner slawischen Mutter waren, so sonderlich an, als hätte Clarissa ihm die geheimsten Geheimnisse ihrer Freundinnen verraten. Es ging lustig zu. Er versprach, seine Kameraden mitzubringen. Es gab manchmal so viel Gekicher und Gelächter, daß die Klosterschwestern ernst die Stirne zogen. Ebenso unbefangen als sein Vater gehemmt war, plauderte er mit der Schwester, ließ sich kleine Vorschüsse von ihrem gesparten Taschengeld abgeben, beschenken mit Zigaretten; abermals und nun in

anderer Weise genoß Clarissa den Stolz, beneidet zu sein um einen so galanten, hübschen, gefälligen Bruder, und wenn er wiederum Abschied nahm, erschienen viele Köpfchen am Fenster; als sie ihn schon verschwunden meinten, sausten noch ein paar Nelken ihm nach.

Und dann kam wieder der Schultag, die Schulwoche, die graue, farblose Zeit, eine kleine Welle, an der ihr Leben unmerklich zu Jahren zusammenfloß und mit ihrer steten, monotonen Strömung ihr, ehe sie es recht gewahr wurde, ihre Kindheit forttrug.

* * *

Das einzige Begebnis, das Clarissa menschlich und persönlich erregte, geschah im vorletzten Jahre der Klosterschule. Bisher hatte sie an keiner ihrer Kameradinnen sonderlichen Anteil genommen, denn obwohl allgemein beliebt, lag in ihrer vom Vater ererbten Verhaltenheit etwas, was die törichten Geständnisse und Überschwänge der sonst plauderhaften Mädchen zurückhielt; alle sprachen gerne mit ihr und forderten ihren Rat, ohne aber sich ihr anzuvertrauen, sie wiederum, ernst auf ihre Arbeit gekehrt, fühlte keinen Anlaß, aus sich vorzutreten, und mit der Schule verlor sich nicht nur jede Bindung mit den einstigen Kameradinnen, sondern auch die Erinnerung an die meisten. Umso mehr beschäftigte sie darum das sonderbare Wesen, dessen Gegenwart und Geschick ihr erste Ahnung der Wirklichkeiten über die Mauern der Schule wehten.

Schon am vorhergehenden Tage hatte Rosie, ein unhübsches, im Winter pickeliges, im Sommer sommersprossiges, rothaariges Mädchen, das aufpasserisch hinter allen Neuigkeiten her war und deren unbändige Schwatzsucht sich bei jedem Anlaß betätigte, die Nachricht den Mädchen gebracht, daß für morgen eine »Neue« zu er-

warten sei, und damit die Zeremonie des Urteilsspruchs über eine Debütantin. Dennoch wurde ihre Ankunft zu einer erregenden Überraschung. Denn wenn sonst eine »Neue« die klösterlichen Schulräume betrat, überschritt sie schüchtern und verwirrt, als müßte sie einem verborgenen Drudenfuß erst ausweichen, die Schwelle und stand dann gesenkten Blicks vor der beobachtenden Neugier von fünfzig oder achtzig achtsamen und vorwiegend krittlerischen Blicken. Die kaum noch Sechzehnjährige aber, die jetzt von der Oberin mit lockeren Fesseln zum erstenmal in den Speisesaal geführt wurde, ging leicht und sicher, wandte sich aus runden, lachenden Augen von einer zu andern, als ob sie jede genau so erwartet hätte, wie sie war; den Nachbarinnen am Tische nickte sie herzlich zu und begann gleich zu erzählen, wie bezaubernd der Blick von ihrem Fenster sei. Noch hatte die Schulstunde nicht begonnen und sie war bereits mit einigen Mädchen vertraut. Unbefangen fragte sie mit einem Hallo jede um ihren Vornamen ab und fand dabei gleich nette Worte. »Was für reizende Haare du hast«, sagte sie dem Mädchen, das sich neben sie setzte und ließ eine der Locken durch ihre Finger spielen. »Ach, wenn ich solche Haare hätte. Meine sind widerspenstig und zu dicht.« Wenn sie sich von einer neugierigen Kumpanin betrachtet fühlte, lachte sie heiter und herzlich, gerade im Augenstern, zurück. Nach einer Stunde waren alle Mädchen schon ungeduldig, mit Marion – so hieß sie, und der fremdartige Name paßte zu ihr gut – zu reden, und konnten nur mühsam erwarten, bis der Abend und damit die kurz verstattete Plauderzeit käme. Unwillkürlich bildete sich in dem Zimmer um die »Neue« ein Kreis, aber weder wehrte sie bescheiden ab, den Mittelpunkt zu bilden, noch trug sie den gelindesten Hochmut zur Schau. »Wie nett ihr gleich zu mir seid«, rühmte sie ganz ehrlich. »Ich habe mich ein bißchen gefürchtet vor dem ersten Tag, aber es ist wirklich

reizend bei euch«, und dabei setzte sie sich in der hübschesten Weise auf die Lehne des Fauteuils, ließ die kleinen Füße niederwippen, und es war, als ob sie mit ihrem Schwingen ihre Zustimmung stumm bestätigten. Sie eigentlich schön zu nennen, forderte eine besondere Einstellung des Geschmacks; jedenfalls wirkte sie apart und durchaus anziehend mit ihren großen runden Augen, denen die stark gezogenen Brauen eigentlich mehr Charakter gaben als die etwas matten Pupillen; vielleicht auch war sie leicht kurzsichtig, denn sie kniff gerne die Lider zusammen, was ihrem Blick etwas halb Liebenswürdiges halb Spannendes gab und, wenn sie lachte, sogar etwas Spitzbübisches. Die Züge, unausgeformt wie sie noch waren, wirkten eher grob, sobald man sie näher betrachtete, sie hatte eine etwas zu weit geformte Nase und eine zu flach gewölbte Stirn, aber es war schwierig, sie bildhaft zu betrachten, weil sie sich unablässig bewegte und vor allem nach allen Seiten wandte, als hätte sie Sorge, jemand einzelnen im Gespräch zu übersehen. Heitere Gutmütigkeit war der unverkennbare Charakterzug, der sie bewegte, ein Wunsch, jeder nicht bloß zu gefallen, sondern auch gefällig zu sein, und diesen freundlichen Charme gab sie mit jedem Blick und jeder Bewegung auch an die Unempfänglichste weiter.

Unscharf, wie sie war, und des Interesses, das sie erregte, wohl gewärtig, erzählte sie gleich in der ersten Stunde unbekümmert und sichtlich ehrlich von sich. Sie hatten viel im Ausland gelebt, und jetzt da ihr Vater in Südamerika für längere Zeit gebunden sei, habe Maman – sie sagte nicht Mutter wie die andern und nicht Mama, sondern mit französischem Akzent Maman – sie lieber zur Ausbildung gegeben; es sei schrecklich, sie hätte so viel versäumt durch das viele Reisen in den früheren Jahren, bald da und bald dort. Eigentlich hätten sie hinüber sollen nach Bolivien, aber Maman vertrage das Klima nicht, und

es sei Mädchen doch wichtig, einmal sich ordentlich auszubilden – freilich, sie habe ein bißchen Angst, ihnen nachzukommen, von Mathematik wisse sie gar nichts, und Geographie, ja die habe sie eigentlich nur auf den Reisen gelernt. So ging das weiter, leicht und zugleich sicher und unbefangen, nicht eigentlich von Selbstgefühl, aber von jungem pochenden Lebensgefühl getragen. Die ändern Mädchen lauschten verzaubert, wie die Namen italienischer Städte, die Bilder von Expreßzügen und teuren Hotels auftauchten; ein Strom von Wärme ging aus diesem gutmütig gesprächigen Geschöpf, sie trug die buntesten Bilder der Welt mit sich, und alle erschraken fast, als die Glocke ihnen Schweigen und Schlaf anbefahl.

Was unausweichlich geschehen mußte, geschah: schon in den nächsten Tagen waren alle in dies exotische Wesen verliebt, aber Marion hatte die glücklichste Art, die bei unflüggen, ungereiften Geschöpfen üblichen Eifersüchtigkeiten und Rivalitäten zu lindern, indem sie zu allen mit der gleichen Unbefangenheit herzlich war und ihnen Trost zuteilte. Sie küßte die Schmollenden, umarmte die Verärgerten, beschenkte die Eifersüchtigen; sie konnte leidenschaftlich um sie werben mit allen Verkleidungen wie ein Sonnenkringel. Auch die frommen Schwestern, die Dienstleute konnten sich dem Charme ihrer strahlenden Gutmütigkeit, die mit einer natürlichen Geschicklichkeit glücklich gepaart war, nicht entziehen; es war ein Schmeicheln, ein Streichen der Natur, aber dies gerade war das Gewinnende; das konnte man nicht so weggeben, das mußte man irgendwie ehren; man sah ihr nach, daß ihre Kenntnisse recht mangelhaft waren, ihr Eifer nicht sonderlich beständig war, denn wie reizend war es, wie sie erschrak und bestürzt war oder tat, sobald sie etwas nicht wußte; wie unwiderstehlich sie zu bitten, wie überschwenglich sie zu danken verstand. Versuchte eine Lehrerin streng zu sein, ernstlich zu werden, so wurde ihr

Mund weich vor Schreck und sie stand starr; sie war seit frühester Kindheit anscheinend mit Güte umgeben gewesen. Benahm sich eines der Mädchen unfreundlich zu ihr, so war sie jedesmal mehr erschrocken als verärgert; ihre Natur, naiv auf Freundlichkeit eingestellt, war unfähig, das Boshafte und Heimtückische zu begreifen, und durchaus nicht darauf eingestellt, die Führung zu bekommen. Auch empfand sie die Freude des Weggebens mehr als die des Behaltens, etwa von ihren kleinen Künsten, mit denen sie Häubchen und irgendwelche Nichtigkeiten anzufertigen wußte; wenn von »Maman« oder von einem anderen eifrigen Spender, von Onkel Theodor, Bonbonnieren oder kleine Geschenke kamen, lief sie eilfertig von einer zur andern, um ihr zuzuteilen, und ihr Geplauder war immer leicht durchperlt von Heiterkeit. Das ganze Haus schien heller mit ihrer Gegenwart, so daß die alten, grauen, sandigen Mauern um einen Ton aufgehellt waren.

Clarissa hatte sich von Marion anfangs ferngehalten, aber nur um sie aus dieser Distanz anteilnehmender und anhaltender beobachten zu können. Obwohl sie sich es bewußt vielleicht nicht eingestand, versuchte sie das Geheimnis dieses Gewinnenden, das von dieser Gleichaltrigen ausging, zu ergründen, die Aufgeschlossenheit von ihr abzulernen. Heimlich sah sie ihr zu, wie sie ging, wie sie locker und leicht eine Kameradin unter den Arm faßte, wie sorglos und sicher sie mit dem Fremdesten an einem der Besuchstage, kaum vorgestellt, ein Gespräch begann, und verglich diese Leichtigkeit beinahe schuldbewußt mit ihrer eigenen Gehemmtheit. Seit Marion gekommen war, hatte Clarissa diese erst wirklich zu empfinden begonnen; es war ihr nicht möglich, herzlich zu erscheinen, gerade wenn sie am herzlichsten zu sein meinte; hier galt es, Marion etwas abzulauschen, so wie eine andere heimlich im Zimmer einen Tanzschritt nachprobiert, wie man ihn auf der Bühne sieht, oder im Spiegel das Lächeln einer Schau-

spielerin nachprobt. Während jene allgemeinen Anteil erregte, sah man an ihr vorbei und – wie sie sich ehrlich gestand – mit Recht, denn was gilt auch die beste Empfindung, sofern sie sich nicht zu übermitteln weiß; wo jener jeder mit Liebe begegnete, begegnete ihr jeder mit Respekt, mit Reserve. Clarissa träumte wach davon, nur einmal ihrem Vater mit dieser unwiderstehlichen Herzlichkeit entgegeneilen zu können wie jene dem zufälligsten Bekannten. Es war eher ein Zufall, der die beiden dann näher aneinanderschloß. Während die meisten Mädchen über die Sommerferien nach Hause zu ihren Eltern gingen, blieb Clarissa alljährlich zurück, weil ihren Vater die großen Manöver festhielten, und ebenso Marion, weil »Maman« eine Kur in Gastein machen mußte. Die Oberin, die Clarissa durchaus schon als Erwachsene dank ihrer ernsten, verläßlichen Art behandelte, machte ihr den Vorschlag, ob sie mit ihren Kenntnissen Marion, die im Unterricht doch fühlbar zurückgeblieben war, nicht während der schulfreien Zeit durch kameradschaftliche Nachhilfe gefällig sein wolle. Clarissa war gerne einverstanden, Marion ihrer begeisterten Art gemäß leidenschaftlich entzückt; unwillkürlich entwickelte sich aus dem häufigen Beisammensein eine Freundschaft. Nachdenkliche Naturen haben die geheime Gewalt, aus den leichteren das Ernste wenigstens für kurze Augenblicke hervorzuheben, ihnen mit ihrer Schwere auf den Grund zu tasten, und Clarissa bemerkte bald, daß Marion, die sich ihr gegenüber anders gab als den anderen, keineswegs so sorglos und unbelastet war, als ihre gesellige Anmut vortäuschte, ja daß vielmehr dies pausenlose Bedürfnis, Wärme und Herzlichkeit um sich faßbar zu fühlen, in diesem Kinde einer inneren Unruhe und sogar Angst vor einem Sich-Alleinfühlen oder Alleingelassensein entsprach, das sie zu übersprechen, zu überplaudern suchte. Es war, als ob sie aufwachte, wenn der Zug stehen blieb, und erst wenn

dann niemand da war, spürte sie, wie allein sie war. Darauf beruhte ihr sich Beliebtmachen, ihr Suchen nach fremder Liebe. Weder war jenes Reisen von Hotel zu Hotel so rauschhaft gewesen, als die andern jungen Mädchen es so neidvoll sich vorträumten – sie war am Tagende, wenn ihre Eltern ins Casino oder Theater gingen, zu Bette geschickt worden, hatte allein in fremden Zimmern geweint –, noch schien »Mamans« Liebe so zuverlässig, wie sie mit Geschenken verschwenderisch war. Auch daß von dem Vater in Bolivien niemals ein Brief kam, erregte sie. »Er ist so beschäftigt, tröstet mich immer Maman, aber einen Brief kann man doch schreiben und überhaupt …« Sie hielt wie jedesmal inne, immer mit einemmal, wenn sie ins Klagen kam, aus einem noch ungebrochenen Stolz, aber Clarissa spürte, daß Marion irgendein Geheimnis noch zurückhielt, und schließlich brach es eines Abends vor, als sich wieder einmal der erwartete Besuch ihrer Mutter verschoben hatte. »Ich weiß nicht, was es mit ihr ist«, gestand sie, hart an die Freundin gedrückt und sie fest mit den Armen umklammernd, daß sie ihr Zucken aus jedem heftigen Wort spüren konnte. »Aber niemand bleibt mir lange gut. Es muß etwas sein um mich. Alle lieben sie mich und verwöhnen sie mich zuerst, und plötzlich werden sie kalt. Vielleicht hab' ich das von Maman. Auch um sie sind immer andere Leute, nie dieselben. Aber ich ertrag's nicht. Ach, und das ist schrecklich, dieses Kaltwerden, dieses Fremdwerden, man fühlt sich weggestoßen, weggeworfen; es gibt nichts Schrecklicheres auf der Welt; ich ertrag' es nicht, ich ertrag' es nicht. Man geht daran zugrund.« Und noch näher an sie rückend: »Weißt du, im letzten Jahr waren wir in Evian. Neben uns am Tisch saß mit seinen Eltern ein bezaubernder junger Bursch, ganz zart, ganz fein anzusehen, erzogen ist er in einem Haus mit Dienern, Pferden – du kennst dich da nicht so aus, aber man merkt das an der Art, wie jemand

sich hinsetzt. Er wandte sich zu seiner Mutter. Es war wie im Theater. Aber über den Teller sah er immer nach mir herüber, ich spürte, daß ich ihm gefiel, und so bm ich eben, mich berauscht's, mich beglückt's, wenn ich jemandem gefalle – ich bin dann klüger, lebendiger, witziger, ich spür', wie jede Bewegung mir gelingt, jedes Wort sich rascher findet, ich glaube, ich bin dann sogar hübscher als sonst. Am Nachmittag kam er heran, sehr höflich und ein bißchen errötend, stellte sich vor und fragte, ob ich nicht als vierte mitspielen wollte bei ihrem Tennis. Abends grüßten die Eltern bereits freundlich zu uns herüber, von dem Tag an plauderten sie täglich mit Maman, luden sie in ihren Wagen, und ich war fast immer mit Raoul. Und plötzlich eines Mittags, stell dir's vor, geht er an mir vorüber, wie an einer Haubenstange, glatt vorüber, und die Eltern grüßen nicht mehr – stell dir's vor, Clarissa, da sitzt man, und gegenüber ein Bursch, mit dem du gestern gespielt, geplaudert, gespaßt – und, warum's nicht sagen, wir haben uns auch geküßt – und sieht in den Teller hinein, und man weiß nicht, was für eine Dummheit man getan hat, man zermartert sich den Kopf. Aber das ist fast ein Jahr her, da war ich noch dumm und hab' keinen Stolz gehabt. So bin ich nachmittags, wie ich ihn allein durch den Stall kommen seh', gerade auf ihn zugegangen und hab' ihn gefragt: ›Raoul, was heißt das? Was hab' ich ihnen getan?‹ Der Bub wird rot, wird verlegen und sagt schließlich kalt: ›Ich habe meinen Eltern zu gehorchen …‹ Ach, und ich hab' ihm nicht ins Gesicht geschlagen. Ich kann mir's denken. Wahrscheinlich hat die Mutter Angst gehabt, er will mir einen Antrag machen, und sie waren irgendwelche Comtes und mit viel Geld … Aber darf man da jemanden so wegstoßen, als wäre er ein Dreck … Nie werd' ich das vergessen, nie … ich hab' mich so geschämt, was Maman denken könnte, geschämt vor mir selbst … ich war wie verrückt … ich konnte nicht essen, ich hätte es

erbrochen … abends, die Mutter war fort im Casino, bin ich aufgestanden und an den See, hab' mir die Schuhe, die Strümpfe ausgezogen, und bin … du, erzähl' es niemand, Clarissa, niemand, nicht wahr, du bist klug und gemessen, sie können es nicht fühlen … die ersten Stufen hinab ins Wasser, ich wollte mich ertränken … ich könnt' es nicht ertragen, da allein oben im Zimmer, und dann die Angst, denen zu begegnen, sie gegenüber zu haben bei Tisch … ich vertrag es nicht, daß jemand mich verachtet- ich brauch' es von jedem, daß er mich gern hat, sonst, sonst komme ich mir verlassen vor, gejagt, verfolgt, verschreckt … ich weiß, es ist dumm … aber ich kann nur leben, wenn man mich gern hat … natürlich war ich zu feig … aber seitdem ist es in mir, seitdem habe ich bei jedem Menschen das unsichere Gefühl, ob er nicht auch so mich plötzlich nicht mehr mag … nur bei dir nicht, Clarissa, bei dir spür' ich mich sicher, nur bei dir … nicht, nicht einmal bei Maman, die … aber nein, ich tu ihr vielleicht Unrecht … nicht wahr, du denkst nicht schlecht von mir, wenn ich dir das alles sage?«

»Aber Marion, wie sollte ich«, tröstete sie Clarissa und strich der Aufgeregten ehrlich bewegt über das Haar. Es war das einzige Mal, daß die Freundin sich ihr anvertraut hatte; am nächsten Tage lachte und spielte sie wie sonst, und kaum daß die Mädchen von ihren Ferien braun und aufgefrischt einrückten, warf sie sich ihnen wie eine Welle entgegen. Für jede hatte sie eine andere Aufmerksamkeit bereit. Aber war es jener gegen sich selbst ausgesprochene Verdacht Marions oder eine richtige Beobachtung, Clarissa meinte, durch einen Blick mißtrauisch gemacht, zu bemerken, als ob die Herzlichkeit bei einigen der andern Mädchen zu Marion tatsächlich nicht mehr die gleiche wäre. Man umdrängte sie nicht mehr so wie im Frühjahr bei ihrer Ankunft, von den eifersüchtigen Rivalitäten war wenig mehr zu fühlen. Vielleicht hat sie ihnen nichts

Neues mehr zu erzählen, überlegte Clarissa. Zuerst vielleicht haben ihre sommerlichen Begegnungen sie von ihrer Neigung abgezogen, aber sie konnte nicht umhin festzustellen, daß einige sich von hier an fast gleichgiltig abwandten; daß eine Gruppe, die von einem Mädchen geführt worden war, stärker zu werden begann und so eine Überherrschaft gewann, wodurch eine Faszination, sich zu wehren, entstand, ja, eine Art Feindseligkeit oder Abneigung zu spüren war. Marion merkte selbst nichts. Sie lief mit ihren flatternden, liebenswürdig anmutigen Lokken von einer zur andern, plauderte, rühmte, wie sie gewachsen waren, fragte sie in neidlos anteilnehmender Weise nach ihren kleinen Abenteuern und Erfahrungen. Clarissa ward es unbehaglich, ihr Werben auch bei jenen zu sehen, bei denen sie eine beinahe gereizte Zurückhaltung spürte, und sie überlegte, ob sie Marion nicht warnen solle gegen den ihr sichtlichen Widerstand. Aber sie fand nicht den Mut.

So ereignete sich dann jener keineswegs zufällige, sondern heimlich und heimtückisch vorbereitete Zwischenfall in der Französischstunde. Jenes unhübsche Mädchen, das aus den Ferien außer reichlichen Sommersprossen allerhand aufgefangenes Geschwätz mitgebracht zu haben schien, hatte zu Anfang der Stunde sich zu Marion hinübergeneigt und ihr scheinheilig bittend zugeflüstert: »Du, ich find eine Vokabel nicht im Dictionnaire und trau' mich Sœur Eve nicht zu fragen, sie schnauzt mich immer so ab. Aber dich hat sie doch so gern. Geh, sei so lieb und frag statt meiner was bâtard heißt, bâtard mit dem accent circonflex auf dem a.« Marion, arglos und gefällig wie immer, stand auf und fragte: »Mademoiselle, was heißt bâtard auf deutsch?« Sofort regte sich in einigen Bänken ein mühsam verhaltenes Gekicher. Die Lehrerin errötete leicht und wurde sichtlich unwillig, sei es, daß sie eine Ungezogenheit Marions vermutete, sei es, daß sie

über ihre persönlichen Verhältnisse Bescheid wußte. »Das Wort ist aus dem Mittelalter und heute kaum mehr gebräuchlich«, versetzte sie beinahe unwirsch. »Jetzt mach deine Arbeit fertig!« Wieder regte sich das leise Hüsteln, und nun schien Marion zum erstenmal der versteckten Absicht gewahr worden zu sein, gab Clarissa ein Zeichen, flehentlich, dann blieb sie stumm wie im Speisesaal über ihr Buch gebeugt. Aber nach der Lektion stürmte sie sofort zu Clarissa hinüber. »Was wollen sie von mir? Warum hat dieses Luder mich das fragen lassen?« Clarissa, die selbst nicht das Vorgefallene verstand, suchte sie zu beschwichtigen, indem sie ein Buch in die Suche einzubeziehen riet. Aber schon hatte Marion in ihrer raschen Art den Dictionnaire vom Buchgestell gerissen und blätterte nach, um nach einem Blick in ein fast irres Schluchzen auszubrechen. Und Clarissa las: »bâtard, Bastard, uneheliches Kind.« Jetzt erst, erschrocken über die aufgeschlagene Seite, verstand sie, was geschehen war.

Das Ganze dauerte eine Sekunde. Und schon war Marion weggesprungen, sinnlos erregt, und eine Minute später, noch nicht erholt, hörte Clarissa, ehe sie sich besonnen hatte, ihr nachzufolgen, aus dem Speisesaal ein fürchterliches Geschrei. Herabstürmend sah sie Marion von den Schwestern und Mädchen umringt und mühsam festgehalten; sie hatte wie eine Rasende, blindwütig herunterstürmend, einen Teller gefaßt gehabt und schmetternd an der Stirn ihrer Feindin zerschlagen, daß das Blut niederlief, und schon nach dem Messer gegriffen, als man sie bändigte; das sonst so liebenswürdige Geschöpf sah aus wie eine Irre; die Züge waren verzerrt, während sie sich wehrte. Mit Gewalt wurde sie weggeführt, ja, mehr hinausgeschleift als geschleppt und unter der Aufsicht einer Nonne in das Zimmer gesperrt. Die Aufregung unter den Mädchen war unbeschreiblich; die Oberin, energisch und selbst kalkweiß, befahl ihnen, sich an den Tisch zu setzen

und daß zur Strafe für ihr unverantwortliches Benehmen keine bis zum nächsten Morgen laut oder leise ein Wort sprechen dürfe. Der Schulunterricht falle für diesen Tag aus; wie scheue Schatten standen die Mädchen in dem plötzlich stummen Raum und wagten einander nicht anzuschauen.

Inzwischen beriet die Oberin mit den Schwestern, das Telefon ging mehrmals; Marion mußte abgesondert von den andern in dem Zimmer verbleiben, und viel später erfuhr Clarissa erst, daß beschlossen wurde, sie nach zwei Tagen der Beruhigung zu ihrer Mutter zurückzuschicken. Aber in der nächsten Nacht war es Clarissa, die mit Marion und einem zweiten Mädchen das Zimmer teilte, im Halbschlaf, als ob ein Schatten durch den Raum geglitten wäre und eine Hand sie zärtlich gestreichelt hätte. Am nächsten Morgen war Marion verschwunden; wie man später feststellte, durch die Gartenpforte. Clarissa war erregt; sie erinnerte sich an den See, sie fürchtete, daß Marion sich ein Leid angetan hatte. Jedenfalls hörten sie nie mehr von ihr. Auch die Polizei wußte nichts. Die Anstifterin blieb nicht lange, denn die andern Mädchen, zu spät ihrer Grausamkeit bewußt, verweigerten ihr Wort und Gruß.

Dies war die einzige Begebenheit aus dieser Zeit, der sie sich entsann. Dann kam noch ein Jahr, eintönig und leer; zu Sommersanfang sollte Clarissa die Schule entgiltig verlassen. Aber schon im Mai rief sie die Oberin freundlich in ihr Zimmer; es sei von ihrem Vater, dem Oberstleutnant, ein Brief gekommen; er wünsche aus bestimmten Gründen ihren sofortigen Austritt. Gleichzeitig kam ein knappes Telegramm – »Erwarte Dich Sonntag vormittags elf Uhr Spiegelgasse Eduard abholt Dich Bahn« –, das sie umsomehr verwunderte und sogar er-

schreckte, weil sie wußte, daß nur etwas Außerordentliches ihren so rücksichtsvollen Vater zu einem derart strikten Befehl veranlassen konnte. Beunruhigt nahm sie Abschied von dem Hause und damit von der Unverantwortlichkeit ihrer ersten Jugend.

Sommer 1912

An dem Bahnhof in Wien erwartete sie ihr Bruder. Noch ehe sie ihn recht umarmt, fragte sie ihn schon: »Was ist mit Papa?« Eduard zögerte. »Er hat mit mir noch nicht gesprochen, ich glaube, er wartet, bis du kommst. Aber ich kann mir's eigentlich schon denken. Ich fürchte, er hat den blauen Bogen bekommen.« »Den blauen Bogen?« Clarissa starrte den Bruder, ohne zu verstehen, an. »Ja, so heißt's einmal bei uns, wenn einer in Pension geschickt wird. Ich habe schon lange so etwas munkeln gehört. Daß er ihnen unbequem im Ministerium oder im Generalstab war, ist schließlich kein Geheimnis seit jenem Angriff in der Armeezeitung gegen sein Buch, der zweifellos von oben her inspiriert war. Schon im Vorjahr wollten sie ihn abschieben, als Generalinspektor nach Bosnien, aber er hat sich geweigert. So haben sie ihn einfach abgesägt. Bei uns mag man die Leute nicht, die sich kein Blatt vor den Mund nehmen. Ob einer was ist oder was kann, ist denen Nebensache. Kuschen muß er können oder intrigieren, sonst stellen sie ihm ein Bein.« Unwillkürlich kam ein harter Zug um sein sonst so offen-heiteres Knabengesicht, für eine Sekunde sah er plötzlich seinem Vater ähnlich. »Aber schwatzen wir jetzt nicht lang. Er wartet auf uns. Leicht wird's ihm nicht sein. Komm!«

Er nahm der Schwester den Koffer aus der zitternden

Hand. Beide schwiegen, während sie durch die Bahnhofshalle gingen. Sie vermochte ihre Gedanken noch nicht zu sammeln. Die Vorstellung ihres Vaters war ihr so verbunden mit Macht und glänzender Uniform, daß ihr unfaßbar war, irgend jemand könnte ihm das nehmen; nichts hatte jemals diesen Glanz, der von ihm ausging; er hatte ihre Kindheit überleuchtet, obwohl sie sein Gesicht nicht kannte. Er war ihr Stolz gewesen. Sie vermochte nicht zu fassen, daß er wie ein anderer gehen sollte, im grauen Anzug ohne diesen Schimmer von Farbe und Glanz um sich, er, den niemand kannte ohne den goldenen Kragen. Erst als der Wagen schon der Spiegelgasse zurollte, fragte sie mit zaghafter Stimme noch einmal: »Bist du sicher, Eduard?« »Soviel wie gewiß«, antwortete er, indem er zum Fenster wegblickte, um seine Erregung zu verbergen. »Und sicher ist, daß wir alles tun müssen, was er wünscht oder verlangt. Wir dürfen's ihm nicht noch schwerer machen.«

In der einfachen Dreizimmerwohnung im vierten Stock – Schuhmeister hatte immer spartanisch bescheiden trotz seiner hohen Stellung gelebt – öffnete ihnen der Offiziersbursche; auch er schien merklich bedrückt, als er meldete, der Herr Oberstleutnant erwarte sie in seinem Arbeitszimmer. Als die beiden eintraten, stand ihr Vater vom Schreibtisch auf, legte den Zwicker, den er in den letzten Jahren wegen seiner zunehmenden Weitsichtigkeit benötigte, hastig ab und ging auf Clarissa zu. Er küßte sie wie immer auf die Stirne. Aber ihr war, als ob er diesmal weicher und fester zugleich sie an sich zog, als wollte er sich an ihr halten. »Geht es dir gut?« fragte er dann knapp. »Jawohl, Papa«, antwortete sie hastig, da bei der letzten Silbe der Atem ihr nicht mehr ganz gehorchte. »Setzt euch«, sagte er befehlend, auf die beiden Fauteulis weisend, während er zu dem Schreibtisch zurückging, und gütiger zu seinem Sohn: »Du kannst eine Zigarette rau-

chen. Genier dich nicht.« Es war ganz still. Man hörte durch das geöffnete Fenster, wie von der Michaelerkirche die Turmuhr elf schlug; alle drei waren militärisch pünktlich gewesen.

Der Oberstleutnant hatte neuerdings den Zwicker aufgesetzt und schichtete ein paar beschriebene Bogen, die vor ihm lagen, etwas nervös zusammen. Seiner Unsicherheit in der freien Rede bewußt, hatte er schon für die Aussprache mit seinen Kindern eine Art Memorandum konzipiert, in das er von Zeit zu Zeit niederblickte, um Halt zu gewinnen, wenn er ins Stocken kam. Nur die ersten Worte hatte er sich anscheinend auswendig zurechtgelegt; offenbar wollte er direkt Blick in Blick zu ihnen sprechen. Aber es gelang ihm nicht, sein Blick kam nur unsicher durch die geschliffenen Gläser den befangenen Blicken seiner Kinder entgegen, und er wich ihnen bald aus, indem er sich angestrengt über sein Exposé beugte.

Um sich einen Abstoß zu geben, räusperte er sich zuerst. »Ich habe euch beide«, begann er, und seine Stimme konnte sich nicht ganz von einer würgenden Trockenheit befreien, »heute herbestellt, um euch einige Mitteilungen zu machen, die euch und mich betreffen. Ihr seid beide erwachsen, und ich weiß, daß alles, was ich euch zu sagen habe, streng reservat unter uns bleibt. Also zuerst« – er blickte auf das Blatt, so daß sein Gesicht in Schatten fiel – »ich habe meinen Abschied aus dem kaiserlichen Dienst genommen. Mein Gesuch um Entlassung ist heute an die Armee-Kanzlei abgegangen.«

Er stockte und las dann ab. »Ich habe mich in fast vierzig Dienstjahren bemüht, immer aufrichtig zu sein. Ich habe nie eine Lüge gesagt, nicht nach unten und nicht nach oben, weder zu Subalternen noch zu den Vorgesetzten, auch zu den höchsten und allerhöchsten nicht. So brauche ich auch euch, meinen Kindern, nichts zu verschweigen. Ich bin« – die Stimme versagte ihm einen Augenblick –

»ich bin nicht freiwillig gegangen. Daß man mir den Abschied mit dem Generalsrang verbrämt und vielleicht noch einen Orden nachwirft, ändert nichts daran. Für mich nicht das mindeste. Man hat mir nahegelegt, meinen Abschied zu nehmen, nahegelegt in einer Art, die keinen Zweifel über die Absicht ließ, mich loszuwerden. Ich hätte vielleicht protestieren können und um Audienz bei seiner Majestät einkommen, die immer gnädigsten und gütigsten Anteil an meiner Arbeit genommen haben. Ich habe es nicht getan. Mit achtundfünfzig Jahren bittet und bettelt man nicht mehr. Ihr werdet das verstehen.«

Er zögerte abermals einen Augenblick, ehe er weiter ablas. »Ich bin beinahe vierzig Jahre als Soldat in kaiserlichen Diensten gestanden. Und so weiß ich, daß die erste Pflicht des Soldaten Gehorsam ist. Wir haben Disziplin zu halten und jedem Befehl uns zu fügen, selbst wenn wir ihn für unrichtig und ungerecht erachten. Wir haben nicht zu kritisieren, und ich werde es nicht tun. Aber euch, meinen Kindern, darf ich sagen, was vorgefallen ist, damit ihr an mir nicht irre werdet und nicht denken könnt, ich hätte jemals meiner Pflicht nicht genügt; selbstverständlich bleibt auch dies streng reservat. Ihr wißt, daß ich mich seit Jahren fast ausschließlich mit Berechnungen über die ausländischen, möglicherweise feindlichen Armeestärken und Armeeausrüstungen befaßt habe, und ich glaube da meiner Sache so sicher gewesen zu sein, als Sicherheit auf diesem Gebiete möglich ist. Ich habe die Resultate dieser Berechnungen und Vergleichungen nie meinen Vorgesetzten verheimlicht, obwohl sie dort leider als überflüssig und unentscheidend gewertet wurden; ich habe insbesondere im Gegensatz zum übrigen Generalstab und dem Kriegsministerium auf die taktische und die Materialüberlegenheit der Balkanstaaten hingewiesen, die zweifellos jetzt zu einem Kriege gegen die Türken rüsten, und auch vergleichsweise die Schwäche in einigen Punkten

unserer eigenen Ausrüstung nicht verschwiegen: indem der Munitionsverbrauch von mir siebenmal so groß angenommen wird, nämlich im Balkankrieg, bei dem man mit der Dauer eines Feldzugs rechnen muß; man hat meine diesbezüglichen Referate von Jahr zu Jahr unter den überflüssigen Akten verschwinden lassen. Ich war es gewöhnt, daß man sie bagatellisierte und abtat; ich wußte, daß die Initiative entscheidet, indes habe ich die Exaktheit der Information fortgesetzt, denn ich habe meine Pflicht nicht im Sinne einer Belohnung getan. Nun hatte ich den Vorzug, bei diesen Sommermanövern von seiner Kaiserlichen Hoheit, dem Thronfolger, in ein längeres Gespräch gezogen zu werden, der über jene Manöver meine Ansicht kennenzulernen wünschte, und ich äußerte mich so freimütig, als es mir die Disziplin gegenüber meinen Vorgesetzten erlaubte. Seine Kaiserliche Hoheit schien lebhaft interessiert, ich wurde dann noch zweimal zu einer Audienz in das Schloß Konopischt gebeten; er fragte mich unter anderm, ob meine statistischen Feststellungen mir die Grundlagen der Beurteilung für die Chancen in einem internationalen Konflikte bieten könnten, was ich meiner Überzeugung gemäß bejahte, denn ich habe nicht zum Spiele jede Stunde meiner Jahre an diese Arbeit gewandt, sondern ausschließlich, daß sie in der Stunde der Gefahr unserem Vaterlande dienlich sein könnten. Seine Kaiserliche Hoheit fragten dann, ob ich für ihn persönlich ein Referat dieser Art zusammenstellen könnte, und ich erklärte mich gerne bereit, sofern er es in eigenen Händen bewahre und vor jeder Indiskretion schütze, was er mir zusicherte. Ich habe« – die Stimme Schuhmeisters wurde im Lesen jetzt stärker und heftiger – »vier Wochen an diesem Referat gearbeitet, und so ehrlich, als es nur meine Berechnungen und mein Gewissen verstatteten. Da dem künftigen Herrn dieses Reiches, mit dem unser aller Schicksal unlösbar verbunden ist, daran gelegen schien,

habe ich aus meiner Besorgnis keinerlei Hehl gemacht, daß in einem internationalen Konflikte insbesondere die artilleristische Unzulänglichkeit uns schwersten Gefahren aussetzen würde, und die von dem Generalstab vorberechneten Mobilisationstage der russischen Armee beinahe auf die Hälfte reduziert. Seine Kaiserliche Hoheit nahm das Referat persönlich entgegen und versicherte mir nochmals, daß es ausschließlich in seinen Händen verbleiben würde; nach einigen Monaten aber merkte ich schon aus einigen gereizten Bemerkungen und gleichzeitigen öffentlichen Angriffen in der Armeezeitung gegen meine tabellarischen Veröffentlichungen, daß mein Memorandum allgemein bekannt geworden war, und zwar auf eine Weise, über die Vermutungen anzustellen mir nicht zusteht; und so enthalte ich mich jeder Vermutung, aufweiche Weise es meinen Gegnern zur Kenntnis gekommen ist; und meine Entlassung ist nichts als die verargte Antwort, die ich erwarten mußte. Zu euch, meinen Kindern, sage ich nun: Ich bereue nichts von dem, was ich getan habe, und ich stehe zu jedem Wort, das ich dem kaiserlichen Herrn überreichte und was Bedenken äußert nach meiner Überzeugung. Es war im Interesse unserer Monarchie, die in viel größerer Gefahr schwebt, als unsere politische und militärische Führung vermeint. Möge ich Unrecht behalten! Dann ist es auch gleichgiltig, ob man gegen mich ungerecht gehandelt.«

Der Oberstleutnant unterbrach, trank einen Schluck Wasser, legte ein beschriebenes Blatt zur Seite und nahm ein neues auf. »So – das war Punkt eins. Nun zu mir selbst. Ihr werdet, hoffe ich, es verständlich finden, wenn ich mich von euch für unbestimmte Zeit trenne. Ich habe euch, beschäftigt wie ich war, wenig sein können, aber ich denke, ihr kennt mich genug, um mir nicht zuzumuten, als abgedankter Offizier, als abgetaner Pensionist hier meine einstigen Kameraden auf mich mitleidig herabse-

hen zu lassen. Ich habe keine Lust, Zivilkleider zu tragen, mit achtundfünfzig Jahren nicht, nicht im Caféhaus oder beim Friseur. Auch ihr werdet mich nicht im Zivilkleid hierherumschleichen sehen; auch will ich nicht, daß mich jemand mit einem Titel anspricht, der mir nicht mehr gehört. Niemand soll das. Ich lasse mich weder ehren noch bemitleiden noch ausfragen. Es ist mir leid um euch, meine Kinder, aber ich kann keine Ausnahme machen, und gerade bei euch nicht; ihr werdet mich in Erinnerung behalten, wie ich war; ich habe mich entschlossen, ohne die Abschiedsaudienz abzuwarten, Wien heute zu verlassen. Ich gehe nach Berlin, wohin ich im Einverständnis meines Verlegers das Erscheinen meiner statistischen Tabellen verlegt habe und die Vorarbeit sogar wesentlich erleichtert wird; vielleicht erlaubt mir die Form der Freiheit, die mir wider Willen zugeteilt wurde, in einigen ausländischen Staaten durch Reisen meine Beobachtungen zu ergänzen. Wenn man mich auch aus dem Dienste entlassen, mich nicht für notwendig hält, ich gebe meinen Dienst nicht preis, meine Arbeit von dreißig Jahren für einen amtlichen Ukas nicht preis, ich bleibe bei meinem Dienste für unser geliebtes Vaterland. Ich setze meine Arbeit fort, und diese Arbeit ist, ich sage es offen:« – Schuhmeister erhob seine Stimme und betonte jedes einzelne Wort – »für den Krieg, den ich kommen sehe, unvermeidlich kommen sehe und für viel gefährlicher für uns halte, als es der bequemere Optimismus meiner Kollegen tut – diese Arbeit ist, mit meiner kleinen Kraft alles zu sammeln und bereitzuhalten, was unserer Armee in der entscheidenden Stunde dienen kann, gleichgiltig ob sie mich wieder rufen oder nicht, und um ihnen zu zeigen, was sie durch ihre rosa Brillen nicht sehen oder nicht sehen wollen: daß wir vor einem Abgrund stehen. Man hat mich für meine Berechnungen gelobt, dafür habe ich weiter gearbeitet. Aber ob das gut war, ob das schlecht war, ob belohnt, ob unbe-

lohnt, ist gleichgiltig. Vielleicht werden sie meine Berechnungen in jener Stunde brauchen, und es wird besser sein, sie kommt nicht. Man muß eine Sache um ihrer selbst willen tun, und nicht für Dank vom Hause Österreich. Ich habe einen Eid geschworen. Ich bleibe bei meinem Eid.« Er nahm ein neues Blatt. »Nun Punkt drei: zu euch. Eure Mutter hat die vorschriftsmäßige Kaution in die Ehe gebracht. Ich habe diesen Betrag von der ersten Stunde als euer alleiniges Eigentum betrachtet und nie einen Heller weder vom Vermögen noch von den Zinsen angetastet, so daß ihr heute jeder dank der verläßlichen Anlage beinahe über den gleichen Betrag verfügt, als sie mir in die Hände gelegt. Ich habe in mündelsicheren Papieren deinen Teil, Eduard, und deinen, Clarissa, bei der Postsparkasse auf euren Namen erlegt, so daß ihr am Tage eurer Mündigkeit darüber frei verfügen könnt, ohne mich zu befragen oder zu verständigen. Dieser nicht unbeträchtliche Besitz setzt dich, Eduard, in den Stand, falls dir der militärische Beruf allenfalls nicht behagen sollte, einen ändern zu wählen; doch muß ich dir da jedwede Entscheidung anheimstellen. Daß ich Soldat war mit Leib und Seele, möge dich nicht nötigen, daß mir am Ende einer arbeitsamen Karriere persönlich ein Unrecht geschehen, dich nicht abschrecken. Wesentlich ist nur, daß man die Sache liebt, die man tut, und sie ehrlich und anständig zu Ende tut. Dir, Clarissa, möge jenes Kapital als Mitgift dienen, doch wünschte ich sehr, daß du bis zu deiner Verheiratung nicht untätig bliebest. Du wirst dir, ich kenne dich, schon das Rechte finden. Meine Wohnung steht euch beiden zur Verfügung, der Zins wird regelmäßig von meiner Pension gezahlt werden, und wie ihr sie nutzt und teilt, werdet ihr unter euch rechtschaffen ausmachen. Wegen meiner macht euch keine Sorge. Meine Pension ist reichlich für meine bescheidenen Bedürfnisse, überdies haben meine Veröffentlichungen mir wesentliche Ersparnisse

eingebracht und versprechen auch weiterhin ein höheres Einkommen als mir nottut. Und wenn euch der Vater nun weiterhin als Berater fehlt, so habt ihr, Bruder und Schwester, aneinander den verläßlichsten Freund. Also keine Angst, keine Sorge um mich, und vor allem kein Bedauern; das vertrage ich nicht. Und … und wenn mir etwas zustoßen sollte, erfüllt mir verläßlich den Wunsch, den ich gestern in meinem Testament niedergelegt – kein militärisches Begräbnis! Im Augenblicke, da ich diesen Rock ausziehe, habe ich aufgehört, Soldat zu sein. Jetzt diene ich nur mehr frei nach eigenem Willen und Wissen meinem Kaiser und meinem Vaterland.«

Schuhmeister faltete die Blätter zusammen. Er hatte die letzten Worte feierlich und stark abgelesen wie bei einem Appell vor der Front, mit hellem, scharfen, dem Trompetenschall abgelernten Ton. Jetzt schob er zuerst den Zwikker in das Futteral, die Papiere in die Schreibtischlade. Dann stand er auf. Der Kragen engte ihn. Er schob ihn noch einmal zurück. Unwillkürlich erhoben sich die beiden Kinder von ihren Sitzen. Schuhmeister trat näher heran. Aber im Augenblick, da er die helfenden Blätter nicht mehr vor sich hatte und er zu seinen Kindern väterlich sprechen wollte, kam die alte Gehemmtheit über ihn. Er suchte einen gleichgiltigen Ton zu finden. »So! Das wäre in Ordnung gebracht. Jetzt … jetzt wißt ihr Bescheid … und … und im übrigen müßt ihr euch eben selber zurechtfinden … ich kann euch nichts sagen, nichts raten … keiner weiß, wie er's selber recht macht … da kann man eben … da kann man eben nichts sagen … alles andere muß man eben selber wissen … jeder selber wissen.« Er stockte und spürte selbst, daß er nur ganz leere Worte in seiner Hilflosigkeit sagte, und sein Blick, statt ihnen entgegenzusehen, tastete nach unten gesenkt, als wollte er vom Muster des Teppichs etwas ablesen. Dann faßte er sich plötzlich; anscheinend hatte er sich erinnert,

was er eigentlich sagen sollte. »Ja … und noch das … ich hab' in fünfzig Jahren eines gesehen und gelernt, daß man im Leben nur eine Sache richtig tun kann … nur eine, aber die muß man ganz tun … Es kommt nicht darauf an, was für eine Sache es ist, keiner kann über sich selbst hinaus, aber nur wer sein Leben auf eine Sache stellt, der hat es richtig gestellt. Es muß nur eine anständige, eine ehrliche, eine saubere Sache sein und eine, die dann zu einem gehört wie das eigene Blut … Ob die andern sie eine Marotte nennen oder eine Narrheit, das ist gleich, wenn man sie nur selber für richtig hält … dienen muß man nur können, dienen, anständig dienen, ob's bedankt und belohnt wird oder nicht … seine Sache, seine eigene Sache muß man wissen und richtig zu Ende tun … Nur wenn man etwas hat, an das man glaubt … Und fest muß man sein, und wenn einen ein Unglück trifft, wenn sie einen fortjagen wie einen räudigen Hund und noch auslachen dazu … dann muß man die Zähne zusammenbeißen und fest bleiben … hört ihr … ganz fest … ganz f…«

Er schämte sich, daß er sich von seinen Gefühlen überwältigen lassen hatte, er wollte sich losreißen, er hatte zu schwanken begonnen, und schon war Clarissa auf ihn zugesprungen; schon bei den letzten Worten hatte sie die Bitternis in der Stimme aufsteigen gefühlt, und jetzt lag er in ihrem Arm, vom Schluchzen geschüttelt, zu schwach, sich zu wehren. Er hatte zuviel in sich hineingeschwiegen und hineingefressen. Sie spürte, wie er sich anklammerte an sie, und jeder Stoß von seiner innersten Qual lief über in sie. Beschämt rang er sich los. »Verzeiht mir«, murmelte er abgewandt, »aber ich könnt' doch nur einmal mit euch reden, und es war das letzte Mal. Da überkommt's eben einen alten Mann … So, und jetzt laßt mich … ich trag's schon allem … ich trag's besser allein … Oder hat einer von euch noch was zu fragen?«

Beide blieben stumm. Dann trat Eduard einen Schritt

vor. Er war sehr blaß. Aus militärischer Gewohnheit stand er in Distanz vor dem Vorgesetzten unwillkürlich stramm. »Vater«, sagte er, »du hast von deiner Aufzeichnung gesprochen, in der du das Resultat deiner Arbeit und deiner Beobachtung zusammenfaßt. Ich hätte sie gerne gekannt, und ich möchte nicht, daß sie verlorengeht. Ich weiß, sie ist reservat. Aber du darfst Vertrauen zu uns haben, wenigstens zu uns. Wenn du noch eine Abschrift hast …«

Schuhmeister blickte den Sohn an. Es war der erste freie Blick, der ihm an diesem Tage gelang. »Ich dank' dir«, sagte er mit wirklicher Wärme. »Du hast recht, das gehört euch zu. Daran habe ich gar nicht gedacht. Irgendeiner soll wissen, was ich gewollt habe, wenn all das in den Archiven vermodert. Ich weiß, daß ihr's niemand zeigen werdet, und wenn er wahr wird – Österreichs Untergang, dann verbrennt ihr's. Wenn man uns Lügen straft, dann hinterlegt es auf einer Bibliothek, verschlossen; damit ein anderes Geschlecht von eurem Vater sagen kann, er hat recht gehandelt trotz alledem.«

Er ging zum Schreibtisch, suchte, bis er das versiegelte Paket fand mit der Aufschrift »Nach meinem Tode unveröffnet zu vernichten«. Er übergab es ihm und wehrte, auf die Uhr blickend, ab. »So, und jetzt kein Wort mehr, kein einziges Wort.« Er umarmte den Sohn und die Tochter. Gehorsam wagten beide kein Wort. Schuhmeister trat zum Schreibtisch zurück und wartete in aufrechter Haltung wie die andern; sie schritten gesenkten Hauptes hinaus, ohne den Blick zu wenden; beide fühlten sie, daß wenn die Tür hinter ihnen sich schließe, er in sich zusammensinken würde. Der Offiziersdiener half Eduard in den Rock. Schweigend gingen sie die Treppe hinunter. Als sie aus dem Haustore traten, fielen von der Turmuhr der Michaelerkirche zwölf harte metallene Schläge. Sie waren auf die Minute genau eine Stunde bei ihrem Vater gewe-

sen. Aber seit dieser Stunde wußten sie mehr von ihm als aus ihrem ganzen früheren Leben.

1912–1914

Die nächsten Wochen brachten eine gewisse Unruhe in Clarissens Leben: zum erstenmal hatte sie selbst eine Entscheidung zu treffen. Bisher hatte fremder Wille ihre Beschäftigungen bestimmt, ihr jeden Tag und sogar jede Stunde vorgezeichnet. Nun sollte sie nach eigenem Entschluß eine dermaßen wichtige Wahl wie die eines Berufes treffen, und die weitwirkende Verantwortlichkeit beunruhigte sie umsomehr, als sie in sich selbst keine deutlich bestimmte Neigung oder Zielrichtung vorzufinden meinte. Sie liebte sehr das Klavier, spielte sauber und leicht auch die anspruchsvollsten Piecen, aber war sich doch der Distanz zu wirklich giltiger Leistung bewußt. Die versäumten Gymnasiumjahre nachzuholen, um dann auf der Universität zu studieren, kam durch den bedenklichen Zeitaufwand nicht in Betracht; andererseits bloß bei einer der drei Tanten im Hause zu bleiben, ohne klar umrissene Tätigkeit, widerstrebte sowohl dem Wunsch ihres Vaters als dem eigenen. Nun wollte es der Zufall, daß der Rechtsfreund ihres Vaters sie wegen gewisser Formalitäten hinsichtlich der Hinterlegung ihres kleinen Kapitals zu sich gebeten, ein älterer, durch seine Tätigkeit in philanthropischen Vereinen weit über den Rahmen seiner eigentlichen Sphäre bekannter Mann; ihm legte sie offen ihre Unsicherheit klar und bat ihn um seine Meinung. Dr. Ebeseder lächelte und erklärte ihr entschuldigend zuerst, warum ihre Bitte ihn unversehens heiter gestimmt – sie habe sich bei ihm tatsächlich an die richtige Adresse ge-

wandt, freilich mit nicht ganz zuständiger Legitimation. Er sei Präsident des Vereins für Berufsberatung entlassener Sträflinge, sie dagegen nur gerade aus dem Kloster entlassen und noch keines Deliktes bezichtigt. Dann aber überlegte er nach einigen einzelnen Fragen den Fall und sprach seine persönliche Meinung aus. Es seien, erklärte er ihr, seit einigen Jahren völlig neue Bestrebungen im Sinne der Pädagogik im Gange, von allen Ländern her würden, hauptsächlich durch Frauen wie Ellen Key in Schweden und Signora Montessori in Italien, neue und sehr berechtigte Ansprüche an die Erziehung der Jugend gestellt, die in höherem Grade auf die Individualität des Kindes und andererseits auf die physiopsychische Entwicklung Rücksicht nehmen wollten; vernünftige Eltern seien heute schon entschlossen, ihre Kinder nicht mehr unbelehrten Pflegerinnen und ungebildeten Erzieherinnen anzuvertrauen, und wenn er nicht irre, bestünden hier die verschiedensten Möglichkeiten von Berufen, die, in sich selbst anregend, materiell auch gesteigerten Ansprüchen entsprechend sein könnten und schließlich, was ihm wesentlich erscheine, die Gewißheit eines fruchtbaren und humanen Wirkens in sich trügen. Alle diese Ausbildungen seien bereits ins Wissenschaftliche erhoben; man erwarte jetzt Assistentinnen für die Diätküche, die Turnerei, die Gymnastik, die das stumpfe Ammentum ablösen sollten. Diese Bestrebungen breiteten sich jetzt in den verschiedensten Richtungen aus; man setze auf Spezialisierung gemäß dem Wesen unserer Zeit. Es gäbe Schulen, die sich mit nervösen, andere, die sich mit schwer erziehbaren, wieder andere, die sich mit zurückgebliebenen Kindern beschäftigten. Es gäbe Frauen, die sich dem Fürsorgedienste im sozialen Sinne widmeten, andere der Gymnastik, und Säuglingspflege sei zu einer Wissenschaft geworden; es seien neue Schulen und neue Theorien entstanden, die er selbst alle nicht habe verfolgen können –

aber im ganzen habe er das Gefühl, daß sich für Frauen, die sich nicht einem geistlosen Beruf hingeben und andererseits auch die Mission und besondere Begabung des Weiblichen nicht aufgeben wollten, in dieser neuen Generation eine Fülle von Möglichkeiten eröffneten. Etwas Bestimmtes wolle er ihr nicht vorschlagen, aber wenn sie die Richtung psychologischer Pädagogie an sich billige, würde er ihr dazu raten. Da sie materiell nicht gedrängt sei – ein ungeheurer Vorzug, der nicht vielen gegönnt sei –, brauche sie im ersten Jahre keine Entscheidung zu treffen, sondern sie habe die Möglichkeit, die verschiedenen Universitäts-, Hospitals- und Abendkurse, sei es für Säuglingspflege, sei es für Pädagogik mitzumachen, um sich dann nach näherer Kenntnis zu entscheiden, zu welcher Betätigung sie Berufung in sich spüre – denn diese innere Berufung bestimme doch immer am glücklichsten den Beruf.

Clarissa dankte ihm herzlich, und das nächste Jahr schien ihr zu bestätigen, daß diese Dankbarkeit begründet war. Mit dem zähen systematischen Eifer, den sie wie die meisten Wesenszüge ihres Charakters vom Vater übernommen, teilte sie sich ihren Tag genau ein, und mit einem Maximum an Energie arbeitete sie sich auf den verschiedensten Gebieten ein. Sie ließ sich einschreiben ganz allgemein, machte einen Säuglingspflegekurs durch, hörte die Vorlesungen auf der Universität für Pädagogik, arbeitete in den Hospitälern, besuchte Vorträge und machte sich mit den verschiedensten Erziehungsmethoden vertraut. Um sieben Uhr früh verließ sie das Haus in der Spiegelgasse und kehrte abends so zurück, um gerade noch eine Stunde Klavier zu spielen. Deshalb spaßte ein Professor, für sie solle man die Uhren abschaffen. Noch hatte sie sich für nichts entschieden. Vieles interessierte sie. Aber sie war sich bewußt geworden, daß sie zur Lehrerin nicht taugte. Im Kloster hatte sie nichts gewußt von

der Vielfältigkeit der Probleme. Überall machte sie sich angenehm bemerkbar durch ihre stille Art des Zuhörens und ihre Geschicklichkeit, anderseits war sie an so vielem interessiert: nach den Jahren im Kloster … Und regelmäßig, wie in den Schuljahren ihrem Vater, legte sie sich jetzt selbst Rechenschaft ab. Hatte sie Ausdauer genug, Kranken, Schwachen, Menschen überhaupt, zu helfen? Ihr war nur deutlich, daß sie sich mehr zu Gesunden hingezogen fühlte. Unruhige, nervöse Menschen um sich zu haben, war etwas, das nicht in ihrer Art war. Sie zählte sie zu den Kranken. Sie mußte zu einem Resultat kommen.

Clarissa erkannte, daß Menschen zu dienen, ihr eine Freude war, durch die sie sich freier fühlte. Sie wußte, daß, wenn sie sich in die Einsamkeit zurückzog, um ihren wahren Willen sich ungeduldig melden lassen zu können, sie schließlich die »Sache«, das Eigentliche, gewählt hatte.

Die Entscheidung kam ihr entgegen – wie gewöhnlich unvermutet entgegen. Unter den Vorlesungen, die sie besuchte, waren diejenigen des Hofrats Professor Silberstein, des bekanntesten Nervenarztes, wie ihr schien, ›Das nervöse Kind‹; sie waren ihr als der wichtigste Teil empfohlen worden, und sie verfolgte sie mit Interesse. Sie erschienen ihr außerordentlich. Obwohl er ungewöhnlich jung den Professortitel verliehen bekommen hatte, war er jetzt doch schon etwa fünfundfünfzig Jahre alt; er hatte ein scharfes Gesicht und war als blendender Redner bekannt, wenn ihm auch von Freud wenig bekannt war. Vor allem literarisch war er versiert; Dostojewski und Poe waren für ihn entscheidend, zwischen ihren Werken stellte er Beziehungen her. Ein moderner Typus, hatte er ein scharfes Gesicht, das seine jüdische Abkunft verriet, seine Gestalt war hager, ja mager, er ging etwas zu hoch vorgebückt. Seine Nase war zu groß. Sein Haar war sehr schwarz, so daß seine ganze Erscheinung sehr scharf wirkte. Zugleich hatte sie etwas Asketisches. Er sprach rasch, fließend, mit

etwas zu vielen Gesten. Er faszinierte sie, es waren die ersten wirklichen Vorträge, die Clarissa hörte. Er brachte seine Beispiele völlig frei. Das forderte Einwände heraus. Dies gerade wollte er offenbar zeigen. Die Menschen sind wie immer vor allem von dem bezaubert, was ihnen am fernsten liegt. Clarissa fand Lust am Diskutieren, sie freute sich über die Raschheit, mit der sie dies alles auffaßte. Eine merkwürdige Wachheit ergriff sie – sie, die sie bisher eigentlich nur langsam denkende Menschen gekannt; von der Stunde an begann sie, sich für Krankheiten zu interessieren.

Drei Monate hatte Clarissa seine Vorlesungen gehört; sie saß in einer der ersten Bänke und stenografierte mit. Diese Form war ihr wesentlich, um das Gehörte besser zu behalten. Es war eine Erbschaft ihres Vaters, sich auf das Schriftliche zu verlassen. Sie war ein langsam arbeitender Mensch. Zu Hause übertrug sie ihre Notate. Sie hatte sich ein eigenes Heft dafür angeschafft. Einmal, als der Professor seine Vorlesung abgeschlossen, sagte er, indem er sich vom Katheder ihr zuwandte: »Wenn Sie einen Augenblick Zeit hätten …« Clarissa war etwas verwirrt über die Ehre, ausgezeichnet zu sein. Hofrat Silberstein fuhr fort: »Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich möchte Sie nicht aufhalten, aber ich habe bemerkt, daß Sie eine gute Zuhörerin sind, daß Sie mitstenografieren. Ich hoffe, Sie verzeihen es mir, wenn ich frage, ob Sie sich über alles Notizen machen oder lediglich das Ihnen Wesentliche mitstenografieren.« Clarissa errötete. Etwas bestürzt, ob sie nicht etwas Ungehöriges begangen habe, antwortete sie, sie notiere sich nur die wesentlichsten Stellen. Zu Hause fasse sie in einer Abschrift das Stenografierte zu einem Texte zusammen. Dies sei eine Gewohnheit von ihr. »Ausgezeichnet, das ist wunderbar. Hören Sie, liebes Fräulein, Sie könnten mir einen großen Gefallen tun. Ich habe mir nur paar Notizen für diesen Vortragszyklus gemacht, und durch einen

dummen Zufall hat man sie mir beim Aufräumen fortgeworfen. Jetzt benötige ich sie für eine amerikanische Zeitschrift. Ich kann sie nicht mehr rekonstruieren. Als ich heute sah, daß Sie weiter mitstenografieren, erschien mir dies als Glücksfall. Würden Sie mir Ihre Notizen zur Verfügung stellen?« Clarissa bejahte. Die ersten sieben Vorträge habe sie fertig, diesen müsse sie noch übertragen. So vereinbarten sie, daß sie sie ihm zusenden sollte, auf die Universität, Am nächsten Tag würde sie fertig sein; nachts trug sie dann noch die Mitschrift ein. Am nächsten Tage darauf erhielt sie ein Telegramm, in dem Hofrat Silberstein ihr dankte und sie bat, ob sie ihn am Donnerstag besuchen könnte. Es war eigentlich das erste Telegramm, das Clarissa wieder erhalten hatte seit jenem, das sie aus dem Kloster abberief.

Hofrat Silberstein empfing sie in seinem Ordinationszimmer: schon im Vorraum war ihr das Besondere des Hauses aufgefallen, vor allem die geschmackvolle Ausstattung; hier hingen Bilder, wie sie sie noch nie gesehen hatte, Bilder merkwürdiger Art. Später lernte sie, daß es Reproduktionen von Werken von Hieronymus Bosch und von Callot waren. Einige der Mesmerischen Karikaturen zeigten alles, was den Arzt verspottete, und schienen ihr mit einer grimmigen Ironie gewählt. Hofrat Silberstein ging auf und ab. »Also zuerst: Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken kann. Das war Hilfe in der Not. Ich konnte das Manuskript noch gestern absenden. Aber es ist noch mehr gewesen. Sie haben mich überrascht. Diese Konzentrierung, die Sie vorgenommen haben, einiges haben Sie klarer ausgedrückt, als ich es gesagt habe. Es ist konziser geworden. Ich lasse mich nicht selten verleiten, ich habe oft das Gefühl, ich bin nicht genug deutlich. Einen besseren Auszug kann ich mir gar nicht denken. Sie haben mir gezeigt, wie ein klarer Mensch das empfindet, was ich sage. Das ist wichtig.« Er setzte sich nieder. »Und

nun erlauben Sie mir, vielleicht indiskret zu sein. Haben sie eine bestimmte private Beschäftigung oder ein Studium?« Clarissa erklärte ruhig ihre Situation, »Ich frage nicht ohne Absicht. Die Dinge sind bei mir in den letzten Jahren etwas in Rückstand gekommen. Mein Gedächtnis ist nicht schwächer geworden, ich hoffe es wenigstens, aber die Arbeit häuft sich. Ich habe vieles vernachlässigt. Die Zeit reicht nun nicht immer aus, die Krankenfälle deutlich aufzuzeichnen. Nun hatte ich schon lange den Gedanken, mir eine Hilfe zu suchen, einen Assistenten zu erziehen; ich habe es schon zweimal versucht, vielleicht war ich zu ungeduldig. Wie nun vorgestern Ihr Auszug kam, bin ich geradezu erschrocken, – es war das, was ich wollte, meine Weitschweifigkeit auf das Wesentliche zurückgeführt, meine Ausführungen klar zu finden. Und da dachte ich an Sie – ich wollte Sie sehen, schickte Ihnen vor Ungeduld ein Telegramm, denn wenn mich etwas packt, bin ich nicht zu halten, bei jedem Gedanken. Ich dachte, daß Sie das vielleicht interessieren könnte. Teilweise ist meine Aufgabe interessant, teilweise ist es eine trockene, lederne Arbeit … und eine Kartothek ist nicht jedermanns Sache … aber warum lächeln Sie?«

Clarissa wurde unwillkürlich bei dem Wort Kartothek an ihren Vater erinnert, an seine Freude des Sammelns. Er hatte sie einmal mitgenommen in sein geheimes Zimmer und es ihr gezeigt. Sein Gesicht damals war härter, war strenger geworden, als er in die Wabe seiner Arbeit trat. »Weil Sie sagten, es sei nicht jedermanns Sache … ich weiß das durch … einen Zufall. Aber ich muß gestehen, daß mir nichts lieber wäre. Vielleicht ist dies die Art Arbeit, zu der ich am meisten mitbringe … durch besondere Umstände.«

Es kam rasch zu einer Vereinbarung. Clarissa sollte jeden Tag drei bis vier Stunden als Assistentin, Archivarin und Sekretärin gegen einen reichlichen Gehalt bei dem

Professor tätig sein, die Krankengeschichten nach seinem Diktat aufnehmen, konzentrieren und ordnen. Aber bald gewöhnte sich der Gelehrte so sehr an ihre Hilfe, daß ihre Tätigkeit die ganzen Nachmittage und oft die Abende in Anspruch nahm; mit zwanzig Jahren war ihr ein Beruf zugefallen, der ihr nicht nur reichlich die Existenz sicherte, sondern an dem sie auch leidenschaftlich interessiert Anteil nahm. Was sie an Silberstein am meisten bewunderte, war, nebst der ungeheuren Beweglichkeit und Rapidität seines Intellekts, die Unermüdlichkeit seiner Arbeit sowie die Kunst, seine Zeit bis zur letzten Minute auszunutzen; nie in diesem wie in späteren Jahren hatte sie ihn untätig gesehen. Morgens blieb er bis neun für jeden, auch für seine Familie unsichtbar und unerreichbar; er stand präzise ein Viertel vor sieben Uhr auf und arbeitete von sieben Uhr im verschlossenen Zimmer bis neun an seinen theoretischen Werken, vor allem an einem, das er als sein Lebenswerk betrachtete, ›Die Neurosen der Völker‹, wo er in großer historischer Übersicht auf Grund gewaltiger historischer Dokumentation den Nachweis versuchte, daß Völker wie Menschen durch Stadien der Depressionen und unerklärbarer Irritationen gehen; das Kapitel über Griechenland, das einzig abgeschlossene, war als Proömium vorangestellt und brachte ähnlichen Neublick auf die seelische Disposition dieser Nation, wie sie Nietzsche vom literarischen Faktum versucht hatte. Der Vormittag gehörte dann der Universität, der Nachmittag der sehr ausgedehnten Praxis, der Abend, abgesehen von sozialen Pflichten, der Korrespondenz und dem Studium; aber auch zwischendurch, im Auto, in der Straßenbahn hatte er immer ein Buch zur Hand, und Erholung bedeutete ihm einzig, von einer Materie in die andere hinüberzuwechseln. Clarissa brauchte nicht lange, ihn zu beurteilen, es entging ihr nicht, daß er bei allem Respekt vor seiner Leistung sowohl bei Kollegen als bei seinen Pa-

tienten nicht recht beliebt war; er hatte einerseits eine brüske, oft sogar grobe Art gegenüber seinen Patienten und liebte es (einer sehr berechneten Methode gemäß), die Leiden und Klagen zu bagatellisieren oder mit nicht immer geglückten Witzworten abzuschwächen; Clarissa freilich, im näheren Umgang ihn beobachtend, merkte bald, daß diese Grobheit und Ironie eine Art Schutzmaßnahme gegen innere Weichheit war. Sehr gütig im Grunde und hilfreich bis zur Selbstaufopferung, schämte er sich seinen Anteil als Mensch einzugestehen. Er quälte sich nicht selten ab mit einzelnen Fällen, so daß er zur Aufklärung eines Falles von Kleptomanie sogar in die Polizeiämter lief; die betroffene Frau selbst aber tat er grob ab als »Diebin« – »Man ist verloren gegen einen Patienten neurotischer Art, wenn er merkt, daß man ihn ernst nimmt«, erklärte er Clarissa einmal – es schien ihm als Arzt unbehaglich, persönlich einbezogen zu werden, und diese schamhafte Art zeitigte die sonderbarsten Eigenheiten. So sprach er sie aus Verlegenheit prinzipiell mit Scherznamen an. »Nun, mein Gedächtnis«, fragte er sie etwa, oder »Herrin der Geheimnisse«, und wenn er ihr die Krankengeschichten diktierte, die doch oftmals ziemlich intimen Inhalts waren, tat er es immer im abgedunkelten Zimmer von dem Schreibtisch her, so daß sein Gesicht vor der Lampe im Schatten blieb. Für Clarissa war dies eine Art des Respekts, wie sie ihn nie zuvor von einem Menschen empfangen hatte. Andererseits verbarg er keineswegs, wenn er es auch immer nur im scherzhaften Tone ausdrückte, seine Dankbarkeit, und daß sie ihm für seine Arbeit unentbehrlich geworden; gelegentlich fragte er sie um ihren Rat; er diktierte ihr eine Abschrift aus »unserem« Werke, er führte sie in seine Familie ein – er hatte einen fünfzehnjährigen Sohn – und besprach seine medizinischen wie privaten Gedanken mit ihr; er machte ihr Geschenke, die er sie mit seiner Frau selbst auszusuchen bat.

Oft hatte sie das Gefühl, daß sie der einzige und vielleicht der erste Mensch sei, dem er sich anvertraute, und daß es für ihn Entlastung bedeutete, für ihn, den mit fremden Schicksal Bedrückten und mit fremden Geheimnissen. Diese Atmosphäre des Vertrauens tat ihr unermeßlich wohl, zugleich erschien ihr dies alles aber auch extravagant. Doch sie wollte sich ja nicht mit ihnen verheiraten. Sie wußte, daß sie, indem sie ihm diente, einer Sache diente; und oft dachte sie später an diese Jahre zurück als an ihre unbesorgte und unbefangenste Zeit.

* * *

Von den vielen Gesprächen mit ihm blieb ihr besonders eines in Erinnerung, weil es ihr nicht nur Aufschluß gab, sondern – das einzige Mal innerhalb der ganzen Zeit – sich ihrer eigenen Person zuwandte. Hofrat Silberstein hatte sie an jenem Nachmittage gebeten, in die Bibliothek zu gehen und für ihn einige Auszüge aus historischen Werken zu machen. Als sie um sechs Uhr zurückkehrte, begegnete er ihr zum erstenmal ziemlich unwirsch. »Ich darf die Zeit nicht vertrödeln. Wo haben Sie die Akten X hingelegt? Ich habe eine halbe Stunde herumgesucht.« Sie zeigte sie ihm mit einem Handgriff. »Wie soll ich das finden können?« herrschte er sie an. Er suche das schließlich nicht unter L. »Ich habe den Namensindex so angelegt, daß jeder Buchstabe immer einer Zahl des Alphabets entspricht. Hier ist doch das Buch nebenein.« Er warf das Buch zur Seite. »Und da soll ich jedesmal nachkramen? Das ist doch blanker Unsinn, den Sie da machen – wie können Sie nur …«

Plötzlich unterbrach er sich, sah sie an und begann zu lachen. »Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit. Sie haben natürlich recht und nicht unrecht. Ich war nur verärgert. Die Gräfin X hat in letzter Stunde heute abgesagt, der

nächste Patient ist nicht zur angesagten Zeit gekommen. Ich habe den ganzen Nachmittag verloren.« Und er entlädt seine Nerven mit den Fäusten gegen seinen Archivschrank. Sehr vergnügt, sich bei einem Ausbruch ertappt zu haben, erklärt er ihr schließlich: »So – jetzt sehen Sie einmal den Nervenarzt in nuce – und er verliert, weil er zwei Patienten hat, die ihm die Zeit stehlen, die Nerven. Wenn keine Verrückten bei ihm sind, wird er selbst verrückt.« Clarissa glaubte protestieren zu müssen. ›Kein Wunder, er ist überarbeitet, nein, eigentlich unterarbeitet, denn er ist sogar noch nicht hinter mein Kartei-Geheimnis gekommen.‹ Aber er fuhr schon fort: »Nun, damit die Zeit nicht vertan ist, könnte man vielleicht ein bißchen prüfen, ob Sie schon selbst einen diagnostischen Blick bekommen haben. Also, vor allem, sagen Sie mir einmal, mein Gewissen, ist es Ihnen schon aufgefallen, daß ich schwer neurotisch veranlagt bin …?«

Clarissa behielt ihre Geduld, auch wenn er ihr von außen tatsächlich selbst wie ein Fall erschien. »Im Gegenteil. Ich habe mich eigentlich gewundert, daß Sie es nicht werden. Daß man sich überarbeiten und sich dennoch seine Nerven behalten kann.«

Dr. Silberstein sah sie ernst an. »Schlecht gelernt haben Sie bei mir. Ich bin im Grunde die Nervosität selbst. Ein jüdisches Erbteil. Schon als Kind war es bei mir bis zur Krankhaftigkeit entwickelt. Ich konnte nicht stillsitzen, nicht stillhalten. Ich bin es genauso noch heute. Im Augenblick, wo ich allein bin mit mir, werde ich unruhig, ein Druck lastet dann auf mir, der mich heraustreibt; darum ist meine Frau verzweifelt, so daß sie mich zwingt, einen Sommeraufenthalt zu besuchen. Ferien sind so etwas wie ein Schreckwort für mich, die Universität muß erst aufhören, die Patienten müssen erst in der Sommerfrische sein. Ich … Mein ganzes Geheimnis ist, meine Unruhe zu überarbeiten. Das gelingt mir, je mehr ich tue. Ich muß

beschäftigt sein. Nur wenn ich beschäftigt bin, hört das auf. Dann brauche ich keine Furcht zu haben. Denn Furcht vor der Einsamkeit ist schlechter als Gift. Lieber arbeiten als dies. Wenn ich weiß, hinter mir wartet Unruhe, so laufe ich, damit sie mich nicht fassen kann; das ist eigentlich das letzte Geheimnis meines von allen Kollegen so bewunderten Fleißes.

Aber Sie werden ja bemerkt haben: Ich habe für die Therapie daraus eine Methode gemacht. Den Menschen beschäftigen, jedem etwas finden, das ihn beschäftigt, heißt ihm helfen. Das ist es ja, was mich von Freud entfernt. Ich weiß, er liebt mich nicht, und er hat wahrscheinlich recht damit. Ich wieder habe eine unglückliche Liebe zu ihm, ich bewundere seine geniale geistige Kraft, seinen Mut, seine menschliche Anständigkeit, und ich schäme mich, daß ich bei den ›Offiziellen‹ mehr gehe als er. Aber zu Recht finde ich: im Entscheidenden divergieren wir. In der ganzen Welt unterscheidet man uns, wenn er auch, räumlich gesehen, nur sieben Straßen von mir entfernt wohnt. Er glaubt, daß man den Menschen, dessen Causa man kennt, heilen kann, wenn man ihm zeigt, wo seine Narrheit steckt und wo sie herkommt. Freud will die Menschen auf die Causa ihrer Verstörung bringen, ich will sie davon wegbringen. Ich glaube, es ist besser, ihm eine andere, eine ungefährliche einzuregulieren. Ich glaube nicht daran, daß ihm die Wahrheit hilft. Im Gegenteil, man muß ihm einen Wahn geben, etwas, darin er sich verbeißt, damit er nicht an seiner eigenen Leber frißt. Sie sehen ja, der Kollmann habe ich glücklich die Gesangsstunden eingeredet; jetzt studiert sie den ganzen Tag und läuft zu Agenten und träumt schon von Plakaten an allen Straßenecken. Ich weiß natürlich, daß sie nie eine große Sängerin werden wird, aber ich helfe ihr, indem ich sie ablenke – denn nur helfen will ich. Ich glaube nicht an die Heilung. Jeder Mensch hat seinen Wahn oder mindestens

die Anlage zu einem Wahn eingeboren, irgendwo will sein Geltungstrieb heraus, aber man kann ihn nicht abschneiden, man kann ihn nur zur Seite biegen, diesen dümmsten Trieb, den es gibt, diese Lust an der eigenen Projektion ins Leere. Jeder Mensch, auch der geistige, und gerade er, hat eine verdunkelte Stelle in seinem Gehirn, wo die eigene Vernunft nicht hinleuchtet – Napoleon hatte seinen Familienwahn, Dostojewski sein Spiel, Balzac wollte Dramatiker sein und Geschäftsmann. Wissen nutzt gar nichts. Ich habe noch niemanden gefunden, dem man geholfen hätte gegen seinen persönlichen Wahn, eingeschlossen mich selbst.«

Clarissa mußte unwillkürlich eine Gebärde gemacht haben, denn Dr. Silberstein sah sie scharf an. »Jawohl, eingeschlossen mich selbst. Nun, machen wir die Probe. Haben Sie nicht bei mir einen deutlichen Defekt bemerkt? Etwas, was nicht paßt zu mir, was Ihnen selbst sinnlos, dumm, einfältig, stupid bei mir erscheint?«

Clarissa wurde verlegen.

»Nun – man kann auch durch Schweigen lügen. Natürlich. Sie trauen sich respektvollst nicht, dies für sich festzustellen. Aber warum habe ich gestern den enthusiastischen Brief an Professor Jaquinot geschrieben? Sie wissen, ich mag sein Buch nicht. Antwort – weil ich mit der Académie des Sciences mich in Höflichkeit verhalten und eingeladen werden will! Warum fahre ich auf Kongresse, die mich nicht interessieren? Warum gehe ich heute abends zum Empfang ins Unterrichtsministerium? Ich weiß, es ist verlorene Zeit, ich werde hilflos herumstehen und mich schauerlich langweilen! Es ist das Dümmste, was es gibt. Tageszeitungen sind, wissenschaftlich gesehen, mehr wert. Nun, warum? Weil ich den Wahn habe, ich würde sofort vergessen, wenn mein Name eine Woche lang nicht in der Zeitung stände. Weil ich glaube, daß ich erledigt bin, indes doch zehn Seiten Arbeit wichtiger sind

als tausend Stunden dieser öden Repräsentation. Es ist eine Wahnvorstellung, eine Stupidität, ein Nonsens, unwürdig eines ernsten Menschen, dieses ewige acte-de-presence-Machen; ich weiß es, bevor ich und während ich es tue, und wie erst nachher. Aber ich tue es. Während ich herumstehe, denke ich, was machst du da? Mein letztes Selbstgefühl wird analysiert, vor allem expliziert. Ich empfinde eine Unsicherheit, so daß ich nicht mehr selbst an mich glaube. Ich schäme mich, ich verachte mich, ich beweise mir, so logisch und haargenau wie vor Ihnen, diese Unsinnigkeit. Aber ich, Professor der Psychologie, ich, gelernter Psychiater und Psychologe, falle von Mal zu Mal, von Woche zu Woche wieder mit wachem Gehirn dieser verdunkelten Partie meines Gehirns zum Opfer. Es ist, als wollte ich mich selbst vor einem Menschen anklagen. Aber ich bin froh, mich jetzt losgesagt zu haben. Vielleicht hätte ich es sonst nie ausgesprochen. So, jetzt wissen Sie's, und Sie dürfen von nun an jedesmal diskret lächeln, wenn Sie sehen, daß ich mir den Frack anziehe und diese Klimperdinger, die Orden, anhänge; stellen Sie dann für sich fest – denn ich weiß es ja selbst –, daß es bedauerlich ist – jetzt funktioniert der Wahn, die Narrheit dieses sonst leidlich normalen Menschen. Sie sehen also, das Wissen hilft – ein Faktum ist es fast – keineswegs, wie mein illustrer Kollege meint, es macht nicht einmal sehr glücklich – ich glaube im Gegenteil, daß sich diejenigen viel besser befinden, die nicht um ihren schwachen Punkt wissen! Es ist besser, wenn sie ihren schwachen Punkt nie kennen. Verstanden.«

Er war wieder ganz vergnügt geworden und klappte mit dem Bleistift munter auf den Tisch. Es schien ihr, als habe sie ihn nie so glücklich gesehen; sonst hatte er immer einen gegrämten Zug, sonst gab es immer nur ein Hasten bei ihm, hin und her. Auch Clarissa lachte amüsiert und war verlockt, das Spaßhafte mitzumachen. »Und meine

Diagnose? Beinahe bin ich selbst neugierig geworden auf meinen Fall. Ich müßte mich schämen, nicht zu fragen.«

Dr. Silberstein wurde plötzlich ernst. »Sie sind für mich ein sonderbarer Fall. Sie müssen nicht glauben, daß ich nicht nachgedacht habe. Doch es ist schwerer, als mit mir selbst fertig zu werden. Beobachten wird eine funktionelle Angelegenheit. Perfekt sogar mit der Zeit. Aber ich glaube, Sie sind noch nicht in einem Stadium, das man beobachten kann. Sie tun alles, um Ihre innere Haltung zu verdecken, sich unauffällig zu machen; übrigens auch in Ihrer Handschrift. Aber Ihre Ambition hält sich in Grenzen – sogar in den fremden Grenzen. Ich betrachte das – wenn Sie wollen – sogar mit ein bißchen Neid. Sie tun dabei alles so ruhig, so sicher. Was man Ihnen gibt, das beschäftigt Sie; was man Ihnen nicht gibt, das bedrängt Sie auch nicht. Wie können Sie so stabil in sich wirken, daß ich mich oft frage, was hält Sie so im Gleichgewicht? Sie können so ruhig sitzen. Das ist Ihre Passivität, ja selbst in Ihrer Aktivität liegt etwas Passives. Was Sie eigentlich wollen, ist noch nicht entwickelt, vielleicht wissen Sie es selbst noch nicht. Ja, Sie sind exzeptionell, weil die Regel auf Sie nicht paßt, oder noch nicht paßt. Ich habe nicht einmal einen Ansatz gefunden, zum mindesten nicht einmal den Widerhaken, an dem ich's herausziehen könnte. Aufgefallen ist mir eben nur eine passive Einstellung. Dabei haben Sie einen Geltungstrieb. Sie tun wunderbar das Äußerste von dem, was in Ihren Anlagen liegt, nur, daß Sie nie darüber hinauskommen. Sie haben wirklich eine passive Einstellung. Sie fordern nichts. Darin liegt etwas, was Sie wunderbar macht. Ich möchte sagen: ›Man spürt Sie kaum.‹ Man spürt aber andererseits auch nicht, wer Sie sind. Sie spüren es vielleicht selbst nicht genug. Ich glaube … Sie haben Ihre Sache noch nicht gefunden, oder vielmehr Ihre Sache hat Sie noch nicht gefunden. Aber« – er lenkte rasch ins Heitere über, da er sie ernst werden

sah – »Sie haben recht. Der Gegenbeweis hat eine eigene Art. Trotzdem: ich gebe meine Sache nicht auf. Sie kommen ihr, Sie kommen sich nicht aus. Nur Geduld. Sein eigener Wahn erreicht einen jeden. Nur Geduld. Sie kommen schon einmal in meine Gasse, auch Sie. Jedenfalls können Sie, vorsorglich wie Sie sind, für die Kartothek schon eine Karte für sich ausschreiben, wenn Sie auch leer bleibt, der liebe Gott hat schon die Feder gespitzt. – So und jetzt nach der Weisheit die Narrheit; ich muß den Frack anziehen für den Rout beim Minister.«

* * *

Von diesem doch durchaus zufälligen Gespräch war ein einziger Satz geblieben, der Clarissa beschäftigte und sogar leise beunruhigte. Mit der Bemerkung »Man spürt Sie kaum, und Sie selbst spüren sich vielleicht nicht genug« hatte der geübte Beobachter etwas ausgesagt, was sie selbst dumpf all diese Jahre schon empfunden. Sie hatte mit Menschen zusammengearbeitet, in den Spitälern, in den Kursen mit jungen Männern verschiedenster Art, Studenten wie Ärzten; sie hatte mit ihnen gesprochen, aber nie gemerkt, wenn sich eine persönliche Beziehung ergeben wollte; es fiel ihr sogar auf, daß manche auf der Straße sie nicht wiedererkannten. Während die andern sich oft nach einer Geselligkeit duzten und sogar, wie sie trotz ihrer nicht neugierigen Art bemerkte, intimere Beziehungen anknüpften, hatte sie resigniert, in der Meinung, uninteressant zu sein. So verhielt sie sich meist stumm. Sie fand nicht so rasch das Wort, wenn sie es auch besser wußte als die andern, und schwieg lieber aus Bescheidenheit. In der Schule war es nicht so gewesen; Freundinnen wandten sich an sie um Rat, wenn sie ihn brauchten, besonders wenn sie unglücklich waren, aber nirgends ging sie (außer das eine Mal mit Marion) auf eine

Intimität ein, weil es ihr nicht gegeben war, aus sich herauszutreten. (Sie hörte, wie die Mädchen ihre Abenteuer berichteten, wie man sie ansprach, wie sie Briefe schrieben, wie Zetteln kamen.) »Man spürt Sie kaum« – besser hätte man ihr es nicht sagen können; wo immer sie war, war sie gerade noch eine Person mehr, die nicht störte, aber andererseits auch nicht anregte. Die Gespräche gingen eigentlich über sie hinweg, so daß sie mit zwanzig Jahren niemand anders vermissen würde als ihr Vater die Tochter und nun der Professor die verläßliche Sekretärin.

Daß man sie nicht spürte, wußte sie und bedauerte es nicht sehr; Zurückgezogenheit war ihr Bedürfnis, und das kam vom Vater her; aber das andere berührte sie: »Sie spüren sich vielleicht selbst nicht genug.« Die letzten Jahre hatten die ehemaligen Klosterschülerinnen viel sehen lassen. Seitdem hatte auch sie noch manchen Einblick gewonnen; es war erst ein erschrockener, dann nur noch erstaunter und schließlich doch erschütterter Blick gewesen, bei halben Kindern schon zu sehen, wie sehr Frauen der Liebe und oft sogar dem Bedrängnis des Geschlechts unterworfen waren – so daß einmal ein Mädchen mit elf Jahren aus dem Fenster gesprungen war. In der Säuglingspflege hatte sie eine unselige Mutter gekannt, die nicht wußte, wer der Vater des Kindes war: Sie war ihm nur einmal begegnet, hatte sich ihm abends hingegeben, ohne ihm recht ins Gesicht zu sehen; eine andere wäre davongelaufen, aus gutem Grund. In den Spitälern sah sie einerseits die Erkrankungen und andererseits wieder die Schwestern, wie sie mit den Ärzten vertraulich heiter umgingen, und schließlich gewann sie bei dem Nervenarzt den erschütterndsten Einblick. Es gab dort Frauen, die von einem Schauspieler verzaubert waren, sie mußten sich durch die Polizei wegführen lassen von seinem Haus; andere, die sich vor Eifersucht verzehrten, und eine, die wahnsinnig geworden war vom Verlangen, ein Kind zu

haben, so daß sie sich jedem hingab, den sie traf. Dieser heiße Dolch, der den andern die Eingeweide aufwühlte, hatte sie nicht einmal mit seiner kühlen Schneide gestreift. Sie hatte weder in der Schule noch außerhalb die kalbischen Zärtlichkeiten gemocht, ja es war ihr peinlich, wenn sie eine Kameradin abküßte, und ihren Körper ließ sie nicht einen andern Menschen sehen. Die Studenten, die sie bemerkten, fanden wohl, daß sie ansprechend war und klug, aber kein Verlangen band sich daran; ein einziges Mal war sie in einen lustigen Abend geraten; nach dem Dienst im Spital war sie mit ihrem Bruder in einem netten Offizierskreis zu einem Heurigen gefahren; man trank Wein; die hellen Stimmen und die Musik freuten sie, und sie fühlte in sich auch einmal den Willen, heiter zu sein, nicht auffallend abzustehn. Sie wehrte ihn nicht ab, als ein Offizier sich an sie lehnte, aber als er begann, sie zu rühmen, erschienen ihr die Worte so banal, so verlogen. Noch ein Glas Wein und noch eines, sie lachten, ohne daß sie hinhörten, gaben sich fröhlich, um diese Starre zu zerbrechen. Sie erwartete alles wie ein Zeremoniell: Jetzt wird er seinen Arm unter den meinen schieben. Jetzt wird er die Stimme senken, mich küssen. Ich werde mich kätzchenhaft anschmiegen. Aber während beide verstummten, geschah nichts; schließlich machte sie sich los. Die Situation kam ihr lächerlich vor. Wie die Menschen plötzlich glitzernde Augen bekamen, wie sie sich in bestimmten Szenen taktlos benahmen. Es war ein Haschen, ein Schwenken, um sich letztlich doch fangen zu lassen, denn es war ja falsche, vorgetäuschte Wehr. Clarissa empfand nun doch eine Art Ärger gegen sich, daß sie so fest blieb. Diese Starre, diese Verhaltenheit war für sie nicht zu durchbrechen, und doch: anderseits fühlte sie in manchen leeren Nächten, daß sie Frau sei; sie sah sich im Säuglingsheim, wie sie eine Hand mit kleinen Fingern hielt, welche die ihren nicht loslassen wollten, und ein leiser Schmerz

entstand an ihren Brüsten. Nun hatte sie zwanzig Jahre lang niemand begehrt, sie hatte niemanden begehrt und war nicht ein einziges Mai flüchtig verliebt gewesen. Sie wartete auf die Antwort in sich. Aber sie antwortete sich selbst nicht. Sie hatte sich dies alles nie objektiviert.

Das Gespräch mit Hofrat Silberstein wirkte in ihr nach. Unterwegs versuchte sie sogar Offiziere anzublicken. Sie bemühte sich, heiter zu sein mit einer unwissenden Selbstverständlichkeit, Aber als sie heimkam, sah sie sich und ihr Verhalten nicht mehr wie einst, sondern mit einem leisen Gefühl der Beschämung: Früher rühmte man sie als verläßlich, jetzt ärgerte sie sich darüber. Sie war verstimmt.

* * *

Es wurde Mai, und es wurde Juni 1914. Die Tage gingen gleichmäßig und still. Eines Nachmittags, als Clarissa zu ihrem Dienst kam, merkte sie gleich an der Art, wie er sie erwartete, daß er eine Mitteilung für sie hatte. Sie dachte: Dabei kann nichts Positives herauskommen. »Ich muß meine Sommerpläne umstellen. Ich habe mich für den pädagogischen Kongreß in Luzern ›L'éducation nouvelle‹ interessiert. Dort kommt eine junge Gruppe zusammen, das bedeutet, die Anregungen sind am glücklichsten. Man soll wissen, was die jungen Leute wollen; sie haben eine bessere Witterung für die Zeit. Es ist ärgerlich, aber wir müssen absagen. Ich habe eben eine Einladung für die Sommerkurse in Edinburgh erhalten, und das ist wichtiger. Schade – wenn man als Lehrer international sein will, muß man als Einzelner Fühlung nehmen. Ich würde mir den Kongreß gerne ansehen, aber man kann nicht gleichzeitig an zwei Stellen sein! Oder eigentlich man kann es doch, wenn man das Glück hat, ein doppeltes Faktotum zu besitzen.« – »Ich möchte wissen, was Sie wollen.«

»Also knapp und klar. Erschrecken Sie nicht, ich möchte über Sie verfügen. Jener Kongreß in Luzern interessiert mich; er geht von den Franzosen, einer Gruppe fortschrittlich gesinnter Lehrer aus. Er wurde in die Schweiz verlegt, weil man dort bei dieser Gelegenheit Pestalozzis verschiedene Schulen besuchen will; es kommen Delegierte aus den verschiedensten Ländern. Kinderpsychologie ist mein Steckenpferd, und es haben sich Experten aus Italien und Schweden angesagt. Nun habe ich gedacht, Sie müssen sich ohnehin einmal auslüften. Sie sind noch nie aus Österreich herausgekommen. Aber man wird freier, denkt freier, wenn man außerhalb seines Landes ist, man lockert sich auf. Ich weiß, wie gut Sie Zusammenfassungen machen können, und niemand weiß so genau wie Sie, was ich speziell brauche und was mich interessiert. Melden Sie sich also als Teilnehmerin an. Sie fahren also hin – nicht wahr? – Selbstverständlich auf meine Kosten. Niemand braucht zu wissen, daß Sie in meinem Auftrag kommen. Und wenn ich Ihnen raten darf, sehen Sie sich noch einiges an – vielleicht können Sie noch hinunter in die Montessorischule gehen und auch einiges von dem Schweizer Modell am Bodensee besichtigen; ich gebe Ihnen schon die Empfehlungen mit. Es wird uns beiden gut tun, einmal nichts mit Krankenbefunden zu tun zu haben und zu versuchen, uns ein Stück gesünder zu machen. Angenommen?«

Clarissa stimmte selbstverständlich zu. Ende Juni fuhr sie nach Luzern.

Juni 1914

Ehe sie nach Luzern weiterfuhr, blieb Clarissa einen Tag in Zürich. Nur in den ersten Stunden war sie etwas befangen gewesen. Zum erstenmal war sie auf sich gestellt. Es war ihre erste Reise, bei der sie in einem fremden Bett schlief, und das Gefühl war noch neu. Es war ihr, als ob ihr Körper ihr jetzt und hier mehr gehörte; sie konnte auch leichter im Zuge mit einer Frau ein Gespräch anknüpfen; wo man weiß, daß man einer Gemeinschaft zugehört, spürt man die Gemeinsamkeit; wo man fremd ist, ist man stärker sich selbst überlassen. In Wien war sie die Tochter eines Oberstleutnants gewesen, eine Sekretärin; hier war sie ein junges Wesen in einem unauffälligen Shetlandkostüm, das sich durch die Straßen treiben ließ. Aus den Gewohnheiten fällt man nur auf sich selbst zurück. Fast mochte sie es bedauern, daß es nicht länger dauern sollte, das Neue zu entdecken.

In Luzern, wo sie vormittags eintraf, verwiesen sie die gedruckten Programme, die sie noch in Wien auf ihre Anmeldung hin erhalten hatte, darauf, sich im Sekretariat des Kongresses zur Absprache zu melden sowie sich ein Quartier anweisen zu lassen; nach einigem Fragen fand sie zu einem alten, ihr recht prunkhaft erscheinenden Gebäude, das freilich soliden Schweizer Wohnstand früherer Jahrhunderte ohne eigentlichen Prunk verriet; sie stieg eine breite, spiegelglatt gebohnte Holztreppe empor und befand sich schon in einem bequemen Zimmer mit getäfelter Holzdecke, das einmal der festliche Raum dieses Bürgeradelshauses gewesen sein mochte. Auf die Frage nach dem Sekretariat verwies sie der Diener in schwer verständlichem Schweizerdeutsch auf einen Schreibtisch, wo vor Stößen von Papieren ein Herr saß, der eben mit einer Dame ein Formular ausfüllte. Etwas zu scheu, ihn zu

unterbrechen, wartete sie einige Schritte weit und hatte so Gelegenheit, die beiden zu betrachten. Die Dame war sehr heftig und schien etwas verärgert. Sie holte immer wieder das Programm heraus, schien dort bestimmte Details von neuem und neuem verändern zu wollen; Clarissa entnahm der Aussprache mit Akzent und einzelnen lauten Worten, daß es eine Polin oder Tschechin sein mußte: sie ärgerte ihre von neuem beginnende Insistenz, die auf sie keinerlei Rücksicht nahm. Die Dame schien etwas durchsetzen zu wollen. Umsomehr freute Clarissa die unerschütterliche Art des Sekretärs, der solchen hysterischen Ton wohi kannte; es war ein Mann von etwa vierzig oder fünfundvierzig Jahren, mit einem schmalen, etwas kränklichen Gesicht, mit schön geschnittener Nase und heiteren Augen. Sie meinte, sich ein wenig an ein Bild Alphonse Daudets zu erinnern, vermutlich durch den weichen braunen Bart. Es schien, ja es war offenbar, daß er die Dame abzuweisen hatte, aber er, Professeur Léonard, tat es mit einer so weichen Stimme, einer so angenehmen, aber unerschütterlichen Freundlichkeit, daß die ungestüme Petentin immer wieder in ihrer Attacke für einen Augenblick zurückgeworfen war. Es lag an seiner Liebenswürdigkeit, daß er genötigt war, jegliche Insistenz zu mildern. »Mais je vous assure, Madame«, hörte sie ihn sagen, mit einer fast zärtlichen Stimme, »il n'aurait pas plus grand plaisir pour moi que de réaliser ce changement«; was die andere in ihrem Eifer nicht merkte, war, daß er mit seiner guten Laune spielte, um, je mehr sich die andere ereiferte, umso höflicher zu werden. Clarissa hatte das Gefühl, daß er sich darüber amüsierte, daß ein leichter Spott in seiner Höflichkeit lag. Endlich schien die Dame inne zu werden, daß alles vergeblich sei, stand verärgert auf, schwang ihre Tasche, die sie in der Hand gehalten, und wollte voll Erbitterung hinaus, als er, während er aufsprang, sagte: »Madame, vous avez oublié vos papiers« und ihr ihre Un-

terlagen hinreichte. Er schaute zu Clarissa zurück und zeigte ein leichtes Lächeln. Dann wandte er sich an sie und bat sie zu seinem Schreibtisch hin.

Jetzt erst trat sie auf ihn zu. Er bot ihr höflich Platz an; einen Augenblick spürte sie, daß auch ihr der heitere Blick zurückgekehrt war. Sie erklärte, sie suche ein Quartier, und daß sie wegen der Einteilung komme, dabei nannte sie ihren Namen. Er holte die Liste hervor, und kaum hatte er sie angeblickt, da wandte er sich ihr mit einer hellen lebhaften Freude zu. »Ach Sie sind Fräulein Schuhmeister aus Wien! Also Sie sind wirklich gekommen. Nun, Ihnen müssen wir ein besonders gutes Quartier aussuchen, eine Art Fürstenzimmer. Sie sind ja unser Ehrengast, auf den wir warten.« Clarissa errötete unwillkürlich. Sie fürchtete auf Unwissen zu treffen, daß sie, als Assistentin, im Auftrag Professor Silbersteins gekommen sei. »Ich glaube, da muß es sich um einen Irrtum handeln. Ich fürchte, Sie verwechseln mich.« Aber Léonard lachte: »Nein, sehen Sie selbst. Ich bin mit Neugierde auf Sie gestoßen … gestern abend habe ich mir bei Ihrem Namen ein großes Ausrufzeichen gemacht, und ich kann Ihnen gleich sagen, warum. Wir haben nicht viel ausländische Gäste außer unsern eigenen Leuten und den Schweizern. Seit vierzehn Tagen reisen alle ausländischen Delegierten an; jeder will etwas. Besonderes Quartier und Ausblick auf den See. Ihre Referate übersetzen lassen und vorher Auszüge an die Zeitungen geben! Drei haben ihre Photographien für diesen Zweck gleich beigesandt. Und natürlich die Hauptsache, jeder will sein Referat am ersten Abend halten, und keiner am dritten oder vierten; auch die Fragen nach der Rangordnung bei Tisch neben den Privaten zeigen die Eitelkeit der Nationen. Bei jedem Namen hatte ich gebührend alle die Wünsche zu notieren, verzweifelt Feindschaften, Rivalitäten zu bedenken, und gestern abends, als ich Ihren Namen blank sah, sagte ich

mir schon: die kommt nie. Das gibt es nicht, daß jemand zu einem Kongreß zwölf Stunden weit fährt, ohne einen Vortrag halten zu wollen, nur um zuzuhören. Oder haben Sie doch ein Referat mitgebracht, wollen Sie mir ehrlichen Idealismus verderben!?«

Sie lachte. Er hatte eine Heiterkeit in offener Art, die auflockerte. »Nein, ich bin wirklich nur gekommen, um zuzuhören. Und wenn ich bitten darf: ein ganz einfaches Quartier. Ich fühle mich ansonsten nicht wohl. Ich besitze keine Toiletten. Ich möchte so ungezwungen als möglich sein.«

»Accordé! Und nun die Tischordnung heute abends. Haben Sie einen besonderen Wunsch für Ihre Nachbarn, die Sprache, eine bestimmte Person, die Sie kennenlernen wollen?«

»Nein. Ich kenne hier niemanden.«

»Doch. Mich. Wenn Sie nichts dagegen haben, am äußersten Rand zu sitzen, am weitesten von den Honoratioren, so haben Sie mich als Nachbarn.«

Eine neue Dame erschien an der Tür. Clarissa dankte, nahm ihre Papiere; ihr Quartier lag in der Stadt am See: ein sauberes Zimmer bei einer freundlichen Lehrerin, in einem jener Häuser mit hölzernen Hauben, richtig »heimelig«, wie die Schweizer sagen. Der Blick ging auf den See mit seinem weichen Grün. Nachmittags begann der Kongreß, die Teilnehmer strömten zusammen, meist junge Lehrerinnen und Lehrer; die Franzosen waren gleich kenntlich, es war ein anderer Typus, zarter. Vor dem Eingang stand wieder der Sekretär, umringt von einem Rudel Menschen, die alle Auskunft wollten; wieder bemerkte sie, wie angenehm ihr die heitere ruhige Art war, mit der er im Tumult disponierte. Für jeden hatte er ein höfliches oder scherzendes Wort; man bekam ein gutes Gefühl (unwillkürlich mußte sie an die gespannte Art denken, mit der Professor Silberstein so etwas erledigte);

zwischendurch grüßte er sie in freundlichem Erkennen herüber. Der Kongreß verlief, wie Kongresse eben zu verlaufen pflegen: jeder sprach etwas zu lang, eine dumpfe Hitze erfüllte den Saal; obwohl sie Französisch gut beherrschte, machte es ihr Schwierigkeiten, alles richtig aufzufassen; auch viel guter Wille half nicht – es war einfach zu viel. Aber an den Abenden entschädigte sie der gesellschaftliche Teil dafür; der Sekretär Léonard an ihrem Tische sorgte für gute Laune. Von neuem bewunderte sie die unbeschwerte Art, mit der er es verstand, Menschen zu behandeln, schonend die Eitlen, kameradschaftlich die Freunde; um ihn entstand eine Atmosphäre von Kordialität, wie sie vorher ihr nicht bekannt gewesen und die sie selbst von dem Gefühl der Fremdheit entlastete; sie fing mit einer französischen Lehrerin aus Toulouse ein Gespräch an und erfuhr auf diese Weise viel, was sie nach Hause berichten konnte.

Mit Léonard, der, wie sie erfuhr, keineswegs Universitätsprofessor war, sondern den Titel Professeur nur als Gymnasiallehrer in Dijon führte, hatte sie wenig Gelegenheit sich zu unterhalten, obwohl sie bei Tisch fühlte, daß sein Blick oft freundlich auf ihr ruhte. Umso verwunderter war sie, als er am Abend des zweiten Kongreßtages auf sie zutrat und sie fragte, ob sie nicht noch eine halbe Stunde in einem Café etwas mit ihm plaudern möchte; er habe eine Bitte an sie. Sie gingen zusammen in ein kleines Café am Rand des Flüßchens, wo noch ein paar biedere Bürger vor ihren Schoppen saßen, und er begann ziemlich unvermittelt mit seiner Bitte. »Ich verlange von Ihnen vielleicht ein bißchen viel, – etwas, was man einem Fremden nicht so leicht gibt, nämlich Vertrauen und Aufrichtigkeit. Sie sind unbeteiligt an unserer Organisation, aber Sie wissen vielleicht, daß dieser Kongreß bis zu einem gewissen Grade meine Sache ist. Ich habe, verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, zu niemandem so viel Zutrauen wie

zu Ihnen, weil Sie doch nur aus Interesse an der Thematik unseres Kongresses – und andererseits an internen Problemen uninteressiert – gekommen sind. Sonst haben sich unsere Lehrer immer in einer französischen Provinzstadt getroffen, jedes Jahr in einer andern; ich hatte vorgeschlagen, diesmal den Rahmen etwas breiter zu nehmen, ausländische Referenten und Gäste einzuladen und einmal über die Landesgrenze hinüberzukommen. Nun hätte ich gerne Ihren Eindruck – Ihren aufrichtigen Eindruck: Sie sehen die Sache von außen, ich sehe sie von innen, und von innen sieht man zuviel Kleinkram. Je aufrichtiger Sie sind, umso dankbarer werde ich sein, umso mehr verpflichten Sie mich.«

Clarissa überlegte. »Wenn Sie mich aufrichtig fragen, so fühle ich mich nach ein paar Stunden etwas wirblig. Ich glaube, es sind zuviel Referate zusammengestopft, und vor allem die Themen passen nicht immer ganz zueinander.«

»Stimmt«, sagte Léonard, ohne jeden Verdruß. »Die menschliche Schwäche, zuviel zu reden, sobald man einen reden läßt. Und meine Schwäche keine Zeitbegrenzung einzuführen. Aber jetzt weiter: Sehen Sie einen Kontakt zwischen den ausländischen Rednern? Glauben Sie, daß die Anregungen wirken? Zum Beispiel der ausgezeichnete Vorschlag der Schwedin.«

»Ich fürchte, nur zum Teil. Er ist ein bißchen weggeschwemmt worden von dem nächsten, ermüdenden Referat. Meines Empfindens hätte da eine Pause eingelegt werden sollen oder eine Diskussion.«

Léonard blickte sie an. »Genau, was ich dachte. Und weiter: Aber Sie haben das Gefühl, daß unsere Leute das ein bißchen mangelhafte Französisch der ausländischen Referenten gut verstehen? Aber warum lächeln Sie …?«

Clarissa hatte sich in der Tat nicht zurückhalten kön-

nen. Sie hatte sich an etwas erinnert, was ihr selbst das Zuhören erschwert hatte.

»Nun – courage.«

»Es ist ja schließlich natürlich, und Sie dürfen es nicht übelnehmen, wenn es mich ein bißchen erheitert hat – aber ich habe jeden Augenblick gespürt, daß die Zuhörerschaft aus Lehrern bestand, die gewohnt sind zu korrigieren. Jedesmal, wenn eine Referentin einen Fehler in der Aussprache oder in der Syntax machte, gab es meiner Nachbarin einen Ruck; sie mußte sich geradezu zurückhalten. Es war, als ob sie einen Stich bekommen hätte. Und ebenso der Herr vor mir. Aber sie waren dann reizend zu den Referentinnen und haben begeistert ihr Französisch gelobt.«

»Und der rein wissenschaftliche Ertrag? Haben Sie etwas positiv Neues gelernt …?«

Clarissa zögerte.

»Mut … Aufrichtigkeit!«

»Eigentlich: nein.«

Léonard lehnte sich zurück. »Ich auch nicht. Ich habe es auch gar nicht erwartet. Was ich wollte, ist eine rein atmosphärische Durchmischung. Die großen Leute bewundern – aus der Distanz, denn sie glauben, Nähe tut nicht gut. Die kleinen Leute sind mir lieber. Sie sind das ›Salz der Erde‹. Die Lehrer und Lehrerinnen, die Sie da sehen, sind kleine Leute und leben in engsten Verhältnissen. Sie haben nicht den Mut, aus eigener Initiative über die Grenze zu gehn in ein Land mit anderer Sprache und anderem Geld, wenn man ihnen nicht einen Anstoß gibt; wir haben ihnen die Fahrtermäßigungen verschafft, das freie Quartier und alles zu unternehmen versucht, was ihnen die Unsicherheit abnimmt. Die Vorträge sind nur ein Vorwand; Sie haben diese eine Schwedin gesehen; sie trägt er mit, dieser Vorwand; wer will, kann doch heutzutage alles gedruckt lesen; wir leben nicht mehr im Jahr-

hundert, wo nur das gesprochene Wort die Gedanken übermittelte. Was sie brauchen, ist das Gefühl, an etwas beteiligt zu sein, mit ihrer Schein-Existenz einzumünden in die Strömung der Zeit. Was Sie, die Sie in einer Großstadt leben, klein anmutet, erscheint anderen gigantisch groß; es ist die erste Schwedin, Deutsche oder Italienerin für viele, die sie in ihrem Leben gesprochen haben. Sie ahnen nicht, was eine französische Kleinstadt ist. Es ist ein kleiner Tod, wenn man dort lebt. Alles oder fast alles war bislang Wille. Unser Land befindet sich eigentlich in einem fortwährenden Filtrierungsprozeß, und unsere Provinz ist das Sieb; sie behalt die schwereren, die gröberen, die phlegmatischeren Existenzen zurück; und die feineren, die geschmeidigeren, die versatileren Intelligenzen schwemmt die Strömung nach der Hauptstadt ab; wir geben ihr die Energie, die Spannkraft, und sie verbrauchen und verwerten sie dort. Wer dort zurückbleibt, sind eigentlich diejenigen, die keinen Ehrgeiz haben, keinen Auftrieb haben …«

Clarissa sah ihn an. »Und Sie selbst? Warum gehen Sie selbst nicht nach Paris?«

Léonard lehnte sich zurück. »Ich war in Paris. Fünf, nein, sechs Jahre in meiner früheren, meiner ehrgeizigen Zeit. Ich war damals Sozialist, radikaler, sogar radikalster Sozialist, jedenfalls ein sehr ehrlicher und fanatischer. Ich schrieb in allen Zeitschriften, sprach unzähligemal in Versammlungen, und man schob mich vor in der Partei; ich hätte damals leicht Deputierter werden können und habe sogar die entscheidende Vorschule dazu gemacht: Ich war zwei Jahre Sekretär des Ministers R. Vielleicht kennen Sie seinen Namen; außer Jaurès besaß keiner diese zündende Kraft; er war die blendendste Begabung, und ich hatte ihn als junger Mensch bewundert wie einen Gott. Ich kannte seine Reden auswendig, ich hatte sein Bild in meinem Zimmer, und Sie können sich meinen Stolz vorstellen, als

ich sein Sekretär wurde. Bald erledigte ich seine ganze Korrespondenz, empfing für ihn Besuche, alles ging durch meine Hand. Ich lernte viel in diesem Jahr und lernte zuviel. Ich verdampfte vor Begeisterung für ihn. Manch ein Wähler kam, um mich zu sprechen, denn er hatte verlernt, mit ihnen zu reden. Ich sah, wieviel Kompromisse nötig sind, um an die Macht zu kommen, wie es zugeht, sich an der Macht zu halten, und je mehr ich ihn beobachtete – sogar wie er sich bis auf die Hemdärmel auszog in der Hitze an einem Augusttag –, desto mehr merkte ich, wie sehr er sich an diesen kleinen Kombinationen und Parteikünsten verbrauchte. Es ist ja in jeder Wirkung etwas, was auf die Dauer verzerrt. Er las nicht mehr, er lernte nicht mehr, er lebte eigentlich nicht mehr, und vor allem, er war nicht mehr frei. Er fragte sich: Was kann ich tun? Er konnte sich nur halten mit den unablässigen Bindungen und Zettelungen; große Positionen sind gefährlich für mittlere Begabungen, es verzerrt den Charakter, wenn man sich spannen muß über das eigene Maß. Mich ekelte plötzlich die Wahlkampagne in den großen Städten, dieses Bieten und Versprechen, dieses Händeschütteln; den Dank für das, was einen Menschen dort glücklich gemacht hatte, den hatte ich hinter mir. Eigentlich Dank genug für zwei. Und ich, der ich damals noch ganz der Partei verschworen war, sagte mir, ich will heraus aus der Maschinerie, ich könnte mehr leisten irgendwo in der Provinz, besser im Kontakt bleiben mit dem Menschlichen und sogar mit mir selbst, als auf einem Fauteuil im Palais Bourbon. Ich ließ mich zurückversetzen in eine kleine Stadt, ich habe zweimal mit Absicht gewechselt, und da sitze ich jetzt.«

»Aber Sie sagen doch, daß das Leben in der Provinz stockt.«

»Ja außen. Aber muß es in einem selbst darum stehenbleiben? Die Welt braucht eine neue Organisation. Ihr gilt

es entgegenzuarbeiten. So wie es Tolstoi, wie es die Besten getan haben. Sehen Sie, man steht in einem so engen Kreis, aber man hat das Gefühl, man füllt ihn voll aus. Es ist nichts abstrakt. Es ist, wie Goethe sagt: ›Setz dir Perücken auf von Millionen Locken, setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist.‹ Man kennt die Menschen, auf die man wirkt. Man kann sie beobachten, sie ruhig betrachten, und weil wir sie ruhig beobachten, wissen wir in manchem mehr von ihnen wie die in Paris. Auch für einen kleinen Wirkungskreis gilt: von den großen Geistern geht das Organisatorische aus, von den kleinen das Menschliche. Sehen Sie sich einmal diese kleinen Lehrer an. Ich weiß, sie sehen ein bißchen lächerlich aus mit ihren ungeschickten provinzlerischen Anzügen, ihren Brillen und in ihren Kleinlichkeiten. Schauen Sie auf ein Dutzend von ihnen; ein einzelner von ihnen wirkt ärmlich, kläglich, aber in ihrer Gesamtheit sind sie eine ungeheure Macht: Sie formen die Zukunft, sie sind der Grundstock. Man erkennt es gleich als richtig, soweit man nur ins Optische, auf den ersten Blick Erkennbare dringt, ehe man es noch ganz mit seinen Augen, seinen Sinnen, seinem Gefühl erfaßt hat. Denn wie man's ansieht und von wo, darauf kommt es an. Selbst wenn man ein armer Hund von Lehrer ist. Ich wünschte, Sie könnten unsere kleinen Zeitschriften lesen, die zusammen nicht im Jahr soviel Auflagen haben als der ›Matin‹ oder der »Figaro« an einem Tag; in ihnen würden Sie finden, wie der Pulsschlag geht, Sie würden den wirklichen Sozialismus erkennen, die wirkliche Geistigkeit. Jede der großen Zeitungen spannt den Radius aus – und die Mitte bleibt leer. Ich weiß, daß ich ihren Vorstellungen ebenso entgegenarbeite wie der Zeit, die Zusammenfassungen will. Aber aus meiner Sicht der Welt muß ich ihr entgegenarbeiten, denn gegen sie wächst ein Widerstand. Namen sind uns vertraut, die Sie nie in einem Boulevardblatt finden; es ist

diesen Menschen gleichgiltig, daß niemand sonst von ihnen etwas weiß. Das ist der Geist unserer Zeit; knapp vor den Wahlen besinnen sich immer die Parlamentarier, dann kommen sie zu ihnen, und auf diese Weise werben sie um ihre Stimmen. Ach, ich liebe sie, die kleinen Leute, die Nicht-Ehrgeizigen, die Nicht-Lauten, die zurückhaltend sind, sie sind die Harten oder Gerechten, auf denen sich nach der Bibel die Welt aufbaut.«

Er unterbrach seinen Redeschwall. Sie wartete.

»Sehen Sie, aber das ist nicht genug. Das ist nicht alles, was ich wollte. Es geht nicht nur um ein paar Menschen, es geht um die Menschheit. Ihr Goethe hat gesagt: ›Die Menschen sind wie das rote Meer: der Stab hat sie kaum auseinandergehalten, gleich hintendrein fließen sie wieder zusammen.‹ Aber sie haben keine wirkliche Gemeinschaft. Man müßte über die Länder hinaus wirken, mehr als je. Die Ehrgeizigen dieser Welt sind verbunden, sie stimulieren sich, einer den andern. Die Sozialistenführer, sie besuchen sich, bei Ihnen soll da jetzt ein Kongreß sein. Die Industriellen haben ihre Konzerne, die Professoren ihre Kongresse. Auf diese Weise glauben wir alle: Wir sind die Mächtigen. Nur die kleinen Leute, die stillen, die ehrgeizlosen, sie kommen nicht zusammen, und das ist das Unglück unserer Welt. Sie bleiben die Anonymen, diejenigen, die nichts voneinander wollen, denen es schon genügt, daß hüben und drüben anständige Menschen sind, denen es schon Glück ist, ernst beisammen zu sein; ohne Hintergedanken auf Werbung und Geschäft. In der Welt kommen die Menschen überall zusammen, welche durch gemeinsame Interessen gebunden sind. Wie wäre es, wenn man einmal die Anonymen zusammenfassen möchte als diejenigen, die eben keine anderen Interessen haben, als still und friedlich zu leben – es wäre die größte Macht der Welt. Die Staatsinteressen, die Klasseninteressen – sie alle stoßen sich im Weltraum. – Sehen Sie, das

war so ein kleiner Versuch. Ein jämmerlich kleiner, ich weiß. Aber immer wieder, immer wieder müssen Versuche gemacht werden. Doch jeder muß wissen, daß er damit nichts Sichtbares erreicht. Tausend, zehntausend kleine Ringe müssen sich bilden, die sich berühren. Nur dann ist es richtig. Aber auf die Dimensionen kommt es nicht an – im Gegenteil, je größer die Proportionen sind, umso geringer ist die menschliche und ebenso die moralische Substanz darin. Unsere Demokratie ist zu breit geworden, und ebenso der Sozialismus, es sind schon Apparate und Organisationen statt richtiger Gemeinschaft. Wir müssen uns bescheiden lernen, uns lieber auf ein kleines Maß zurückführen, auf kleine Verbände, auf Gruppen. Sie werden zusammenhalten, wenn die große Welt zerfällt.«

Clarissa überlegte. Es war eine andere Welt: Sein Ehrgeiz als Professor, als Lehrer, war auf das äußerste gespannt; das erinnerte sie an ihren Vater.

»Ich weiß, es kann nichts schaden, solange ich übersehe, was ich tue. Ich trage keine Verantwortung, wenn ich vorschlage, ein Bündnis zu machen, eine Kolonie zu bilden.«

»Aber ob sich ein Einsatz mit dieser Aufopferung lohnt? Dabei sehen Sie doch immer nur kleine Resultate.«

»Vielleicht ist das bequemer.« Léonard lachte. »Doch sagen Sie nicht Aufopferung. Ich mag das Wort nicht. Was opfert man denn auf? Sich selbst. Nun – kann man etwas Besseres tun? Man gibt, was man in sich hat, und fragt nicht, warum; wer an Einkassieren denkt, gibt nicht genug. Eines gibt man nicht weg, das Wesentliche: seine Freiheit. Denn es gibt keine menschliche Freiheit ohne Verantwortung. ›Il n'y a qu'une chose rester soy-même‹, sagt Montaigne, mein Freund in allen Lebenslagen. Daraufkommt es an. Nicht auf das, was man gibt und wofür man es gibt, sondern was einem bleibt, was man selbst bleibt. Das sind keine sichtbaren Erfolge. Aber die Stati-

stik zeigt auch keine. Ich hasse die Statistik. Vielleicht ist jeder Erfolg, den sie zeigt, egoistischer als die andern. Der Minister ist mein Freund, er sitzt auf einer Majorität, ich sitze auch und ich sitze mit Ihnen, und es kommt auf die Sicht an. Wer ist stärker? Zwei junge Menschen, denn sie machen mehr aus als 17000 Stimmen der Majorität bei den Wahlen. Ja, lesen Sie einmal nach: De l'ambition. Dann verstehen Sie, warum ich in meinem Provinznest bleibe, verschollen, aber frei. Vive la liberte! Wer weiß, was mich geschwätzig macht. Stoßen wir unsere Gläser an.«

Er war lebhaft geworden. »So – jetzt haben Sie einen Privatvortrag gehört. Vielleicht haben Sie etwas von Frankreich gelernt. Und das nächste Mal müssen Sie mir von sich erzählen.«

* * *

Der dritte Tag begann Clarissa zu ermüden. Sie war es nicht gewohnt, ständig unter Menschen zu sein, und abends gab es dann immer noch das Bankett. Es war ihr alles zu neu. Am vierten Tag, morgens, am 28. Juni, schien es ihr, als würde noch eine Anstrengung auf sie zukommen, aber draußen lag blau der See mit den leuchtenden Bergen. Nun war zwar ein gemeinsamer Ausflug nach Beendigung des Kongresses auf den Rigi angesetzt, aber das Bedürfnis nach Alleinsein, nach Überdenken aller Eindrücke war so stark, daß sie am Quai das erste Schiff nahm und über den See fuhr. Es war halbleer, das Schiff, die eigentliche Saison hatte noch nicht begonnen; an den kleinen Landeplätzen leuchteten die Häuser, Männer saßen davor oder arbeiteten daran. »Die kleinen Leute«, dachte sie in Erinnerung des gestrigen Gespräches. »Da sind sie, von denen man nicht weiß. Das sind wir – die unzähligen Existenzen, hingestreut über die

Erde, wir, die wir nichts wollen als unser kleines stilles Leben, da und dort und überall.« Sie merkte sich kaum die Namen der Orte, an denen das kleine Schiff landete. Sie tat keinen Blick auf die Karte. Sie wollte gar nicht wissen, wie sie hießen. Sie wollte nur spüren, daß sie da waren, diese Berge, die nichts als Berge sind. Sie wollte nicht wissen, wie hoch sie sind. Nur ihre Formen betrachten. Sie wollte nicht wissen, wer die Menschen sind, diese Menschen, die hier lebten und still mittaten mit ihrem schweigenden Dasein an der Schönheit und dem Sinn der Welt.

Um acht Uhr abends war das gemeinsame Abschiedsbankett angesagt, so kehrte sie, befriedigt und befriedet, schon um sieben Uhr zurück; ihre Wirtin, die freundliche Lehrerin, empfing sie mit der Mitteilung, es habe bereits zweimal ein Herr nach ihr gefragt, er werde noch einmal vor dem Bankett kommen und lasse sie ersuchen, auf ihn zu warten. Sie hatte gerade noch Zeit sich umzukleiden, und schon erschien Léonard. Er war – sie hatte ihn nie so gesehen – ungeduldig und aufgeregt und bat sie, während sie sich noch fertigmachte, hinter der Türe, möglichst rasch zu machen; es sei dringend und wichtig. Kaum daß sie in das kleine Empfangszimmer trat, begann er, ohne sie recht zu begrüßen. »Hören Sie, Sie müssen mit mir kommen, Sie müssen mir helfen. Es hat sich etwas Unangenehmes ereignet. Ich weiß nicht, ob Sie die Depesche gelesen haben – Ihr Thronfolger Franz Ferdinand ist heute mit seiner Gemahlin in Sarajewo ermordet worden …«

»Ermordet?« Sie schrak auf.

»Ja, bei einer Inspektionsreise oder bei Manövern. Von Terroristen oder Irredenten, von irgendwelchen Verbrechern. Die Nachricht platzte mitten in unsere letzte Komitee-Sitzung hinein, welche die Reden bei dem Abschiedsbankett bestimmen sollte. Ihre Landsmännin Frau Dr. Kutschera verlor den Kopf und begann zu schreien, man müsse diese Banditen, diese Serben ausrotten, es sei

eine Mörderbande. Erst hätten sie ihren König ermordet … Nun war die serbische Delegierte, Frau Dimoff, dagegen aufgestanden und fuhr auf sie los. Und ich schäme mich zu sagen, was diese Frauen sich an den Kopf warfen. Es war« – seine Stimme begann zu zittern vor Zorn, sie wurde gleichsam blaß vor Zorn – »so über die Maßen kläglich; die beiden Frauen beschimpften sich vor uns allen, die wir sie vergebens zu beruhigen suchten, wie Marktweiber. Schließlich erklärte Frau Kutschera, sie sitze mit einer Angehörigen dieser Mördernation nie mehr zusammen, sie sei die Tochter eines Offiziers, sie bleibe nicht an einem Tisch mit ihr, und lief weg. Sie können sich denken, wie das auf die andern wirkte. Der Teufel hole die Weiber, wenn sie Politik treiben. Die ehrgeizigen Weiber, meine ich. Ehrgeiz steht einem Mann zu, bei einer Frau wird er zur Karikatur. Da baut man etwas auf, da versucht man die Menschen zusammenzubringen und eine Sache, und sie werfen sich gegenseitig die Schuld zu – das ist noch immer dieser Wahn der Staatsidee; sie wirft alles um. Der Staat, das Volk, die Nation, das Unsichtbare, das Abstrakte steht gegen das Lebendige. Oh, es war eine Schande, eine Schande, ich habe mich geschämt.«

Zum erstenmal geschah es, daß Clarissa diesen Mann entmutigt sah. Eine Trauer lag in seinem Blick.

»Und das Unglück ist, daß gerade diese Frau Kutschera heute abends die Dankrede der ausländischen Delegierten hätte halten sollen – sie hatte sich gedrängt dazu, man hatte sie eigentlich gar nicht vorgeschlagen. Und nun denken Sie sich den Eklat, wenn sie heute fehlt, wenn ostentativ ihr Platz an dem Haupttisch leer bleibt und damit unsern Leuten, die da gläubig und freudig gekommen sind, demonstriert wird, das alles, was wir von Verständigung, von internationaler Freundschaft gesagt haben, ein leeres Gerede gewesen ist, und daß der flüchtigste Anlaß

genügt, diese kaum erst begonnenen Anknüpfungen zu zerreißen. Es kommt in die Zeitungen und schwätzt sich herum. Die Arbeit von Wochen ist damit zerstört, und statt eines gestärkten Zutrauens bringen unsere Leute einen schlimmen, ja den schlimmsten Eindruck mit nach Hause. Nämlich: Man hätte sie beleidigt. Dieser Eklat muß unbedingt verhindert werden, und Sie müssen mir helfen. Sie müssen Ihrer aufgeregten Landsmännin klarmachen, daß sie gerade heute nicht fehlen darf. Sie müssen mit ihr sprechen.«

Clarissa überlegte. »Ich will es natürlich versuchen, wenn Sie darauf bestehen. Aber ich habe kein gutes Vorgefühl. Diese Frau Dr. Kutschera kenne ich; sie ist, was man in Wien eine Adabei nennt. Sie ist bei allen Gruppen und Vereinen, aber jede Sache interessiert sie nur insoweit, als sie sie zu ihrer eigenen Sache machen kann. Ich kann mir denken, daß man sie vielleicht dazu bekommen würde, zu sprechen. Aber was sie dann sagt, ist mir nicht sicher, keineswegs sicher. Selbst gestern abend wußte ich es nicht recht. Wir sprachen miteinander, als wir beisammen saßen, und mir war eigentlich wohl. Da kam die Russin dazu … – Ich hatte bisher geglaubt, man narrt sich selbst mit dem Bild, aber mir wurde deutlich, daß dem riesigen Rad der Welt jede Nation als ein kleines Zahnrad eingefügt ist. – Gehen wir doch zu ihr hin.«

Sie gingen gemeinsam. Léonard war in seiner Erbitterung kaum zu beruhigen. »Es ist nicht der einzelne Anlaß.« Er ballte die Fäuste. »Es geht um ihren verdammten Nationalismus, durch den die Parteien zersprengt werden. International. Er verdirbt alles. Es ist das Böse, das ein einziges Vaterland über alles stellt. Wir werden hineingerissen in die Dummheiten unserer Vaterländer. In die Vaterländerei. Was hilft es uns, ehrlich und guten Willens zu sein, wenn ein Dutzend Leute oben es nicht sein wollen. Eine andere Fahne sehen sie an wie der Stier das rote

Tuch. Wir müssen uns von den Vaterländereien loslösen. Zum Teufel mit den Vaterländern!«

»Aber Sie gehören selbst einem an, Sie sind Franzose. Ihnen selbst liegt daran, Frankreich aufbauen zu können.«

»Ja, ich bin Franzose. Aber ich bin kein Marokkaner. Niemand hat dieses Denken von mir verlangt. Seit 1907 verlangt man es allgemein von uns, seit wir das Schaujagebiet annektierten. Obwohl wir die Araber nicht kennen. Es war für die Produktion in unserem Land nötig, wir brauchen Rohstoffe. Ist Camborga der Mann, der Arbeiter, der Bürger, der Bauer? Was hat Camborga? Was Rußland? Das Überdimensionale. Wir müssen lernen, in Begriffen zu denken. Wie etwa Großmachtstellung. Dabei können wir uns nicht anderswo hinstellen, als wir wirklich sind. Man kann sich nicht einen Fußbreit weiter stellen, als wo man mit dem Herzen steht. Wir müssen bewußt und wirklich mit unserem Gehirn denken. Wir müssen ehrlich sein. Das Frankreich, das wir tatsächlich sind, und das Österreich und das Serbien. Wir, die kleinen Leute, sind nichts; aber uns wollen sie in ihre Interessen hineinziehen und das Kanonenfutter sein lassen. Der Boden, die Erde, die Sprache, die Kunst, das ist Frankreich, und nicht Camborga und Guayana und Madagaskar. Es bildet kein Haar davon. Ich fühle mich da dumm wie ein Bauer und sage schließlich, was geht es mich an. Man muß primitiv denken, um richtig zu denken. Man muß sich zurückerziehen von diesem Wahn, ganz einfach, ganz ehrlich sein. Ich sage, es geht mich nichts an.«

Sie waren inzwischen weitergegangen und zu dem Hotel gekommen. Sie meldeten sich an. Frau Dr. Kutschera würde bedauern. Sie könne niemanden empfangen. Um acht Uhr werde sie nach Zürich zurückfahren. Sie müsse jetzt packen.

Léonard und Clarissa standen in der Halle des Hotels. Sie sagten nichts. Da er den Hut abgenommen hatte, sah

sie, daß seine Haare an den Schläfen feucht klebten. Er sah erschöpft aus. »Ich bin am Ende meiner Weisheit. Ich kann das Programm nicht mehr umstellen. In einer Viertelstunde soll die Ansprache gehalten werden. Ich müßte sagen: sie ist erkrankt. Aber ich lüge nicht. Dazu wird mich niemand bringen. Es würde auch nichts helfen. Diese Situation verdirbt den ganzen Abend. Jeder wird hinstarren auf den leeren Platz; die Zeichenlehrerin aus Grenoble, der gute Volksschullehrer, der immer am Klavier sitzt. Ich habe sie alle zusammengesucht und für sie an die Konsulate geschrieben. Ja, die kleinen Leute mit wieviel Freude, mit wieviel Hingebung sind sie bereit, etwas zu tun – sie haben sich kindlich gefreut – eine Manifestation europeenne sollte stattfinden, da geschieht es, daß unser Herr Poincaré nach Paris fährt, um das Militärbündnis, die Tripleentente, zu festigen. Die verfluchte Idee von der braven Mademoiselle Vibert. Sie wollte hinten an der Wand jede Nation mit ihren Farben, Fahnen und Wappen zeigen; drei Nachmittage hat sie daran gearbeitet. Jetzt ist der Platz von Frau Kutschera leer. Es ist alles umsonst gewesen. Zwei dumme Weiber haben alles verdorben. Jeder einzelne wollte und sollte wirken in seinem Kreis. Fünfzig junge Menschen sind hier zusammengekommen, stellvertretend für fünftausend, für zehntausend. Und jetzt gehen sie unverrichteterdinge heim. Sie wollten optimistisch zeigen, daß sie alle zusammengehören. In einer Viertelstunde soll die Veranstaltung beginnen. Jetzt kann man nichts mehr tun. Man kann ja nicht einfach die Dekorationen abräumen. Zwei Nächte haben auch die Freunde darüber gesessen und sie auf Pappe gemalt. Außerdem sind schon Leute im Saal.«

Clarissa sah seine Verzweiflung. Zum erstenmal sah sie einen Menschen, von dem so viel sichere Heiterkeit ausging, verzagt. Er stand da und nahm den Hut aus einer Hand in die andere. Sie überlegte, ob sie ihr kleines Teil-

chen dazu tun könnte, möglichst anonym. »Vielleicht könnte man doch noch etwas tun, wenn alles zusammengesteuert würde – Sie sehen doch, wie rührend diese Leute sind.«

»Wieso? Soll ich betteln vor dieser rachsüchtigen Dr. Kutschera, die mich nicht mehr empfängt, wie einer, der den Minister spielt? Und wenn man sie reden läßt, wer weiß, was sie sagt? Wenn ich nur wüßte, wo ich mich verstecken kann.«

»Sie müssen einfach etwas zu ihnen sagen, offen und klar. Daß es ein Mißverständnis gegeben hat. Sie müssen darüber sprechen, wie man nicht handeln soll.«

»Dadurch würden sie nur noch mehr aufmerksam.«

Da sah Clarissa ihn an. »Ich meine … es gibt einen Ausweg … ich bin zwar keine Delegierte, offiziell wenigstens nicht … aber ich bin schließlich doch auch Österreicherin und Kongreßgast.«

Léonard fuhr auf. »Sie … Sie wollen ihren Platz einnehmen? Daran habe ich gar nicht gedacht … das … das wäre herrlich … ja es würde alles retten. Wie einfältig ich bin … das ist die vollkommene Lösung. Und … und würden Sie auch ein paar Worte sprechen?«

Clarissa zögerte. »Ich habe nie öffentlich gesprochen … ich brauche immer eine Vorbereitung … Ich müßte mir etwas aufsetzen.«

»Das macht nichts. Das macht nichts. Im Gegenteil: Sie werden nichts aufsetzen. Je einfacher Sie sprechen, desto besser. Dann entstehen keine Phrasen. Wo die andern doch schon so viel reden … Wollen Sie es wirklich tun?«

Er sah sie so begeistert an, daß sie etwas errötete.

»Ich will es versuchen.«

Léonard sprang plötzlich auf, als ob ihn etwas gebissen hätte. Dann faßte er sie mitten in der Halle, alles vergessend, bei beiden Schultern. Es war ihr, als ob er sich zurückhalten müßte, sie zu umarmen. »Sie sind … Sie sind

wirklich ein famoser Mensch, ein ganzer, ein richtiger Kamerad. Ich habe es gleich gespürt. Ja, wir Freunde spüren das. Es tut so gut. Wenn man glaubt, es sei alles vorbei, weht einem das Schicksal jemanden zu. Wie soll ich Ihnen danken?«

Sein Blick sah sie voll an. Er war voll Herzlichkeit und Wärme. Sie spürte gleichzeitig seine Hände an ihren Schultern. Noch nie hatte sie so viel offene Innigkeit bei einem Menschen gespürt. »So habe ich wenigstens nicht das Gefühl, vergeblich gekommen zu sein. Jetzt haben Sie mich doch noch an den Ehrenplatz geschmuggelt, den Sie mir angeboten haben.«

* * *

Der Abend verlief in glücklichster Form. Clarissa sagte einige wenige einfache Worte des Dankes, die keineswegs als Ersatz auffielen und so herzlich aufgenommen wurden, daß die serbischen Delegierten sich eigens veranlaßt sahen, ihr die Hand zu schütteln; niemand bemerkte etwas von dem Zwischenfall. Danach hielt Léonard noch eine heitere Rede. Man spürte ihm das Glück über das Gelingen an. Wie er die Veranstaltung beschrieb, wirkte er ein wenig wie Tartarin de Tarascon. Damit war der Kongreß eigentlich abgeschlossen; für den nächsten Tag war nur noch ein gemeinsamer Ausflug auf den Rigi angesagt, das eigentliche kollegiale Beisammensein. Eines der mächtigsten Schiffe war ihnen zur Verfügung gestellt worden, und ein heiteres Treiben begann sogleich auf der Fahrt nach Vitznau. Léonard sah sie wenig, er hatte die Anordnungen zu besorgen, die kleinen Schwierigkeiten auszugleichen, als der eigentliche Maître de plaisir. Es war rührend zu sehen. Manche von diesen Lehrern waren noch nie auf einem Dampfschiff solchen Formats gefahren, sie fanden es wunderbar; die Schweizer hatten das Beste ge-

tan, an jeder Landungsstelle empfingen sie sie mit den Kindern des Ortes in Landestracht. Die einzige Sorge war nur das Wetter, ein Windsturm zog vorüber, er schob die Wolken vor sich her und der Rigi selbst – so schien es – nahm bald die Haube ab, seine weiße Haube. Einige hatten ihre Shawls um sich geschlungen. Das Schiff fuhr erst nach Flüelen und dann zurück an die Orte des Teil; Clarissa sprach mit französischen Schullehrerinnen, erklärte ihnen die Teilsage. Die Bauern unter ihnen waren ihr die liebsten, und sie sah ihnen zu; Léonard hatte recht. Er hatte ihr den Blick für sie aufgetan. Sie sah sie wirklich anders als früher. Es waren kleine Leute, man sah es ihnen an. Sie trugen Wettermäntel, sonderbare Trachten, bäurische Schürzen zu schwarzen, etwas fettigen Röcken. Sparsamkeit hatten sie gelernt von Generationen. Ihre Ferngläser mochten ererbt sein, sie mochten von den Großvätern stammen, die gestrickten Taschen von den Großmüttern. Die Sparsamkeit war groß. Sie verzehrten zum Lunch einfache Butterbrote. Aber sie glänzten alle vor Freude, – da waren der See, die linden Hänge, die Sauberkeit. Es war der erste Blick, den sie in die Welt taten. Einige sogar mit Photoapparaten. Aber alles war so rührend billig, was sie hatten. Mit ihnen spürte man die Freude am Leben selbst am unmittelbarsten. Clarissa mußte unwillkürlich an ihn denken, an Léonard; als selbstverständlich nahm er alles auf sich, so brüderlich. Die eigentliche Erregung begann, als die Zahnradbahn sie hinaufführte, als ihnen alles zum Wunder ward. Viele waren mit Mäntelchen und Kappen ausgerüstet wie für eine Nordpolfahrt. Die Luft war erfüllt von kleinen Schreien. »Regarde donc.« Sie wiesen sich gegenseitig auf die Blumen hin. Da, im Schatten, entdeckten sie ein Stück Eis. Sie reichten ein Fernglas herum. Sie genossen den Duft der Bergluft. Von unten hörten sie eine Kirche mit schweren Glocken. Sie scharten sich um einen Geographieprofes-

sor, der ihnen alles erklärte. Plötzlich geschah es, daß hier oben eine mächtige Wolke sie einhüllte, so daß einer den anderen kaum sah; ein Rufen und Schreien begann. Es war ein Abenteuer wie von Schattengestalten; jemand rief auf französisch »Henri«. Dann, als gegen Abend der Himmel nur noch ein leichter rötlicher Schein war, mußte Léonard sich Mühe geben, sie fast zurückzutreiben. Sie folgten mit geröteten Gesichtern. Es war um so viel rührender gewesen, als eine Kinderfreude es sein kann (Clarissa erinnerte sich an Bergausflüge, die sie vom Kloster aus gemacht hatte), weil das hier erwachsene Menschen waren, graubärtige Männer waren darunter, dürre Frauen; als ob sie dem Priester in die Kirche folgten, und das hatte sie immer als romantisch empfunden. Aber jetzt war sie eins mit diesen Menschen. Sie mußte immer denken: ›Die kleinen Leute. Gleich werden sie singen! Wahrhaftig, sie singen die Marseillaise. Wie recht er hat. Ihnen, den Anonymen, müssen wir eine Ahnung davon geben, denn wir sind die Anteilnehmenden. Es fuhren noch andere mit heute. Doch was wissen die Verwöhnten? Nur die anderen kennen das bißchen Glück, die Genügsamen. Wir bauen zusammen mit ihnen wahrhaft die Welt.‹

Auf dem Schiff konnte Clarissa sich bei der Heimfahrt nicht satt sehen an der Freude dieser Menschen. Sie sahen plötzlich anders aus: Ihre Augen strahlten eine Geselligkeit aus. So ernst sie dagesessen hatten im Kongreßsaal, so neugierig belebt waren sie auf den Straßen gewesen. Doch schien es ihr, als hätten sie inzwischen hellere Blicke bekommen; sie lachte mit ihnen, sie sprach auch andere an, was sie sonst nie bei ihrer Gehemmtheit vermocht hatte. Zwei Lehrerinnen aus Montauban saßen bei ihr; so konnte sie auch etwas tun zur Bindung der Welt, auch etwas Wärme geben, sich mitteilen. Die Schülerinnen in der Klosterschule, mit denen sie sechs Jahre im selben Zimmer geschlafen hatte, hatte sie damals so nicht anse-

hen können. Sie hatte das Bedürfnis zu sprechen, so wenig sie auch zu sagen hatte. Dabei fiel ihr ein, man würde denken: ›Scheu spürt sie nicht‹. Diese Erfahrung war wie die Schwester in ihr, sie empfand sie so, wie sie Léonard als den Freund erkannt hatte, und sie empfand sich selbst, indem sie teilnahm an der Freude, indem sie sich auftat und sich gab. Den Wind an der Brust spürte sie jetzt wie nie zuvor.

Alpenglühen hatte eingesetzt. Die Wolken waren erst ein wenig fahler geworden und leuchteten nun rosig. Das Schiff näherte sich Luzern. Alle waren allmählich stiller geworden. Es hatte sie erschöpft. Allmählich war die Sonne untergegangen. Eine leise Kühle setzte ein. Die Gesichter wurden zunehmend undeutlich. Der Pilatus war noch zu sehen. Ihm genügte das kleine Licht, um seine Krönchen zu zeigen. Clarissa zog sich auf Deck nach rückwärts hin. Sie wollte sich sammeln. Es war ihr wohl im Bewußtsein, daß sie nicht mehr allein sei in der Welt. Ein leichter Schatten kam heran. Es war Léonard, der sich zu ihr setzte; im Augenblick spürte sie, daß sie an ihn gedacht hatte. Er verstand es, Wärme zu verbreiten, allein schon mit seinen breiten Schultern und dem weichen Bart; und wie er die Freude dieser dreihundert, vierhundert Menschen geschaffen hatte. Er sah sie an; er selbst sah heiter, aber müde aus. Sie beglückwünschte ihn. »Nicht wahr, alles ist gut gegangen«, sagte er ganz glücklich. »Kein Zwischenfall. Jetzt darf auch ich schon ein bißchen froh sein. Wenn das Schiff landet, ist meine Verantwortung für ›mon troupeau‹ zu Ende. Dann gehöre ich wieder ganz mir.« Sie sagte ihm einige herzliche Worte, wie sehr sie seine Arbeit beobachtet habe und wie er sich freuen dürfe. »Ja«, sagte er darauf, »ich bin voll Freude, Sie haben recht. Aber was mache ich damit? Es ist fast ein bißchen zuviel für mich allein. Ich bin an bescheidenere Portionen gewöhnt – ein Buch bleibt mir sonst abends, ein Freund,

ein guter Brief, etwas Musik. Eigentlich ist es das Glück für mich. Wenn es mehr wird, weiß ich nichts damit anzufangen – ich möchte es weitergeben. Dies alles ist eine riesige Freude für mich. Was fange ich mit so viel Freude an? Es kribbelt mir in den Händen. Wenn ich ein Schweizer Älpler wäre, würde ich jodeln; ein richtiger Franzose würde Wein trinken. Soll ich einen Parademarsch machen? Was fängt man an mit so viel Freude? Nun raten Sie mir, Sie wissen immer das Rechte.« Clarissa lächelte, sie merkte: Er schließt sich schwer an, schwerer noch auf. Aber es war ihm leicht, zu ihr zu sprechen. »Ich bin herzlich gern mit Ihnen zusammen gewesen. Aber Sie überschätzen mich. Ich könnte Sie doch nur langweilen. Ich habe nicht viel gelesen, und ich hatte sicher nicht das Recht, am Kongreß teilzunehmen. Ich lebe in engem Kreis.«

Léonard sah auf das Wasser hinaus. »Sie fahren morgen heim?«

»Nein«, sagte sie, »meine Ferien fangen jetzt an. Als Vorwand für die Reise diente mir der Kongreß. Auch wenn alles fehlgeschlagen wäre – ich hätte es doch nicht bereut. So war es vielleicht das Beste, was überhaupt möglich war.«

Er überlegte. Er sah aus, als ob er etwas sagen wollte. Wenn man so gut beisammen war, sollte man sich eigentlich ein gutes Wort zum Abschied sagen. Wäre er ein falscher Mensch, so wäre er vielleicht mit sich im Gleichgewicht und hätte sich verhalten wie ein normaler Mensch. Es war seltsam, wie wenig erwachsene Menschen frei reden konnten.

»Wer weiß, wohin Sie gehen. Wer weiß, ob ich Sie noch einmal sehe. Ich wollte Ihnen etwas sagen, aber ich wollte Ihnen keine Lüge sagen. Ich mag keine großen Worte. Aber Sie wissen: Es hat mich immer froh gemacht, während ich mit Ihnen zusammen war. Ich habe dadurch et-

was mehr Zutrauen zu mir und damit zum Ganzen gewonnen. Längst beurteile ich Menschen nur mehr, ob sie mich besser machen. Ich frag' nur mehr, ob ich mich wohler fühle, wenn ich mit ihnen zusammen gewesen bin.«

Clarissa überkam ein starkes Gefühl. Das Ruhige, das Menschliche in ihm sprach sie an; und sie berührte unwillkürlich an den Schultern die Stelle, wo gestern seine Arme sie gefaßt, im Überschwang der Dankbarkeit gefaßt; sie brauchten keines der süßlichen Worte. Es war alles ehrlich und klar. Es war wie eine Pflicht, beim Abschied etwas Redliches zu sagen.

»Ja, auch mir täte es leid, wenn wir uns nicht mehr begegnen sollten.«

Das Wasser lief vorbei an den Planken. Die Maschine ging. Sie spürten ihr Atmen.

»Sagen Sie ehrlich. Liegt das nicht an Ihnen? Liegt es nicht an uns? Ich habe noch Tage und Wochen frei vor mir. Ich würde gerne in die Berge gehen, Ausflüge machen, Städte besichtigen. Sie auch? Ich fühle mich so froh wie selten in meinem Leben. Tage und Tage zu jemanden sprechen zu können! Mögen Sie mich Ihre Pläne wissen lassen? Ich würde gern noch ein paar Stunden, ein paar Tage mit Ihnen beisammen sein, als gute Kameraden. Ich will herumziehen. Ich weiß noch nicht wohin. Wenn ich Sie unterwegs einmal in einer Stadt treffen würde, wie Sie wieder so in einem Café sitzen … Da könnten wir uns begegnen und dort. Wir könnten auch dieselben Städte besuchen, gemeinsam einen Ausflug machen.«

Sie sah ihn an und sagte ruhig: »Gern.«

Die Lichter kamen näher. Er stand auf. »Ich danke Ihnen. Ich muß jetzt nach den meinen sehen. Ich hab' noch abzurechnen, morgen früh. Und dann, morgen früh, sprechen wir uns noch einmal. Ich danke Ihnen.« Er gab ihr die Hand. Es war wie ein Handschlag.

Sie sah ihm nach. Eine Wärme durchströmte sie, als sie seinen ruhigen leichten Schritt sah. Er hatte nicht ein falsches Wort gesagt. Wohl jeder andere hätte einen sie abstoßenden und verlegen machenden Blick gehabt. Sein Blick war der erste gewesen, den sie gern zu sich genommen und bei dem sie eine Art Zärtlichkeit gefühlt.

Juli 1914

Sie hatten am nächsten Tag vereinbart, daß sie einen Ausflug nach der Wengeralp gemeinsam machen wollten und nicht mehr. Beide scheuten sie sich noch voreinander oder wenigstens davor, den andern zu verpflichten. Dann aber beschlossen sie einen zweiten Ausflug, und von diesem Tage an ließen sie einander nicht mehr. Es wurde ein Beisammensein von größter Innigkeit ohne die äußern Gesten wilder Leidenschaft; nach zwei Tagen, die sie beisammen waren, war es, als ob es nie anders gewesen wäre und nie anders sein könnte. Léonard hatte gleich am ersten Tage mit größtem Freimut ihr seine familiäre Lage eröffnet. Er war dem Buchstaben und Gesetz gemäß verheiratet, aber seine Frau hatte ihn vor sechs Jahren verlassen; sie hatte in dem jungen politischen Führer mehr die Möglichkeiten geliebt als ihn selbst. Deshalb hatte sie ihm in seiner gläubigen Zeit geholfen in seinem Ehrgeiz. Dann hatte sie selber Ehrgeiz für sich entwickelt und hatte in der Zeit seines Aufstiegs leidenschaftlich für ihn gearbeitet und mit jener Zielsetzung, die mittelmäßige Frauen in sich haben, sofern dies Ziel in der Richtung ihres eigenen Wollens liegt, ihm vorwärts geholfen; die Stellung als Sekretär des Ministers dankte er ihrer zähen und klugen Diplomatie mehr als seiner eigenen Energie. Als er sich dann von

der Politik zurückzog, konnte sie ihn nicht verstehen und schon gar nicht, als er in dem kleinen Ort die Professorstelle übernahm; man nimmt manchmal Opfer auf sich, deren Sinn man nicht versteht. Die Enttäuschung für sie war groß, daß er nicht gehalten hatte, was er ihr versprochen, und wurde zur Enttäuschung an ihm selbst. »Weil wir beide ehrgeizig waren, paßten wir zusammen. Ich habe sie aber enttäuscht.« Unter dem Vorwand, ihre Mutter zu besuchen, blieb sie Wochen in Paris, und Léonard gab sich keiner Täuschung hin, daß sie dort andere Bindung hielt. Ohne Kontrakt oder Scheidung lebten sie sich auseinander; es entsprach seiner Auffassung von Freiheit, ihr Freiheit zu lassen; keinerlei Feindseligkeit bestand zwischen ihnen, und er war bereit, in die Scheidung zu willigen, sobald sie ihn darum anspräche; aber es war ihr bequemer, in Paris als verheiratete Frau zu gelten; wo die Pro-forma-Familie wohnte, war ihm gleichgiltig, denn sie hatten beide kein Kind gewollt. Ihr, Clarissa, sagte er all das ganz klar, ohne Beschönigung, und sie verstand, daß er vor ihr kein Geheimnis haben wollte, ihr keine Hoffnungen erwecken mochte, daß er eben dadurch um sie warb, daß er ihr die Wahrheit sagte. Er hatte keine Zudringlichkeit versucht; sie spürte, daß dies Scham war und nicht etwa ein Widerstand vor Zärtlichkeiten. Er wollte nicht locken und nicht drängen, aber warnen wollte er, und sie sollte nur aus freier Wahl entscheiden, ob sie sich ihm geben wollte. Clarissa wußte, daß, selbst wenn sie sich ihm hingeben wollte aus freiem Entschluß, dies einer Verantwortung gleichkam, aber sie fühlte auch das Häßliche, ein Wehren vorzutäuschen, wo sie selbst begehrte. Zugleich hatte sie ein Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß der Mann die Bedrückung und Ängstlichkeit, die Hemmungen in ihr aufschloß, denn dadurch würde dieses Mit-sich-allein-Sein und Verhalten-Sein aufhören. An dem vierten Abend fanden sie

sich und hatten beide kein süßliches, kein übertreibliches Wort gesagt.

Die nächsten Wochen lebten sie jenseits der Zeit. Sie waren den Comersee hinabgewandert, zu Fuß. Ihr kleines Gepäck schickten sie voraus. Sie wollten frei sein: Sie wußten sich ohnehin gebunden an eine Pflicht. Einmal stritten sie, ob es Mittwoch oder Donnerstag sei; es war ihr einziger Streit. »Wenn wir nicht die Züge nehmen müßten, müßte ich auch meine Uhr nicht aufziehen. Auch die Zeit, auch die Kalender sind schon ein Zwang.« Da ihre Mittel nicht beträchtlich waren, übernachteten sie in den kleinen Gasthöfen und in Städtchen; Léonard hatte ihr erklärt, sie wollten möglichst die großen Städte meiden. Museen und Bibliotheken waren nicht das, was er suchte: Er wollte die kleinen Menschen in den kleinen Städten sehen. Diese suchten sie auf, nicht Bellagio und Villa d'Este; sie blieben in den Seidenweberstädten, in die nie Fremde kamen, in denen eigentlich nichts zu sehen war. Dort, in den kleinen Gasthöfen, fühlten sie sich wohl. Ihm war es wichtig, zum Beispiel den Schuster zu sprechen, in die Dorfschule zu gehen. Sie sahen hinein in die Häuser. Er fragte, was sie verdienen. Sie unterhielten sich mit den Weinbauern. Sie saßen bei ihnen vor den Stuben. »Sie gehören dazu. Deshalb wird man dich zu Hause nicht auslachen, als hättest du nichts von Italien gesehen, nicht die Vertosa von Pavia, nicht die Accademia von Venedig. Sie werden nicht wissen, wo wir gewesen sind. Diese Örtchen sind nicht wichtig. Auch ich will sie vergessen. Sie heißen für mich ›überall‹. Ein Land zählt nicht nach seinen großen Toten. Nach seinen Lebendigen zählt es. Aber ganz und gar nicht nach seinen Oberen und Obersten – in den Anonymen lebt es fort. Ich suche sie überall. Es ist nämlich falsch, das Außerordentliche zu suchen«, sagte er. »Es gibt ein falsches Maß. Ravenna, der Dom, Lionardo ist alles, was in den Fremdenführern gesternt ist. Auch

hier sind wir an den Mächtigen vorübergegangen. Denn das Wirkliche ist das Anonyme, der kleine Mensch, das Ich, das, was uns ausmacht.« Sie machten sich Notizen, gingen spazieren, er führte Tagebuch. »Ich verzeichne, was ich sehe. Das Kleine. Das tue ich seit zehn Jahren. Ich weiß später vieles aus diesen Fragmenten. So hat es auch ein Mann namens Samuel Pepys in England gemacht. Diese Aufzeichnungen tun einen wichtigen Dienst. Vielmehr als die großen Reden, die dicken Bücher, Sie müssen verteidigen, Geheimnisse verdecken, aber wir müssen aufdecken. Wir, das ist der kleine Mann, wir können uns den Luxus leisten, den Luxus der Wahrheit. Denn das Detail formt die Geschichte. Hier liegt die Substanz. Es ist wie ein Haushaltungsbuch. Wer nicht selbst produktiv ist, muß durch Fleiß und Genauigkeit wirken. Auch da kann es dienen.«

Clarissa hatte eine solche Art Glück nie gekannt. Es war die Rechtschaffenheit wie bei ihrem Vater: Sie hatte sie durchlebt, und sie war in sie selber übergegangen. Sie lernte zu verstehen, lernte, alles leicht zu nehmen. Sie entwickelte dabei keine Eitelkeit, wohl aber eine Art Heiterkeit, jene Heiterkeit, die aus der Sicherheit stammt. Sie kochte sogar selbst. Wohin sie auch kamen, sie sammelten sich nun in Muße. »Eine Stunde nicht zu denken! Es ist keine verlorene Stunde.« Nichts begehrte sie jetzt, als zu leben. Ihr Vater wurde verzehrt von dem Ehrgeiz zu dienen; (ihr Professor würde lächeln bei diesem Bekenntnis); er hatte nur den Wunsch sich auszulöschen. Clarissa erfuhr, daß Léonard zwei Bücher geschrieben hatte und an einem dritten arbeitete; veröffentlicht hatte er sie nicht unter seinem Namen, niemand im Orte wußte, daß er jener Michel Arnaud war. Das entsprach seinem Nichtwollen. In allem war bei ihm eine Gleichmäßigkeit. Er erzählte ihr an den Abenden oder las ihr etwas von Montaigne vor. »Jeder Mensch hat einen Liebling, Montaigne

ist mein Erzieher, mein Helfer. Er ist der Mann, mit dem ich übereinstimme. Pascal war tiefer, Balzac genialer – keiner aber war menschlicher, keiner hat mehr von dem Menschen, dem täglichen Menschen gewußt.« Wenn sie ein Klavier fanden, spielten sie sich gegenseitig vor.

Es gingen die Wochen hin, als sei es nie anders gewesen, als hätten sie sich gekannt seit immer. Für beide sah jetzt alles anders aus. Er gab sich heiterer, klarer. Sie sprach leichter. Ihr Gang war beweglicher geworden. Sie war freier. Zum erstenmal war sie der Welt wirklich aufgetan.

Sie kannten keine Sorge, nur Heiterkeit; sie wußten selten den Tag vorher, wohin sie gingen. So saß man manchmal vor einem Schuster, mal in den Trattonen. Sie kauften keine Führer, keine Pläne. Clarissa verstand die Sprache des Landes nicht. Sie hätten mit dem Pfarrer zu sprechen versuchen können oder in der Apotheke, aber schon jenen wichen sie aus. »Sonst leben wir nicht, die Zeit ist Leben. Schon das stört«, sagte er. »Lassen wir uns leben.« Sie lasen keine Zeitungen. Sie wußten nicht, was geschah. »Schon das heißt, uns verpflichten.« »Einmal das Gefühl haben, so frei zu sein, als schwämme man im See. Frei von allem. Von der Zeit, von der Welt.« »Ich könnte dann hier sein wie einer, der mit dem Esel über Land fährt.« Das also wünschte er sich. »Du denkst an etwas für dich allein.« – »Nein«, sagte er, »ich denke auch an dich. Und an eine alte Mutter, eine Bäuerin – meine Frau hat das nicht gefaßt – mit scharfen, hellen Augen, sie würde glücklich sein. Sonderbar, ich denke an jeden Armen, an jeden, der wenig hat. Aber ich denke auch an die Besitzenden, bei einem jeden verstehe ich noch, was er will, da ich weiß, es ist in jedem von ihnen schon etwas, das ihn unehrlich macht.«

Sie übernachteten aus Scherz in jedem Gasthof unter einem anderen Namen, »damit wir ihn selber vergessen«. Sie lernte unermeßlich viel und konnte auch ihm wieder manches erzählen. Aus Montaignes Essais las er ihr vor,

aus Stendhals ›Chartreuse de Parme‹. Er las gut, sie spürte seine weiche Stimme. Er hatte auch gelesen, was »bonheur« auf deutsch heißt, und hatte so, was Glück ist, zum erstenmal gewußt. Dadurch geschah es ihm, daß er sagte: »Erinnerst du dich, als wir in Antibes spazierengingen …« – so selbstverständlich war ihm die Vorstellung, daß sie immer mit ihm zusammengewesen sei. Ihr war es manchmal unwahrscheinlich, daß sie je ohne ihn gelebt hatte; wenn sie einmal allein ging, kam es ihr vor, als sei sie nicht ganz sie selbst. Es war nicht das Sinnliche, das Geschlechtliche, das sie band. Sie liebte seine zarten und rücksichtsvollen Umarmungen. Auch in ihnen lag Dankbarkeit.

* * *

Daß sie seit drei Wochen unterwegs waren, erkannten sie, da sie ohne Kalender und ohne Zeitungen waren, durch einen Zufall, als sie vorbeigingen an einem Barbier in Brescia. Er wollte sich die Haare schneiden lassen, sein Bart war dicht geworden. »Es muß so einer der letzten Tage spät im Juli sein. Ich habe so gar nichts gehört und mich um nichts gekümmert.« Zum ersten Mal erinnerte sie sich, sie müsse sich umsehen nach ihrer Post. Ihrem Vater hatte sie regelmäßig geschrieben, zunächst aus Luzern von ihrem Besuch, und hatte ihm auch die Abreise gemeldet. Dann später hatte sie ihm aus Desenzano noch einmal geschrieben, und auch Hofrat Silberstein, um ihn bis Mitte August ihre Adresse wissen zu lassen; damals hatte sie geglaubt, das genüge, und »Mailand poste restante« als ihre Adresse angegeben. Dann waren sie an den Comersee gefahren. Es waren regnerische Tage gewesen. Auch in Mailand hatte es für einen Tag Regen gegeben. An Como, Pavia, Mailand erinnerte sie sich. Jetzt schlugen sie sich durch die Straßen zur Post, und am Schalter erwartete sie tatsächlich ein Brief. Sie erkannte die klare

aufrechte Hand ihres Vaters. Der Brief kam aus Berlin und war knapp: »Die Ereignisse machen meine Rückkehr nach meiner früheren Stelle dringend notwendig. Die Ursachen werden Dir binnen kurzem klar werden. Ich bleibe gegenwärtig, jeden Augenblick nach Österreich zurückzukehren. Ich muß Dir abraten, Dich allzuweit zu entfernen.« Briefe hatten wie Telegramme etwas Erschreckendes für Clarissa. Sie hielt den Brief unverständig in den Händen. Sie schaute auf das Datum: Fünfzehnter Juli. »Was beunruhigt dich?« äußerte Léonard zutretend, der jeden Zug ihres Gesichtes zu lesen verstand. Sie reichte und übersetzte ihm das Blatt Papier. »Ich verstehe es nicht«, sagte er, »warum bist du so blaß geworden?« Sie antwortete leise: »Mein Vater war früher im Generalstab. Er war Vorstand für wichtige Departements, so daß man ihn zurückberuft. Es steht schlimm, wenn sie ihn dort wieder brauchen.«

Sie traten auf den Domplatz und kauften eine deutsche Zeitung. Es war die erste, die sie las seit Wochen, und Léonard nahm sich eine französische. Sie wurde unruhig. »Die Russen bereiten etwas vor. Angebliche Mobilmachungen werden vorbereitet.« Er lachte grimmig. »Und hier steht, daß Österreich mobilisiert und provoziert: Es ist dasselbe, immer dasselbe. Frau Dr. Kutschera und die Serbin. Die einen sind Mörder, die andern Unterdrücker. Haben wir deshalb gelebt unter dem Volk, um zu wissen, wer unterdrücken, wer morden wird?« »Glaubst du, es wird etwas geschehen?« »Österreich hat ein Ultimatum gesandt an Serbien.« »Jetzt verstehe ich, warum mein Vater dorthin ist. Eigentlich braucht er nicht zurück, wenn sie ihn berufen.« »Zu denken, daß dein Vater einer ist, der den Krieg mit vorbereitet, seit Jahren plant. Nein, ich sage nichts. Du kannst nicht dafür, du hast keine Schuld. Niemand trägt daran Schuld. – Nur die, die Lügner da, die hetzen, die auftreiben.« Sie saßen da. Die Straße zog an

ihnen vorbei. »Was sollen wir tun, wenn etwas geschieht? Ich muß zurück. Und du?« »Ich auch.« »Glaubst du, Frankreich wird auch dabei sein? Das ist im Kriegsfall doch nur ein Pion, ein Bauer, eine Figur bei einer Partie Schach, selbst wenn sie nicht als solche gedacht ist. Hinter all dem steht Rußland, hinter all dem stehen die Menschen seiner Politik, die Bande.« »Ich will nicht daran denken. Nichts auf der Welt ist mir gleichgiltiger. Aber man muß sich ja wehren. Vor allem die Sozialisten. Sie haben die ›Humanité‹. Bei dem, was mit mir ist, gibts nichts zu suchen. Ja, ich will nichts als ein Schuster sein. Aber man gibt auch so ein Beispiel. Egal was man tut, man ist verstrickt. Siehst du, so büßt man. Schon das Wenige, was man getan hat, bindet. Schon daß man lehrt, verpflichtet. Man muß noch mehr als sein Selbst sein. Was hatte ich, als ich dich noch nicht gekannt habe: Ich war ganz allein. Zu zweit besteht man die Welt.«

»Und wenn – du glaubst, es wird lange dauern?« »Wer weiß. Tu die Zeitung weg. Wir gehen in die Ambrosiana und schauen uns die Zeichnungen, Bilder, Bücher an.« Als sie später in einer Kirche standen, sah er auf den Altar. »Es ist eigentlich nichts zu sehen.« »Ich weiß nicht …« sagte sie, als stände etwas zwischen ihnen. »Hast du Angst?« Sie sah ihn an. Frei und ehrlich antwortete er: »Ja.«

* * *

Von dieser Stunde an war etwas vorbei. Sie mochten jetzt nicht mehr die Leute ringsum sehen. Alles war wie erloschen. Jetzt gab nichts mehr Licht. Allein die Zeitung sprach. Die Lettern, die Aufschriften sprangen einem entgegen beim Blick in die Zeitung. »Zu was bin ich eigentlich hergekommen?« fragte sich jeder selbst. Sie trieben sich um. Sie versuchten noch einmal, sich abzulenken.

Auch dort draußen, wo sie zuvor gewesen waren. Am Abend fuhren sie wieder zurück. Vor Tagen hatten sie dort noch gesessen, am See. Weil es regnete, waren sie hereingefahren. Sie hatten nicht gewußt, wie ernst es stand. »Wir hätten sechs Tage mehr gelebt! Jetzt leben wir, wie die Zeit es erfordert. Es ist für uns etwas Fremdes. Wir sind nicht mehr allein. Nur du und ich, wir beide waren die Welt, und sie schien so groß und so gut wie nie zuvor.« »Oh, hätten wir acht Tage mehr Leben für uns gehabt, um unser Leben zu leben, statt einfach mitzuleben.« Immer dunkler wurde ihnen der Tag. Aber die Nächte fanden sie in liebender Umarmung. Sie schmiegte sich an ihn. Es war ein Halten. Ein Leib gegen den andern gepreßt. Es war ihnen alles, dieser einige Körper bedeutete ihnen die Welt. Außen herrschte die Nacht, eine Nacht voll Gefahren. Da war etwas, das jeder wegreißen wollte, einer vom andern. Selbst der Schlaf wurde anders.

Clarissa wurde es kalt. Sie mußte im Schlaf an irgend etwas gedacht und geträumt haben. Vermutlich war es das Fremde, das Böse. Zudem ist etwas von Tod in jedem Schlaf. Sie erwachte. Sie sah ihn an. Léonard schlief tief und fest. Sie betrachtete seinen Hals, bloß seinen schönen Hals. Es war das Leben in ihm. Dichter haben dies gefühlt. Plötzlich war da wieder der Gedanke, daß etwas geschehen war. Die Angst kehrte zurück. Sie mußte etwas tun. Sie ging zum Fenster. Es war ein Instinkt. Gegenüber lag eine Kirche. Sie sah, wie alte Frauen das Kreuz schlugen im Vorübergehen. Oh, sie sollte auch in die Kirche gehen. So hatte sie es ja gelernt. Sie wußte nicht, ob sie es wirklich wollte, doch sie war es andererseits gewohnt. Sie blieb vor den Fenstern stehen. »Laß es nicht geschehen«, hieß ihr Gebet. Es war vielleicht sinnlos, aber es tat wohl. Es war ein Hall, es war ihr Ich.

Sie kam zurück ins Zimmer. Er trat gleich auf sie zu, ja, er warf sich ihr entgegen, und sah sie hastig an. »Wo bist

du gewesen?« Sie antwortete: »Frag mich nicht.« Sie war blaß. Er war erschrocken. »Ich wache auf, und du bist nicht da. Ich bin noch nie so erschrocken in meinem Leben. Ich fühlte mich verlassen. Jetzt erst habe ich gefühlt, was du mir bist, was eine Trennung wäre! Diese eine Minute hat es mir klargemacht. Das Aufwachen, ohne dich zu sehen, war schon ein Schauer.« »Nein, nicht eine Minute verlasse ich dich. Nicht, solange ich kann. Nie. Ich bin immer mit dir zusammen. Hüben und drüben. Das ist für immer.«

Sie gingen hinunter auf die Straße. Dort sahen sie, wie die Zeitungen ausgetragen wurden. Sie liefen ihnen nach. Sie warteten auf eine Meldung. Es war ein Zwang. Es war keine Neugier. »Der Mann dort verkauft unser Leben. Was er ausschreit, ist unser Leben. Dadurch wird es bestimmt, ob wir glücklich sein dürfen oder nicht.« Léonard kaufte eine. »Was ist?« Er antwortete nicht. Sie drängte ihn. Dann antwortete er: »Österreich hat an Serbien den Krieg erklärt.«

Sie gingen stumm ein paar Schritte. Die Füße wurden ihnen plötzlich, als ob der Boden unter ihnen weich geworden wäre. Nebenan gab es ein Café in der Galleria Vittorio Emanuele. Er sah, daß sie blaß geworden war. Sie setzten sich hin. »Mußt du zurück?« »Ich müßte«, antwortete sie, »aber ich gehe nicht. Nein. Solange du mit mir bleibst. Mein Vater wird es nicht verstehen. Ich gehe mit dir, wohin du willst, auch nach Frankreich. Ich bin eine Frau. Das Gesetz ist weise. Es weist die Frau dorthin, wo der Mann lebt, zu dem sie gehört. Sie hat nicht ins Vaterland zurückzukehren. Man sagt ihr, wohin sie gehört.«

Er blieb stumm und zog mit dem Stock Figuren vor sich hin.

»Warum sagst du nichts? Findest du etwas nicht recht vorsichtig? Soll ich gehen?«

»Nein«, sagte er. »Aber es bleibt dabei nicht stehen, wenn wir in den Krieg gerissen werden. Ich bin Soldat. Das wäre es nicht. Ich könnte Krankenträger werden. Aber ich wäre vermutlich Deserteur. Und dich kann ich dann nicht mitnehmen zu mir. Ich kann die andern nicht Opfer sein lassen und selbst glücklich sein. Ich kann nicht desertieren, es wäre ein Verbrechen. Doch ich möchte zugleich glücklich sein. Vielleicht ist es ohne dich leichter.«

Clarissa erschrak. »Du meinst, Frankreich werde …«

»Was hilft unser Meinen?! Wer sind wir?! Die Großen verfügen über uns. Wir müssen warten. Unser Leben bedeutet nicht viel Kraft, wie die Asche, die dort am Boden staubt. Jeder Wind trägt sie weg. Sie lassen uns nicht zusammen. Aber noch wehren wir uns. Die Sozialisten sind es, was noch das Volk zusammenhält. Daran können wir erkennen, wir haben ein paar Leute in Frankreich, wir haben Jaurès, das gibt uns noch Halt. Jetzt telegrafieren die Kaiser. Ich habe das Gefühl, daß sie Angst bekommen haben. Die ganze Welt ist jetzt voll Angst. Nichts kann da helfen. Alle Weisheit nicht.«

Es hatte nicht viel Sinn, in diesen Tagen durch die Straßen zu gehen. »Was sollen wir tun?«

»Gehen wir denselben Weg zurück. Fahren wir noch einmal an den Gardasee. An jeden einzelnen Ort. Noch einmal, damit wir es wissen. Denn was man hat, ist nicht verloren. Laß uns noch einmal an alles erinnern, hier alles noch einmal festhalten. Vielleicht bleibt uns nichts als die Erinnerung an diese Zeit.«

Sie fuhren zurück. Sie sahen alles noch einmal. Es war dieselbe Landschaft. Doch die Menschen waren anders, sie selbst waren anders geworden. Es gab noch die Nächte, in denen dunkel der See schwoll; dann schwatzten die kleinen Wellen. Ein Vogel rief. »Ist es möglich, daß es so viel Schönheit gibt? Ist es möglich, daß dies alles sinnlos enden soll? Jeder Baum hat seinen Sinn. Es ist alles

durchdacht. Jede Blüte schützt sich durch ihr Blatt. Regen quillt und nährt. Es ist alles in der Ordnung. Daß all das gestört werden kann!« Am nächsten Morgen kam die Nachricht, daß Jaurès ermordet sei.

Sie reisten zusammen nach Zürich. Hier war die Wende. Der Weg führte zur rechten, der Weg führte zur linken. Wenn jetzt die Kriegserklärung käme, müßte er nach Frankreich zurück, sie nach Österreich. Dann lag die Welt zwischen ihnen. Als die Nachricht dann kam, wurde etwas starr in ihnen. Beide schämten sich, schwach zu sein. Sie wollten beide einander keine Trauer zeigen. Einer glaubte, dem andern Festigkeit vortäuschen zu können. Damit hatten sie zum erstenmal einander betrogen. Sie sprach nicht darüber, ob er gehen sollte oder nicht. Er sollte seine Freiheit haben. »Ich muß zurück.« »Ja, ich verstehe, du mußt zurück.« Es klang fast kalt. Sie wollte es ihm nicht noch schwerer machen, er wollte es ihr nicht schwerer machen. Zwei Menschen neben ihnen tobten wegen ihrer Koffer und waren aufgeregt; zwei Menschen standen still beieinander und sagten: »Es wird vorübergehen.« Jemand rief irgendein schlimmes Wort. Sie gingen ein Stück weiter weg. »Ich möchte ein Bild noch von dir haben, denn ich habe ja kein Bild von dir.« Sie nahmen Abschied. Stumm, fest. Léonard ging noch einmal zum Coupe, um seinen Montaigne zu holen; sie wußte, es war sein liebstes Buch. Er hat es ihr gegeben. Er hat es auf der ersten Seite aufgeschlagen und dazu mit seiner Hand das Datum 1. August 1914 geschrieben.

September, Oktober, November 1914

Was auf jener Rückfahrt geschehen war, erinnerte Clarissa sich später nicht mehr. Sie sah alles durch einen Nebel. Überall waren Anschläge. Sie sah keinen an. Sie erlebte alles als etwas, als wüßte sie nicht, was es ist. Es drängten Leute in den Zug, Rekruten in Bändern und mit Fahnen, alles war laut und erregt. Sie hatten glänzende Augen, sie feierten Verbrüderung. An den Bahnhöfen standen die jungen Burschen; sie blickte nicht hinaus; Zeitungsausträger riefen etwas aus; sie war offenbar der einzige Mensch, der nichts wußte, weil er nicht wissen wollte. Sie empfand eine Art Betäubung. Sie aß nicht, sie trank nicht. Die Räder unter ihr surrten: vorüber, vorüber, vorbei, vorbei.

Dann stand sie auf einmal im alten Zimmer zu Hause; sie wußte nicht, wie sie dort hingekommen war. Ein Offiziersbursche hatte ihr geöffnet und etwas gesagt, vermutlich, der Herr General würde kommen; sie wußte nicht genau, was er gesagt hatte. Ein Fauteuil stand in ihrem Zimmer, sie fiel hinein wie betäubt. Sie wußte nicht klar zu denken. Es ging etwas vor. Und es war Krieg. Irgendwo in den Karpaten. Entweder war dies nicht wahr, oder die Wochen des Kampfes waren längst vorbei.

Sie wußte auch nicht, wann es war, welche Zeit, ob abends oder nachts; sie hörte, daß außen die Tür ging. An dem Schritte erkannte sie, daß es ihr Vater war. Sie stand auf und ging ihm entgegen. Er kam ihr übermüdet und sorgenvoll vor: älter geworden, grau. Er straffte sich auf, als er sie erkannte. Er umarmte sie ernst. »Gut, daß du heute gekommen bist. Eduard rückt morgen ins Feld. Er kommt noch früh morgens, um Abschied zu nehmen.« Dann kam ein Schweigen. »Wir müssen auf vieles gefaßt sein«, sagte er ernst. »Es wird lange dauern und eine an-

dere Welt sein nach diesem Krieg. Dafür habe ich gelebt, dafür habe ich gearbeitet. Jetzt wird wirklich Krieg. Ich frag' mich, wessen Wunsch damit erfüllt wird. Nun –« Er sagte dies, sich an den Schreibtisch setzend. Sie wußte, daß, wenn er sich an den Schreibtisch setzte, er noch arbeiten und nicht gestört sein wollte. »Gute Nacht«, sagte sie still. Er blickte noch einmal auf. »Was willst du tun? Wirst du deine alte Stellung wieder aufnehmen oder meldest du dich zum Pflegedienst?«

Sie überlegte. Sie hatte noch nicht daran gedacht. »Wie du meinst. Vielleicht brauchst du mich hier.« »Nein«, sagte er ruhig, »draußen wird man die Besten brauchen. Man muß das Schwerere tun, sonst erträgt man es nicht.«

Sie senkte den Kopf und verließ ihn. Daran hatte sie nicht gedacht. Sie hatte nicht denken wollen, nicht werten wollen. Man muß die Zeit bestehen, indem man sie überlebt. Dank Gott war es so, daß es Arbeit gab; je mehr, desto besser. Es war ihr alles klar. Sie mußte irgendwo untertauchen. Je schwerer, desto besser.

Am Morgen kam ihr Bruder. Er hatte die Feldbinde umgeschnallt. Er wirkte männlich. In seinem jungen heitern Gesicht war ein fester Zug. »Wir sind fertig. Was für famose Burschen wir sind. Wir sind kaum zu halten. Verlaß dich darauf, wir werden sie unterkriegen. Diese Banditen, die Serben, schlagen wir zu Brei. Und dann geht's gegen die Franzosen, die alles angezettelt haben. Mit diesen Schuften werden wir schon fertig werden, mit diesem verlotterten Volk.«

Clarissa fühlte einen Schmerz. Die Schullehrer mit ihrem lächerlichen Aussehn, die braven Menschen. Sie dachte nicht nur an ihn. Der Schlag traf. Es war ihr, als müßte sie ihn, als müßte sie sich verteidigen. Es war sinnlos, sie wußte es. Aber es schien ihr wie Verrat, wenn sie jetzt nicht sprach.

»Laß doch«, sagte sie, ihrem Bruder die Hand auf die

Schulter legend; es war wie eine Bitte. »Sie wissen ebensowenig warum und weshalb.« Der Vater sagte ruhig: »Schwatz nicht von Politik.« Aber Eduard fuhr auf. »Sie wissen es nicht?« »Das walte Gott!« »Was verstehst du davon?! Sie haben uns überfallen. Jetzt sehen sie, wen sie sich ausgesucht haben, die Schwätzer. Seit zehn Jahren gibt man keinen Frieden. Aber man wird ihnen eine Lektion geben, die ihnen fünfhundert Jahre die Lust benimmt; man muß ihnen einmal die Kriegslust austreiben.«

Clarissa wandte sich ab. Eine Ahnung überkam sie, daß sie einsam jetzt sein würde für Jahre und Jahre. Sie würde schweigen müssen, immer schweigen. Nicht dem Bruder und nicht dem Vater konnte sie sich anvertrauen. Sie war überall allein, überall allein mit ihrem Geheimnis. Sie umarmte ihren Bruder. Zum erstenmal hatte sie dabei irgendeine Scheu. Es gab hier niemanden, der ihr wichtig war, der Vater, der Bruder, das Haus und das Land. Alle hatten etwas gegen sie. Der Vater umarmte den Sohn. Sie besann sich: Er ging in den Tod. Und doch dachte sie nicht an ihn, sondern an den andern, der ihr alles war.

* * *

Clarissa meldete sich am nächsten Tage zum Pflegedienst mit dem ausdrücklichen Wunsche, nicht einem Wiener, sondern einem Feldhospital an der Front zugeteilt zu werden, so wie es der Vater wollte. Hofrat Silberstein, der mit dem letzten Zuge sich von London zurückgerettet hatte, hatte sie Mitteilung zu machen, daß sie ihre Stellung aufgeben mußte; er billigte zu ihrer Verwunderung vollkommen ihren Entschluß, aber keineswegs mit der üblichen patriotischen Motivierung. »Meine Privatpraxis interessiert mich im Augenblick nicht«, erklärte er ihr. »Ich bekomme jetzt leider reichliches Material für meine Studien über die chronischen Psychosen der Menschheit.

Für alle, die jetzt zu Narren werden, reicht der große Konzerthaussaal nicht aus, und selbst er wäre zu klein für mein Ordinationszimmer. Jetzt sind nicht einzelne verrückt, sondern eigentlich jeder; wenn ich jemandem begegne, und er spricht mir von ›Feinden‹ und seine Augen bekommen einen gehässigen Glanz, so habe ich das Gefühl, ich müßte ihn in Beobachtung nehmen. Die friedlichsten Menschen haben plötzlich Haßkomplexe und sehen und sprechen irre. Jeder Professor wird zum Ochsen, je älter einer ist, um so dümmer wird er. Sie haben ganz recht, Clarissa, nicht in Wien zu bleiben. Man kann sich jetzt nicht einkapseln, als käme man aus einem andern Jahrhundert, aus einem andern Volk. Man kann sich nicht gewaltsam neutralisieren. Mit allem Fränkischen kommt man zu Ende. Es gibt nur eine einzige Möglichkeit, eine normale und menschliche Einstellung zum Krieg sich zu bewahren: ihn zu sehen und nicht sich ihn von Kriegsgeschreiproduzenten, die selbst nie an die Front kommen, schildern zu lassen. Alles andere heißt sich betrügen, sich belügen, sich an Abstraktionen betäuben und berauschen.« Clarissa fiel seine bittere Stimme auf. Sie sah ihn an und bemerkte, daß er gealtert war; seine Bewegungen waren nervöser. Er erinnerte sich an seinen Sohn, der auch an der Front stand. »Ich kann sagen, daß ich stolz bin, stolz auf die andern, was ich von mir selbst nicht sagen kann. Sie haben es gut. Sie handeln richtig. Einem, den sie einzogen, einem dieser geopferten Kreaturen jetzt eine Darmspülung zu machen oder ein Glas Wasser zu reichen, hat mehr Sinn, als wir alle zusammen, die sogenannten Gelehrten, tun können. Sie werden sehen, daß alle Theorien, die militärischen, die nationalökonomischen, die philosophischen, sich jämmerlich desavouieren werden, weil sie Logik zugrunde legen. Und da Krieg alogisch ist, müssen sie alle versagen; wahrscheinlich ist alles, was ich da in meinen Studien festgelegt habe, total falsch. Wahr ist

nur, was Sie sehen werden, grauenhaft wahr, und wenn Sie hie und da ihre Beobachtungen aufzeichnen über die Verstörungen, helfen Sie mir mehr als mit meiner Kartothek, weil etwas in Ihnen ist, das ich als aufrichtig kenne. Ich wollte, ich könnte so nützlich sein wie Sie; einem einzigen Menschen zu helfen, ist vielleicht gewisser, als dem jetzt so aktuellen Vaterland und der sogenannten Menschheit – man sollte ihr übrigens auf Kriegsdauer diesen schönen Namen entziehen, er paßt nicht mehr zu ihr.«

Er sah sie etwas ungewiß an, »Ich sollte eigentlich nicht so reden zu einer Generalstochter, sondern wie meine Herren Kollegen Kriegs-Broschüren und -Artikel schreiben. Doch ich leide an einer Wahnvorstellung: daß Krieg ein Verbrechen und eine Dummheit ist. Ich möchte Sie nicht beeinflussen. Ohnehin habe ich das Gefühl, daß ich mich einmal um Kopf und Kragen reden werde. Vielleicht bin ich infiziert, weil ich gerade von den ›Feinden‹ komme, aus England. Vielleicht seh' ich selber nicht mehr klar. Vielleicht hat auch ein anderer – einen Sohn. Ein Serbe, ein Russe. Aber jetzt kann und soll man nur sehen, wie er, der Krieg, es sieht. Ich kann es nicht ändern, nach dreißig Jahren: Für mich gibt es keine französischen, keine russischen, keine österreichischen Nieren, und Feinde sind in Blutpartikeln nicht nachweisbar; ich kann nur dort sein, wo jemand krank ist und wo ich helfen kann. Nicht die siegreiche Menschheit, sondern die kranke braucht den Arzt. Ich kann mich und will mich nicht auf anderes einlassen. So wie ich mich geschunden habe, einzelnen zu helfen, so freuten sie sich im Heeresbericht, sechs Divisionen total vernichtet zu haben. Es ist praktisch, es ist empfehlenswert, sich umzustellen; aber ich bin zu müde, um auf diese Weise praktisch zu sein. Wenn ich meinen Sohn verstehen könnte, würde ich es aber vielleicht tun. Also, es ist besser für Sie, wenn Sie nicht mit mir tätig sind; ich

kann eine gefährliche Gesellschaft werden; jeder muß sich allein mit sich selber ausmachen. Wer nicht mitläuft, steht allein.«

Er bot ihr die Hand, und lange hielt er sie. Ihr war es, als ob er sie festhalten wollte. Sie sah, daß er verstört war, und sah zugleich aus seinem Spiegel sich selbst. Sie hatte ein Bedürfnis, ihm etwas zu sagen. »Herr Hofrat – ich … ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich ganz wie Sie denke. Man müßte nur … ich meine, wir alle … müßten jetzt mehr Mut haben.«

Er blickte sie an. Er schien betroffen. »Sie haben recht. Man müßte mehr Mut haben. Bei verschlossenen Türen zu denken und zu reden, ist zu bequem. Sie haben mich vielleicht im rechten Augenblick daran erinnert.«

Er ging rasch auf den Schreibtisch zu, suchte heftig und nervös, bis er ein schon verschlossenes Briefcouvert fand. Er riß es auf, nahm ein Blatt heraus, überlas es, lachte. »Da … heute habe ich das bekommen.« Er riß es in Stücke und warf es in den Papierkorb. »Das war so ein Manifest der deutschen und österreichischen Intellektuellen. Wir sollten nachweisen vor der Welt, daß wir unschuldig sind, überfallen von Frankreich und Rußland. Ich habe es unterschrieben, weil … ich habe einen Sohn …, nein, Sie kennen mich ja; man will dabei sein, will nicht fehlen unter den illustren Namen … wirklich, Sie sind im rechten Augenblick gekommen. Sie reagieren normal. Sie haben mich vor einer Dummheit bewahrt.« Er zerriß das Couvert und warf es ebenfalls in den Papierkorb.

»Sie werden mir fehlen. Es ist etwas in Ihnen, das einen aufrichtiger macht, und das ist notwendiger heute als je. Nein«, – er verfiel wie immer, wenn er sich schämte, berührt zu sein, ins Scherzhafte hinüber, aber es gelang ihm nicht ganz – »ich werde es mit der Telepathie versuchen, obwohl ich sonst nicht daran glaube; es kann einem helfen, daß irgendwo jemand ist, vor dem man sich zu schä-

men hätte, wenn man etwas tut oder nicht tut. Das hilft über manches hinüber.«

Es galt also an jemanden zu denken; wenn man nur aufrichtig und anständig etwas auf ihn Bezogenes denkt, trifft es ein. Was würde er sagen … »Ja«, atmete sie stark, als hätte sie sich an Léonard gewandt, so daß Hofrat Silberstein sie etwas verwundert ansah. Und sie hatte sofort das Gefühl, als könnte er etwas ahnen. Sie nahm Abschied von ihm und fuhr in das Spital.

* * *

Das Feldspital, in dem Clarissa Dienst zu versehen hatte, hatte ursprünglich mehr als hundert Kilometer von der Front gelegen. Mit dem Maße, da die Österreichische Armee zurückwich, verkürzte sich die Distanz und vermehrte sich der Andrang der Opfer; alle Berechnungen hatten sich als falsch erwiesen. Es waren zu wenig Betten da, zu wenig Ärzte, zu wenig Pflegerinnen, zu wenig Verbandzeug, zu wenig Morphiumspritzen; alles wurde weggeschwemmt von diesem grausigen Strom des Elends. Der Fassungsraum war auf zweihundert Betten berechnet, jetzt stopfte man ihn um das Siebenfache voll. Sogar in den Gängen standen Betten. Offiziere konnten noch auf ihren Zimmern untergebracht werden, ebenso die Kanzleien. Die Böden konnten nicht mehr gefegt werden. Es war niemand dazu da. Ursprünglich war das Feldspital ein Gymnasium gewesen. Jetzt fehlte es überall an Belegraum. Die leichter Verwundeten mußten in den Tragbahren liegend untergestellt bleiben unter den Zügen, bis durch Genesung und meist durch Tod ein Bett frei wurde; manche konnten in den ungeheizten Zügen bleiben; in diesen ersten Wochen gab es nicht einen Tag Urlaub, nicht eine Stunde Rast. Wenn nachts die Züge ankamen, wurden die Verwundeten bei Fackeln aus den

Waggons getragen; kaum konnten die Helfer ein paar Minuten übermüdet hingestreckt liegen bleiben. Die Ärzte waren verstört, in ihrer Pflicht behindert; Bettzeug durfte nicht gewechselt werden. Die Vorschriften erlaubten es nicht. Und immer mehr und mehr Verwundete trafen ein während dieser ersten Schlachten. Es gab keine Friedensperspektive. Alles versagte; manchmal schien es, als ob vorne nichts anderes wäre als die stöhnenden, fiebernden, sterbenden, schreienden Menschen. Es sah aus, als ob es keine Gesunden mehr gäbe, denn die Ärzte, die Krankenpfleger, die überwacht wurden, liefen mit geröteten Augen umher, und die Inspektoren waren aufgeregt und schrien; alle schrien durch die Telefone; eine andere Menschheit war entstanden. Clarissas Vater hatte vorausgesagt: nur ein Optimist sehe solche Proportionen; in Wahrheit brauche man siebenmal mehr Munition. Man hatte mit Verlusten gerechnet; tatsächlich gingen sie ins Fünfzehnfache. Dazu blieben die Transporte, die weitergeleitet wurden, stehen – es fehlte an Kohle.

Der August und der September waren die fürchterlichsten Monate. Die Pfleger und die Ärzte brachen fast zusammen unter der Anstrengung; einmal war es zwei Tage, daß Clarissa nicht aus ihren Kleidern kam. Sie wußte nicht mehr, das Richtige zu tun, und konnte nicht mehr, aber sie ließ nicht nach. Sie besaß ein geheimes Mittel, das sie kräftigte; es war ihr eine Lust, sich zu ermüden; es war ein Überrennen der Angst. Nur nicht denken. Wenn sie dann ins Bett sank, fiel sie gleichsam in einen Abgrund. Sie hatte diese Kraft mitgebracht, diese Verbissenheit, die ihr half. Tags fand sie keine Zeit für sich, selbst nicht, sich das Gesicht zu waschen; sie setzte sich ein, so daß sie nicht einmal aus den Kleidern kam, keine Zeitung las, einen Brief ungeöffnet ließ. Manchmal zwang sie sich selbst gewaltsam auf den Lehnstuhl und sagte sich, es sei genug. Aber dann kam ihr immer der Gedanke: Vielleicht

liegt er dort drüben ebenso hilflos in einem Bett und starrt auf die Tür, daß jemand ihm Wasser bringt und den Schweiß von der Stirne wischt. Sie stand dann auf mit brennenden Sohlen und müden Knien und ging noch einmal von Saal zu Saal; ihr war dabei, als ob sie ihn, Léonard, schirmte und schützte, als ob sie gerade das sollte. Jeder war er. Jeder schaute sie mit seinen Augen an, der ruthenische, der polnische Bauer hatte seinen Blick. Und ob sie es hier auch nicht spürten, man liebte sie, und auf ihre schwache, hilflose Art war wie ein Echo eine Art reine Liebe aus der Ferne zu spüren; mit jedem, den sie rettete, rettete sie ihn. Mit jedem, dem sie half, half sie ihm. Und sie arbeitete bis zur Erschöpfung, und über die Erschöpfung hinaus, mit einer Kraft, die über die ihres Körpers erhaben war. Daß sie als Mensch dabei nicht zerstört war, wunderte sie. Es erschien ihr beinahe unnatürlich: Hier Arzt, hier Krankenpfleger und selbst gesund zu sein. »Sie sollten sich schonen«, sagte der Arzt, ein freundlicher älterer Dorfarzt aus Tirol. »Man muß auch an sich denken.« Sie fühlte, daß sie nur Kraft hatte, wenn sie an sich vergaß und wenn sie an ihn dachte.

Im Oktober wurde es besser. Die Schlachten, die ersten, die blutigsten waren ausgekämpft, das Grauen wurde milder; es ging auf den November zu; die Organisation wußte immer besser zu funktionieren, je mehr der Krieg die stärkste Form des Lebens geworden war. Man hatte außerhalb der Stadt eigene Hospitalbaracken aufgebaut, einstöckige Baracken, und dorthin Soldaten mit Infektionskrankheiten, die Entlausungsanstalt und die Büros etabliert; das Hospital selbst wurde für Offiziere bestimmt und nur mehr normal belegt, manchmal sogar nicht vollzählig. Jetzt gab es zum ersten Male Rast. Aber jetzt fühlte sie erst die fürchterliche Übermüdung. Das Grauenhafte eines Betriebs wie dieses Hospital wurde ihr deutlich. Hier ging es zu, wie nach einem Unglücksfall,

einer Explosion. Es war eine Gesundmachungsmaschine. Sie empfand Leid mit den Menschen, wenn sie verwundet kamen, und sie empfand Leid, wenn man sie hinaustrieb. Sie wußte, daß, was sie für alle tat, eigentlich für einen tat. Alles war er, Léonard. An ihrem ersten vollen Urlaubstag hatte Clarissa sich vorgenommen, Ordnung zu machen, ihrem Vater, ihrem Bruder, einigen Bekannten zu schreiben, die Aufzeichnungen für Hofrat Silberstein zu machen; sie schlief durch zweiundzwanzig Stunden, ohne aufzuwachen. Aber die Müdigkeit blieb. Als hätte sie sich in ihren Körper gesenkt, als hätte sie unter den Fiebernden schwereres, dickeres Blut bekommen; sie mußte sich setzen. Die Speisen widerten sie, in allen glaubte sie Jodoform zu schmecken und erbrach sie. Das Denken fiel ihr schwer. »Ich müßte Urlaub nehmen«, sagte sie sich, aber sie schämte sich vor ihrem Vater, von dem sie wußte, er zwang sich. Sie schleppte sich fort und arbeitete bis an einen schlimmen Tag, den 19. Oktober. Wieder einmal hatte sie sich abgemüdet. Was ist mit mir? Ein Bote trat ein. Er brachte ein Telegramm ihres Vaters: »Eduard gefallen Serbien.« Und dann wußte sie nichts mehr.

* * *

Als sie zu sich kam, lag sie auf einem Sofa. Etwas Nasses, Kaltes hatte man ihr über ihre Augen gelegt. Sie schob es weg. Bei ihr stand der Arzt, mit schweren Brillen sah er sie an. »Na, Kinderl, ist Ihnen besser?« Clarissa zuckte es die Sinne zusammen. Sie erkannte das Zimmer, auch den Arzt. »Bin ich in Ohnmacht gefallen?« fragte sie. »Ja«, antwortete der Arzt, »das hat nichts zu bedeuten. Ich habe das immer gefürchtet. Sie haben sich übernommen. Ruhen Sie sich jetzt aus. Ich komme gleich zu Ihnen zurück.« Clarissa blieb liegen. Sie wollte sich erinnern, was geschehen war. An den Vater, an Eduard, den Bruder. Aber sie

mußte – mehr als an den Vater – immer an den andern denken. Sie hatte das Gefühl einer Bedrückung. Abends wollte sie wieder aufstehen und ihren Dienst versehen. Der Arzt kam, um nachzusehen. Als er hörte, daß sie die Nachricht vom Tode ihres Bruders erhalten hatte, wurde er ernst und sprach ihr seinen Anteil aus. »Aha, der Bruder ist gefallen. Mein Beileid, mein aufrichtiges Beileid, Na, dann ist ja Ihre Ohnmacht zu begreifen. Ich verstehe. Sonst wenn Frauen in Ohnmacht fallen, denkt unsereiner zuerst immer an was anderes. Weil dies meistens die Hauptsache ist. Ja, die Nerven, die sind heut' schwer zusammenzuhalten. Ich hatte erst geglaubt, es sei etwas mit dem Herzen. Aber bei Ihrem Blick … nein, Ihr Herz geht ganz ruhig. Jetzt bleiben Sie noch eine Nacht, und dann nehmen sie zwei, drei Tage Urlaub, darauf bestehe ich. Am besten ist es, wenn Sie zu Ihrem Vater fahren.«

Clarissa blieb still. Auf einmal waren ihre Hände eiskalt geworden. Etwas drückte ihr hinab vom Gehirn. Die flüchtige Bemerkung des Arztes hatte einen Gedanken in ihr erweckt. Der ließ sie nicht los. In den Wochen der rasendsten Anstrengung hatte sie nicht auf sich, auf ihren Körper geachtet; jetzt begann sie sich zu erinnern, daß etwas in ihrem körperlichen Leben unterbrochen war. Zitternd betastete sie ihren Leib, ihre Brüste. Daran hatte sie nicht gedacht. Sie wurde reglos. Vielleicht war das nur ein Zufall, der Grund konnte Überanstrengung sein. Das Zittern setzte wieder ein; sonst hatte sie sich immer halten können. Wenn es wirklich geschehen war?! Léonard hatte die zarteste Rücksicht geübt, aber jene Nacht der Verzweiflung, als sie halb im Traum, halb in Verzweiflung ihre Körper aneinanderpreßten, als wollten sie den Gram ersticken, einer an des andern Brust … Das Zittern hielt an, ja sie begann mehr zu zittern. Es war unausdenkbar, ein Kind eines Franzosen zu erwarten, das Kind eines Feindes, und dies zu bekennen; dabei konnte sie es ihm

nicht sagen, er konnte ihr nicht helfen, er konnte sich nicht dazu bekennen, sie konnte sich nicht dazu bekennen, vor niemandem, nicht vor dem Vater, vor keinem. Eine unausdenkbare Situation. Nein, es darf nicht sein! Diese Unsicherheit war unerträglich. Sie besuchte noch einmal den Arzt. Sie sagte nur: »Sie haben recht. Ich kann nicht mehr weiter. Ich nehme Urlaub für acht Tage. Ich fahre zu meinem Vater.«

* * *

Da Clarissa wußte, daß ihr Vater am Morgen schon ins Amt gegangen war, also nicht zu Hause sein würde, wenigstens vormittags nicht, und erst abends nach Hause zurückkehrte, zögerte sie gar nicht, das folgende zu tun: Sie deponierte ihren kleinen Koffer in einem gegenüberliegenden Café. Die Angst in ihr war stärker geworden. Sie wollte Gewißheit haben. Seit sie einmal daran gedacht, glaubte sie, daß es möglich sei. Sie bat sich ein Telefonverzeichnis aus. Sie suchte einen Frauenarzt. Den ersten, zweiten und dritten traf sie nicht an. Der vierte praktizierte in einer Vorstadt; er hatte dort ein kleines Empfangszimmer, alles schien ärmlich, sie mußte warten. Einige Frauen saßen bereits hier. Eine von ihnen war sichtlich schwanger. Die fürchterliche Stunde zog sich hin, bis er sie empfing. Sie sah ihn kaum an, der Mut war ihr inzwischen vergangen: Er war ihr Richter, entschied über Tod und Leben, hatte es in der Hand. Er trug ein Spitzbärtchen, war schwächlich, mit tief umschatteten Augen. Es war Clarissa unheimlich, ihm ihren Körper zu zeigen, den außer Léonard niemand gesehen, niemand gekannt, sich vor ihm freizumachen. Das Unwohlsein war ja schon wieder ausgeblieben. Schließlich lag sie da und schloß die Augen. Der Arzt untersuchte sie. Sie wagte nicht, ihn zu fragen. »Keine Sorge, gnädige Frau«, sagte

er. »Alles wird gutgehn. Alles ist so normal wie möglich. Ihre Konstitution ist gut. Es ist nicht wie sonst beim ersten Kind. Sie müssen jedoch Verhaltensmaßnahmen nehmen, ja.« Clarissa spürte, wie sie schwindlig wurde. Er sprach mit einer Selbstverständlichkeit etwas Fürchterliches aus, die Lässigkeit irritierte sie. »Und Sie haben … keinen Zweifel?« »Nicht den geringsten … aber keine Sorge, wie gesagt … es wird alles ausgezeichnet gehen. In paar Wochen werde ich wieder nachsehn.« Er klopfte ihr beruhigend auf die Schulter.

Clarissa stand unruhig da. In ihrem Gehirn sauste etwas. Sie sah, wie er an die Klinke rührte. Sie wußte, daß sie ihn noch etwas fragen wollte. Dazu blieb man jedoch besser liegen. Man konnte so klarer denken. Aber draußen warteten Frauen. Sie fand nicht den Mut. Außerdem fehlte ihr zu diesem Mann die Kraft, es auszusprechen. Erst als sie hinaustrat, faßte sie ihre Gedanken … ein Mittel, um es zu vermeiden. Wie sie sich retten könnte. Und ob er ihr helfen wolle … Sie hielt sich fest am Geländer. Sie durfte nicht mehr in Ohnmacht fallen, sie mußte fest bleiben. So schleppte sie sich nach Hause. Sie dachte immer dasselbe.

Abends hörte sie die Türe gehen. Sie hatte vergessen, ihrem Vater ein Telegramm zu schicken. Er wußte nicht, daß sie gekommen war. Jetzt war er im Nebenzimmer. Clarissa bekam eine Angst, plötzlich die Türe aufzutun. Doch es war falsch, es nicht zu tun. Sie hustete leise, als sie zur Türe trat. »Wer ist da?« rief ihr Vater laut und erschreckt. Sie machte die Türe auf. »Ich, Vater.« Er starrte sie an und sie erschrak. Sie hatte schon viel gesehen, vor allem das Leiden in den letzten Wochen. Aber er war jetzt ein ganz alter Mann geworden. Er sah sie an. »Ach du« – er sagte das gar nicht herzlich. Es war wie eine Enttäuschung. Er hatte an seinen Sohn gedacht. An ihn und ihn. Ihn, den er nicht zu-

rückrufen konnte. Sie konnte er sehen, immer sehen, sie lebte ja. Aber er lebte nicht mehr.

Er ermannte sich. »Lieb von dir, daß du gekommen bist«, sagte er trocken. Jetzt erst ging er auf sie zu und umarmte sie; etwas abwesend fuhr er fort: »Setz dich, ich will … ich will mich nur ein bißchen zurechtmachen«, und ging hastig ins Nebenzimmer. Sie kannte ihn genug. Er schämte sich. Er fürchtete sich, nicht fest zu sein. Nach ein paar Minuten kam er zurück und begann unvermittelt. »Ich hab' noch keine näheren Nachrichten bekommen können. Nur gerade das Telegramm. In den Karpaten … nun, da oder dort … die nicht mehr leben wollen, die spart's, und die andern trifft's … ja, die gefährdetste Stellung … in den Karpaten, dort wo man sie nur mit dem Sturm bekommen kann. Feldzeugmeister Kubianka ließ immer dort für einen Durchbruch Befestigungen aufrichten … Er wandte sich ans Parlament wegen zwei Millionen, was sind heute zwei Millionen … und führte eingeleisig von Kaschau die Bahn herauf, eingeleisig … aber sie haben sich's ausgerechnet, Conrad von Hötzendorf, daß es gleich über Stryj und Pruth geht, daß die Maschine auch rückwärts laufen kann, haben sie nicht gedacht, und wenn man sich's erlaubt hat, dies zu merken, war man der Statisticus … eine Offensive muß man eben vorbereiten.« Er war erstarrt, war hart geworden. Das Papier, das er in der Hand hielt, schien er nicht mehr zu fühlen. Er dachte an sein Vaterland.

Ein Grauen lief Clarissa über die Schultern. Sie spürte, daß etwas erstarrt war in dem alten Mann, der ihr Vater war. Da er nichts sagen wollte, schwätzte er. Es war etwas tot in ihm. Nie mehr würde er aufrichtig sprechen, nie mehr sich wirklich verständigen.

Der alte Mann redete weiter über die Offensive. Es war grauenhaft und leer, was er sagte. Sie merkte, daß er sich betäuben wollte. Sie wußte dabei nicht, ob er ihre Gegen-

wart überhaupt spürte. Sie ahnte, daß sie ihm gleichgültig war. Eine Stunde saß sie so vor ihm. Als sie aufstand, umarmte er sie und fragte: »Du fährst wieder morgen zurück?« Und unwillkürlich, obwohl sie es nicht beabsichtigt hatte, sagte sie: ja. Er wollte sie nicht um sich haben. Er wollte niemanden um sich haben. Sie verabschiedete sich; kalt und streng mahnte er: »Tu anständig deinen Dienst. Eduard hat uns keine Schande gemacht. Du mußt dich auch brav halten. Leb wohl.«

* * *

Als sie aus der Wohnung ihres Vaters kam, wußte sie, daß sie dorthin nicht zurückkehren würde. Es war besser, in einem Hotel zu übernachten, weil sie ihn sonst störte. Sie hatte gemerkt, daß er nicht sprechen konnte, nicht sprechen wollte. Andererseits konnte sie den Gedanken nicht ertragen, daß sie diesen Zustand im Spital versteckte. Sie mußte etwas tun. Vor allem aber wollte sie Sicherheit haben. Sie sollte hier in Wien bleiben. Das war zu überlegen. Denn dort war sie verloren. Dort gab es keine Hoffnung mehr. Der Arzt wollte ihr helfen, er meinte es mit ihr gut. In drei und in vier Monaten konnte es schon jemand bemerken, dann sprach es sich herum. Etwas war zu tun. Sie mußte es beseitigen. Sie dürfte ihrem Vater die Schande nicht antun. Er würde es nicht überleben. So streng war er. Nicht noch dies. Sie jagte herum und suchte wieder in den Zeitungen gewisse Annoncen von Hebammen. Vom Spital her wußte sie, daß auch Ärzte es taten, man müßte sie nur finden. Sie ermittelte Adressen. Zweimal blieb sie auf der Stiege stehen, einmal kam sie bis zur Wohnungstür. Da war eine Hemmung in ihr. Aber es war ja ein Geschäft. »Nehmen Sie mir das Kind.«

Sie konnte nicht sprechen, jedes Wort erstickte sie. Nur zu einem einzigen Menschen hatte sie Vertrauen, zu

Dr. Silberstein. Er empfing sie gerührt. Es war Wärme, die er ausstrahlte. Aber er sagte: »Nun, aus den Augen aus dem Sinn. Wo sind die Aufzeichnungen? Kein Wort habe ich von Ihnen gehört. Wissen Sie eigentlich, daß ich an Ihnen gezweifelt habe? Jetzt, wo alles über mich herfällt, hätten Sie einmal wenigstens nur mir schreiben können. Es hätte Ermutigung für mich bedeutet.« Dann bemerkte er erst, wie blaß sie war. »Was haben Sie, Kind?« fragte er fast zärtlich. Sie sah zu ihm auf. »Kann ich frei mit Ihnen sprechen? Ich brauche Hilfe.«

Hofrat Silberstein sah sie an. Ein scharfer Blick, und er hatte die Diagnose. Dann rief er den Diener. Er sei auch am Telefon für niemand zu sprechen. Sie erkannte ihn kaum so. »Wenn Sie Hilfe brauchen …« Er nahm seine Gläser ab. Sie sah, wie sein Auge weich wurde. Sie erklärte ihm, sie erwarte ein Kind. Aus besonderen Umständen wolle sie das Kind aber unmöglich behalten, sie könne es ihrem Vater nicht zumuten, das sei die Schande. Er solle sie nicht fragen; sie flehe ihn an, nicht weiter zu fragen. Ob er ihr helfen könne? Er kenne doch weitere Ärzte mit seiner Autorität.

Er antwortete nicht gleich. Aber er streichelte ihr die Hände. Sie konnte spüren, daß er Anteil nahm. Er stand auf und überlegte. Dann setzte er sich wieder zu ihr.

»Hören Sie, Kind, das will gut überlegt sein. An alles in der Welt habe ich gedacht, nur nicht an das. Und vielleicht hätten auch Sie sich etwas fragen müssen, wo Sie Bedenken gehabt haben. Vor allem aber wissen Sie, daß ich nicht echappieren will, vor allem, daß ich Ihnen helfen will; das ist keine Frage, niemanden lieber als Ihnen. Es kommt nur darauf an, wie Ihnen am besten geholfen ist. Wir müssen so klar als möglich sein. Ärzte sind zur Hand, um eine entsprechende Bescheinigung auszustellen. Solch eine unrichtige Diagnose wäre nicht die erste. Ich habe auch einen verläßlichen Freund in einer Klinik, der so etwas besorgt.

Aber ich würde es selbst überwachen. Jetzt im Krieg wird nicht so scharf aufgepaßt. Wenn Sie Bedenken haben, brauchen Sie sie nur zu sagen. Also vor allem, damit Sie mich nicht mißverstehen: Ich weiß natürlich, daß es ein verbotener Eingriff ist, nach dem Gesetz, aber das fehlte noch, sich um das Gesetz zu kümmern, wo heute täglich zehntausend Menschen hingemetzelt werden. Für mich gibt es keine Gesetze, alles, was Staat bedeutet, ist für mich zu Ende. Und auch das mit dem Vater und mit der Schande kümmert mich nicht – mein Gott, sie sind siebzig Jahre alt, die alten Leute bedeuten nicht viel, aber die jungen Leute bedeuten auch nicht viel. Mit den Worten Ehre und Schande und Held und Schuft ist es aus. Alles ist ins Wanken geraten, alles müssen sie niederschießen, als Briganten, und den, der sich weigert zu schießen, nennen sie einen Vaterlandsverräter. Wir müssen frei denken, früher wurde immer frei, klar, menschlich gedacht. Also – wenn es sein muß, wenn Sie entschlossen sind, dann will ich gleich alles in die Wege leiten. Nein, sehen Sie mich doch nicht so ängstlich an … ich will mich nicht drücken. Durchaus nicht, durchaus nicht … Hören Sie zu und helfen Sie mir, daß ich das Rechte finde … wir können nicht etwas tun, was Sie nicht wieder gut machen können.«

Er stand auf; er überlegte, während er die Brille putzte.

»Sie sind nicht die Erste, die hier sitzt. Es ist nicht das erste Mal in meinem Leben, in sechzig Jahren, daß eine Frau zu mir kommt, und ihr Kind nicht will – sie erinnern sich, daß ich Zeugnisse der Art wegen Nervenzuständen gegeben oder nicht gegeben habe. Jede hat ihre Gründe gehabt, da war kein Geld da, und da fehlte der Vater, und da war Angst vor Krankheit, immer, auch bei Wohlstand, ist ein Grund da, wenn eine Frau kein Kind haben will, und die Sache selbst ist ja nicht so kritisch, geht von hundert Fällen in achtundneunzig klaglos aus. Mir geht's um nichts Privates, um nichts Persönliches, mir geht's um et-

was anderes. Ob er Sie verlassen hat, ob er Ihnen helfen will, reich ist oder arm, Sie einmal heiraten wird oder nicht – das alles ist nebensächlich. Sie dürfen etwas nicht aus einer momentanen Scheu tun, was Sie späterhin bereuen könnten. Ich weiß, daß die Verantwortung auf Ihnen lastet, aber etwas fällt auch auf mich, indem ich Ihnen helfe. So muß ich Sie fragen … nein, fürchten Sie sich doch nicht … schauen Sie mich doch nicht so … so ängstlich … an … ich bin doch ein Freund, der mit Ihnen spricht … und wenn es Ihnen lieber ist, setze ich mich so, daß Sie mich nicht dabei anzusehen brauchen … Aber jetzt hören Sie zu.«

Er rückte ein wenig. Sie war schon weggerückt.

»Hören Sie, Clarissa, ich sollte keine Fragen an Sie stellen, ich werde Sie auch nicht nach dem Manne fragen. Nicht wie er ist, und wo er ist, und was Sie bewogen hat – alles das ist gleichgültig für mich. Ich frage Sie – nein, ich bitte Sie lieber, fragen Sie sich jetzt selbst und ganz aufrichtig: Ist das ein Malheur, eine Dummheit, eine Schwäche gewesen? Ist dieser Mann derart, daß Sie aus bewußter Überzeugung ihn zum Vater haben wollten eines Kindes, Ihres Kindes, auch wenn alle zufälligen Umstände dem entgegenstünden? Entscheidend ist: Wie stehen Sie zu diesem Mann? Glauben Sie ihn genug zu kennen, um das zu entscheiden?«

Clarissa beugte den Kopf. Aber sie sagte klar und entschlossen: »Ja.«

»Und – daß unter normalen Umständen Sie stolz wären und glücklich, ein Kind von ihm zu haben?«

Sie sah auf. Sie erinnerte sich. Léonard stand vor ihr mit seinem klaren Blick, seinem sichern guten Lachen. Sie sah Dr. Silberstein fest in die Augen.

»Ich bin vollkommen gewiß.«

Dr. Silberstein wurde mit einem Male sehr ernst. »Dann … dann …« (er mußte tief Atem holen) »begehen

Sie ein Verbrechen, dieses Kind nicht zu erwarten. Ich meine nicht, im Sinne des Staats, das ist mir gleichgültig. Aber Sie berauben sich selbst. Das allerdings wäre Dummheit, wäre Schwäche.«

Clarissa schwieg. Sie fühlte ihr Herz pochen.

»Hören Sie, Kind, und glauben Sie mir. Sie dürfen jetzt nicht in einer Erregung handeln. Ich wiederhole, ich bin bereit, Ihnen zu helfen – aber ich möchte Ihnen nicht helfen gegen Sie selbst, gegen jede Übereilung, Sie würden in späteren Jahren, nicht mir, nicht sich selbst verzeihen. Wissen Sie – all das wäre leichter, wenn Sie anders gewesen wären, wenn Sie eine Schwäche gehabt hätten, eine Art Betrunkenheit, einen Anfall von Einsamkeit, von Weiblichkeit. Aber das ist mir schwer bei Ihnen zu denken. Es sei denn, er hätte Sie gebraucht. Ein anderer Fall wäre es, wenn Sie sich irgendeinem Menschen einfach hingegeben, es gleichsam aus Verwirrung getan hätten. Doch ich kenne Sie als klaren Menschen. Das war nicht Hitzigkeit, nicht hastige Verliebtheit. Ich nehme an, Sie haben sich frei hingegeben, mit Bewußtsein aus Ihrem innersten Willen.«

Clarissa sah ihn ruhig an. »Ja. Aus innerstem Willen.«

»Damit haben Sie sich verpflichtet. Sie haben dieses Kind gewollt: unbewußt gewollt. Ich kenne nicht die Umstände – ich will sie gar nicht wissen. Ob es nun ein leichtfertiger Mensch war, eine Laune oder eine Betrunkenheit von ihm. Sie haben gewußt, was Sie getan haben. Bedauern Sie es jetzt nicht! Wenn Sie damals Mut gehabt haben, ehrlich zu sich selbst gewesen sind, dann seien Sie es jetzt noch einmal. Sie sind ein Mensch ohne Furcht. Wovor fürchten Sie sich?«

Clarissa beugte wieder den Kopf. »Ich mache Ihnen nichts vor. Es ist furchtbar schwer. Weil ich einmal mutig war, muß ich es weiter sein – es liegt an mir selber. Doch ich muß mich versteckt halten in irgendeinem Spital.«

»Aber können Sie das wirklich nicht tragen?«

»Ich denke nicht an mich. Ich denke an meinen Vater. Ich kann ihm das nicht antun. Er hat seinen Sohn verloren. Er hat nichts als seine Ehre. Ihm ist es alles. Wenn ich … es wäre eine Art Unmenschlichkeit … ich glaube, er würde es nicht überleben.«

Dr. Silberstein antwortete: »Sie denken an Ihren Vater … weil er ein Recht hat an Ihnen … nun, Sie fühlen das so, und ich will nichts gegen Ihr Gefühl sagen … jeder muß das selbst wissen … Wie alt ist Ihr Vater?«

»Achtundsechzig Jahre.«

»Und Sie sind einundzwanzig. Wir älteren Leute zählen nicht mehr. Er hat fünf Jahre, zehn Jahre vor sich. Und Sie haben ein Leben vor sich und das Kind. Überlegen Sie! Sie nehmen sich etwas. Und dann frage ich mich: haben Sie ein Recht? Das Kind hat einen Vater … Haben Sie ihn gefragt … vielleicht können Sie ihn nicht fragen … Was glauben Sie, wie würde er handeln an Ihrer Stelle?«

Clarissa sah ihn an. Sie war sicher, sie wußte um seine Freude. (Er hatte sich von seiner Frau entfremdet, weil sie kein Kind gewollt hatte.) Sie begann zu zittern. Sie brach in Tränen aus. Es überwältigte sie.

Dr. Silberstein war gerührt. Er rückte an sie heran. Er nahm ihre Hand. »Ich will Sie nicht quälen. Ich … ich glaube Sie zu verstehen. Ich bin … ich bin mehr mit Ihrem Vater verbunden als sonst, durch seinen Sohn. Er hat seinen Sohn verloren … meiner steht im Feld … daran denke ich; es ist mir nicht gleichgiltig, ihn zu erhalten, ich würde … ich weiß nicht, was ich tun würde … Denken Sie an den Mann. Nur an ihn. Das mit Ihrem Vater ist schwer … er ist General, nicht wahr … für ihn ist es furchtbar, ich leugne es nicht … ich selbst … wenn meine Tochter käme … wir sind alle gebunden … ich würde mich auch schämen … wagte auch nicht, auf die Straße zu gehn … Sie sehen, ich beschönige nichts, ich mache mich

nicht besser, als ich bin … ich weiß, daß ich feig wäre … ich bin nicht so tapfer wie Sie. Ich will Ihnen nichts vormachen. Aber hören Sie mich ruhig an, ich bin ein alter Mann und habe allerhand gesehen und erfahren in meinem Leben … Ich weiß, jedes Wort tut Ihnen weh … Verzeihen Sie mir's … ich will Ihnen nichts vormachen … ich leugne es nicht … Sie können nicht zu ihm kommen und es ihm sagen … er würde Sie nicht verstehen …«

»Ich würde erbärmlich handeln …«

»Sie haben recht … Sie dürfen es nicht, dürfen es ihm nicht antun … er braucht Schonung … das … das wäre ein Verbrechen … Überlegen Sie ruhig mit mir: muß denn Ihr Vater davon wissen?«

Clarissa blickte unwillkürlich auf. Er streichelte ihre Hände. »Ich spreche anders zu Ihnen als zu einer eigenen Tochter. Sie wollten doch meine Hilfe. Ich bin schließlich Arzt. Man hat seinen Blick. Wie Sie hereinkamen, fiel mir auf, daß Sie blaß sind, sonst nichts. Ich … ich wäre nie auf den Gedanken gekommen … und es wird, glaube ich, noch lange dauern, ehe jemand vermuten könnte … Vorläufig merkt man nicht das mindeste, schon gar nicht in Pflegerinnentracht. Es ist ja nicht das erstemal, daß eine Frau ein Kind bekommt und daß die Familie es nicht weiß. Die Umstände sind hilfreich … Überall ist ein Durcheinander … keiner kümmert sich um den andern. Sie können zunächst zu Ihrem Spital zurück, Ihr Vater würde es nicht ahnen und niemand dort … auch die Ärzte nicht … und dann, wenn Sie spüren, daß es schwer wird es zu verbergen, dann lassen Sie sich eben beurlauben und lassen alles andere meine Sorge sein.«

Clarissa zitterte. Sie hing an seinen Lippen. Daran hatte sie nicht gedacht. Dr. Silberstein strich ihr immer wieder über die Hand.

»Sie staunen, daß ich Ihnen zurede … weil … weil Sie mich gefragt haben, ob ich Ihnen helfen kann. Sie müssen

ruhig denken, Kind, ruhig und klar. Ich weiß, es ist schwer, klar zu denken in solchen Entscheidungen … aber ich denke doch für Sie … das heißt, ich habe schon alles ausgedacht … Hören Sie, ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern, daß ich in Klein-Gmain ein kleines Häuschen habe … ich bin auf merkwürdige Weise dazu gekommen … Ich war mit meiner Frau in Salzburg vor sieben Jahren, wir gingen spazieren hinaus in die Richtung gegen die Grenze … mit einemmal sehe ich ein kleines Haus, ein altes Bauernhäuschen, einen kleinen Garten, Pelargonien davor, sauber … und so kam mir der Gedanke: Hier könnte man wohnen … so sollte man leben, man hat ein kleines Häuschen, braucht nichts zu denken, sich nicht zu mühen, man führt ein kleines stilles Leben … ich weiß nicht, ob Sie's verstehen: Von der Bahn aus, oft, sieht man ein Haus, man weiß nicht, wie die Stadt heißt, man kennt niemand, und man hat das Gefühl, hier könnte man glücklich sein … Es war ein sentimentaler Augenblick. Ich zeigte es meiner Frau, sie lachte: ›Nicht vierzehn Tage hieltest du es da aus.‹ Aber wir sahen auf den Garten, wie die Hecke es erlaubte … Während wir es betrachten, öffnet sich die Tür, eine Frau kommt heraus, fünfzig Jahre etwa, eine richtige Bäuerin mit Häubchen, arm und sauber, und tritt auf uns zu. ›Der Herr ist vom Agenten geschickt?‹ ›Nein‹, sage ich etwas verwundert. Sie entschuldigt sich, sie habe gemeint, weil wir so lange davorgestanden hätten. Wir kamen ins Gespräch. Sie erzählte, daß ihr Mann gestorben sei, daß sie Unglück gehabt habe; jetzt wüßte sie die Hypothek nicht zu zahlen. Ein Agent hätte es jetzt übernommen, aber wenn sie nur bleiben könnte; ihre Kinder seien darin geboren. Wenn sie nur ein Zimmer halten könnte, das Hinterzimmer. Das ergriff mich, sie tat mir leid. Ich sah das Haus an: Es ist sauber, es hat drei Zimmer oben, der Blick geht auf die Berge über den Garten hinweg. Diesen Traum erlebte ich, den jeder ar-

beitende Mensch hat. Jeder möchte etwas haben, das ihm gehört. Meine Frau ist vermögend in Papieren. Der Gedanke beschäftigte mich; ich fragte um den Preis. Er war lächerlich gering; ich kaufte – wirklich im Spazierengehen – das kleine Häuschen: Manchmal im Sommer gehe ich für acht Tage hin, wenn ich in Ruhe arbeiten will. Die alte Frau hält es im Stand, es blitzt vor Sauberkeit; sie ist Obsthändlerin am Markt und ist glücklich.

So – und jetzt zu Ihnen. Wenn ich einen ergebenen Menschen auf Erden habe, so ist es diese Frau Hausner. Wenn ich einen Mord begehe, wird sie mich verstecken und, obwohl sie es weiß, vor Gericht auf das Kruzifix schwören, ich sei es nicht gewesen. Meine Patienten sind nicht mehr so ergeben, sie sind zerrissen, und ich bin bemüht, an die Kollegen gar nicht zu denken. Aber diese Frau denkt – und ich glaube sogar: sie betet – jeden Tag für mich. Ich habe ihr natürlich ihr Zimmer gelassen, sie zahlt keinen Zins und keine Steuer, sie hat nichts zu tun, als die Blumen zu pflegen, und täte sie es auch für sich. Sie hat sich schon hinausgejagt gesehen, aus allen Wurzeln gerissen. Sie ahnen nicht, wie Bauern an ihrer Erde hängen, an jedem Baum; jede Blume wächst ihnen mitten ins Herz. Wenn mir danach ist, oder wenn ich deprimiert bin, an mir verzweifle, brauche ich nur hinzufahren und in die Augen dieser Obstverkäuferin zu sehen, und mir wird wohl, daß ich einem Menschen auf dieser Welt wichtig bin. Die zwei Zimmer sind immer blank geputzt; sie ist glücklich, wenn jemand dort wohnt, wenn Sie kommen. Wenn ich Sie dort hinschicke, werden Sie geborgen und verborgen sein wie nirgends in der Welt. Sie wird für Sie sorgen. Sie hat selbst vier Kinder zur Welt gebracht, sie ist still und gut. Und sie würde dann auch, solange Sie noch Rücksicht zu nehmen haben auf andere, für das Kind sorgen, und niemand anderer würde davon wissen als diese Frau, als Sie und ich. Die Frau ist fromm; wenn Sie sie

schwören lassen, kommt kein Wort über ihre Lippen. Und auf mich können Sie sich verlassen: Ich habe gelernt, Geheimnisse zu wahren.«

Clarissa spürte die Hände in den Händen des alten Mannes. Das tat ihr wohl, und durch die Worte spürte sie, daß es sie überwältigte. Innen in ihrem Körper fühlte sie die Wärme; sie drang bis in ihren Schoß, wo das Kind ruhte. In ihrem Blut erlebte sie, wie weit dies ging. Sie starrte vor sich hin … »Aber wie soll das Kind dann heißen … es hat doch keinen Namen … den Namen … ja, man wird doch fragen … und wo soll ich es verstecken … ich kann … ich will es nicht fremden Leuten lassen …«

»Ja, Sie werden tapfer sein müssen.«

»Ich will nicht daran denken … nicht an Einzelheiten denken … nicht an das … ich will vertrauen, daß es sich gibt … alles löst sich. Diese Irrsinnszeit kann doch nicht ewig dauern.«

»Mit der Vernunft gesehen – so kann es nicht weitergehen.«

»Allgemein wird man nicht fragen: Aber es gibt Zufälle.«

»Die grauenhafte Zeit macht alles leichter. Sagen Sie dann: Er ist gefallen, ehe er sie heiraten konnte.«

Sie sah ihn an. »Ich glaube, Sie haben recht. Ich will's versuchen. Wenn es auch schwer wird, ja, schwer wird es sein.«

»Ich weiß«, setzte er fort, »es wird auch dann nicht leicht sein. Man lebt nicht leicht mit einem Geheimnis im Herzen, Ich mache Ihnen nichts vor. Sie werden gehen müssen, und die Tränen werden Ihnen in die Augen kommen, wenn Sie andere Kinder sehen, die sich bekennen dürfen. Aber, mein Kind, all das wird leichter sein und besser für Sie, als wenn … denn das andere, Kind, ist unwiderruflich. Sie werden nicht wissen, wofür sie leben. Aber es hat etwas dafür, Mama für wen zu sein, ich weiß

es in etwa … ich hab' einen Sohn im Feld. So bekommt ihr Leben schließlich einen Sinn. Irgendwie richtet sich's schon ein.«

Clarissa spürte an ihren Händen, daß sie ruhiger geworden war. Sie zitterten nicht mehr. Sie fühlte ihre Straffheit.

»Sie müssen mir nicht danken. Nein, Kind«, sagte er ernst. »Sie haben mir geholfen. Ich glaube Ihnen zu helfen. Aber ich helfe mir selbst. Ich brauche Mut, mehr Mut, als ich besitze. Jeder hilft mit seinem Beispiel. Wenn ich sehe, daß Sie fest und aufrecht bleiben, haben Sie mir geholfen. Mir tut es not, einen festen Menschen zu sehen, wie nie im Leben. Ich werde Sie noch brauchen einmal. Gut, daß Sie jemand wissen, der um Sie weiß, einen wenigstens, mit dem Sie sprechen können.«

Als sie aufblickte, spürte sie, daß sie ihn etwas fragen sollte. Aber er wehrte rasch ab. »Es ist gleichgiltig. Wenn mein Sohn zurückkommt, will ich zufrieden sein, was immer geschieht. Man lebt nur in seinen Kindern. Und deshalb …« er legte ihr den Arm um die Schulter … »bleiben Sie fest. Sie wissen nicht, wie allein man lebt, wenn man alt wird.«

November, Dezember 1914

Clarissa reiste, obwohl sie noch drei Tage Urlaub hatte, am selben Abend nach dem Feldspital zurück. Sie mußte etwas tun. Sie wollte sich betäuben. Dabei mußte sie immer wieder denken: Es wird, es wächst. Sie brauchte jetzt Entschlossenheit. Denn es war eine Angst in ihr, wieder schwankend zu werden. Doch sie wußte: Von dort gab es keine Rückkehr mehr. Es bedeutete, die Brücken hinter sich abzubrechen. Endlich war sie entschlossen. Es war

ihr alles klar geworden. Sie würde leben müssen mit verbissenen Zähnen. Es gab viel zu tun. Sie warf sich in die Arbeit. Einen Tag später meldete sie sich zum Dienst.

»Gut, daß Sie gekommen sind«, begrüßte sie Dr. Ferleitner, der graubärtige Tiroler Landarzt. »Ich hab' Sie schon gesucht. Ich brauch' Sie gerade zu 'was. Sie waren doch, nicht wahr, Assistentin beim Silberstein in Wien?« Clarissa bejahte.

»Scheint ja etwas übergeschnappt zu sein, der Herr Hofrat. Ich hab' da 'was gelesen in der Zeitung. Er hat sich geweigert, das Manifest zu unterschreiben, und statt dessen dann irgendeine Broschüre veröffentlicht; Wissenschaft sei international, übernational; ein geistiger Mensch habe abseits zu stehen, habe sich nicht einzumengen. Die haben wir jetzt nötig, die Herren Internationalen und Übernationalen, jetzt, wo's um unser Volk geht. Verräter sind das, und so sollt' man sie behandeln. Na – aus der Akademie haben sie ihn schon hinausgestampert, den Krakeler. So eine Frechheit. Die Franzosen nennt er eine große Kulturnation in seiner Broschüre. Das ist jetzt der rechte Augenblick so etwas zu sagen, wo tausend braver Jungen krepieren – natürlich weil's ihm die Legion d'honneur umgehängt haben … Ja was … was wollt' ich sagen … richtig … daß Sie seine Assistentin waren, und gelernt werden's schließlich doch 'was bei ihm haben, sein Fach versteht der Kerl ja, und sollt' dabei bleiben, der Esel … ja also … da haben wir in der andern Abteilung auf Zimmer 6 einen frisch bekommen. Nervenstörung, weil er durch Luftdruck emporgeschmissen wurde … Verletzungen hat er keine wesentlichen … ein Zittern, Sprechstörungen, Weinkrämpfe, von außen ist nix zu finden … Gehirnerschütterung … Den ganzen Tag liegt er, und was man ihm zu essen gibt, erbricht er … ja, was wollt' ich sagen … ich hab' ihn nur viermal angeschaut, aber etwas stimmt mir da nicht ganz … ich hab' so das Gefühl, der

Kerl simuliert oder er übertreibt, nun, von den Nervensachen versteh' ich nicht viel, das sind diese vertrackten Sachen … nicht mein Fach … aber was ich Sie bitten wollt', Schwester Clarissa: passen S' ein bissel auf … gehen S' hie und da paarmal in die Abteilung, ganz unauffällig … schauen S' ihm auf die Kappen … auf die Temperatur, und ob die Zitterei nur anfängt, wenn wir hereinkommen, und rücken S' nur auch den Erlaß vom Ministerium heraus, wo all die Tricks verzeichnet sind, die sich diese Taktierer ausgedacht haben … Na, vielleicht tu ich ihm Unrecht, aber aufpassen muß man, wo wir so wenig Betten frei haben, daß sich da nicht einer für paar Wochen ausfaulenzt, während die andern ihre Pflicht tun!«

Clarissa versprach es. Und am selben Nachmittag machte sie ihren Inspektionsgang in Zimmer Nummer 6. Vier Betten standen darin. Zwei Verwundete kannte sie noch vom letzten Mal, Soldaten mit einem Stirnschuß, ihre Verbände verdeckten die Augen, so daß Clarissa nicht wußte, ob man ihnen das Augenlicht noch retten konnte. Im Bett am Fenster lag der neue Patient. Er schlief. Es war ein Mann von etwa siebenundzwanzig Jahren, er hatte einen kindlichen, weichen Mund, vielleicht, daß er hübsch sein mochte mit seinem braunen gelockten Haar, seiner glänzenden Stirn. Aber durchaus bleich war das Gesicht, die Augen waren in den Höhlen eingesunken, das gab ihm etwas von einer Maske: Nur der Mund blieb im Schlaf schmollend verzerrt. Sie trat näher. In diesem Augenblick fuhr er, durch das leise Geräusch erschreckt, zusammen und starrte sie an mit grauen Augen, die Kinnbacken zitterten, die Lider bebten. »Wa… was ist?« sprach er sie an. »Nichts. Ich bin die Schwester von drüben. Ich war nur auf Urlaub.« Er sah sie unsicher an und begann zu zittern. »Fürchten Sie sich doch nicht«, sagte sie begütigend und trat näher. Aber er zitterte noch mehr, fing an zu schlottern, sein Kinn bebte, er schlug die Zähne

gegeneinander, daß sie klapperten; er hatte eine grausame, gräßliche Angst. Er lallte. »We… we… werden Sie mich«, stammelte er kaum hörbar, »wieder u… u… untersuchen?! … ich … ka… kann nicht mehr. Ich … ich … ich w… will Ruhe … mir … mir zerspringt der Kopf, ich kann nicht mehr.« Er preßte die Arme an sich, ein hysterischer Krampf schüttelte ihn. »Nein, Sie werden heute nicht mehr untersucht«, beruhigte sie ihn, »nur die Temperatur möchte ich nachsehen.« Er hob den Kopf etwas aus den Kissen und stammelte angestrengt: »Lassen Sie mich …, ni… nicht, heut' nicht …, bitte lassen Sie mich … ich … ich bin müde … ich kann nicht mehr, haben Sie Mitleid, Schwester, ich bitte Sie …, liebe, liebe Schwester … lassen Sie mich schlafen …, lie…, liebe Schwester.« Er sagte es mit einer schmeichelnden Stimme. Es war eine Stimme, vielleicht etwas zu weich, zu zärtlich. »Gut«, sagte sie. »Ich komme erst morgen früh wieder bei der ersten Visite; ich sehe jetzt nur Ihre Tabelle nach, bin schon verschwunden.« Und sie las wirklich nur noch seine Tabelle: ›Gottfried Brancoric, Fähnrich, Infanterieregiment, 27 Jahre; Beschreibung des Falls: Verschüttet – Fraktur?‹ Die Stimme kam leise, bittend: »Zeigen Sie mir das Blatt … ich wi… will wissen, was mir fehlt … ich mm … muß doch meiner Mu… Mutter schreiben, meine Mutter … Mu… ich muß.« Ihr gefiel es nicht, daß er merkwürdig wach und klar war. Da war vor allem das Schmeichelnde in seiner Stimme. »Später«, sagte sie knapp und legte die Tabelle ab. Er sank stumm zurück. Da war der schmollende Zug um seinen Mund. Ein Zittern lief über den Körper, als ob er fror. Ihr fiel auf, daß es aussah, als ob er dabei die Arme an den Leib preßte. Vielleicht hatte Dr. Ferleitner recht. Man mußte ihn beobachten. »Gute Nacht«, sagte sie ruhig und ging aus dem Zimmer. Sie hatte ihn schon vergessen nach einem Augenblick. Sie dachte nur noch an das, was in ihr war. Es

wuchs, und mit ihm wuchs die Angst, das Grauen. Sie konnte nur das eine denken, sobald sie allein blieb: daß sie nicht mehr allein war mit sich selbst.

* * *

Am nächsten Tag assistierte sie, obwohl es nicht die ihr zugehörige Abteilung war, bei der Untersuchung desjungen Brancoric. Außer dem Regimentsarzt Dr. Ferleitner war der Stabsarzt Dr. Willner erschienen, der gefürchtet war wegen seiner Grobheit und seiner brüsken Art. »No, her mit Ihnen«, fuhr der den Zitternden an, »und aufgestanden jetzt. Keine Faxen!« Die Schwestern hoben den Unglücklichen hoch; Clarissa erschrak, wie sie seinen nackten Oberkörper sah, ganz eingefallen war er, und die weiße feine Haut wurde von einem Schauer überschüttelt: Alles ergriff sie in den letzten Wochen mehr als sonst, sie hatte etwas von ihrer Sicherheit verloren. Der Stabsarzt probte am Knie die Reflexbewegungen; Clarissa sah auf das Gesicht. Die Augen hatten einen unbeschreiblichen Ausdruck von Angst, wie sie sie bisher niemals bei einem Menschen gesehen. Während der Körper, sogar der Brustknochen schlotterte, klebten die Haare naß von Schweiß. »Vertrackt«, murmelte der Stabsarzt. »Der Kerl schlottert ja so, daß man gar nichts spürt.« Und: »Ruhig halten«, schrie er ihn an. Die Züge des Examinierten verzerrten sich, seine Augen bekamen einen blöden Ausdruck. »Wo sind Sie verschüttet worden?« fragte scharf der Stabsarzt. »W… wei… weiß nicht«, stammelte mit trockener Zunge der Verschreckte. »Was heißt das, Sie wissen nicht? Das ist Schwindel. Sie müssen wissen, in welchem Gefecht Sie waren.« Aber der Gequälte wiederholte, und ein Schütteln überlief ihn, der Kopf schwankte: »W… weiß nicht.« Der Stabsarzt warf ihm einen bösen Blick zu und tastete seine Muskeln ab; Brancoric bekam

eine Gänsehaut, wieder lief das Zittern über den ganzen Leib. Der Stabsarzt wandte sich ab. »Er ist total heruntergelumpt. Aber ich glaub', es ist nur Feigheit bei dem Kerl«, murmelte er leise zum Regimentsarzt. »Man muß ihn scharf beobachten jedesfalls. Und elektrisieren. In acht Tagen kann er verrecken, sonst soll man ihn vorführen. Hat er wieder nichts gegessen?« »Ja, morgens, zum Frühstück, aber dann hat er alles erbrochen.« Er wandte sich ab. »Hm«, machte ärgerlich der Stabsarzt, »am besten wir schicken ihn nach Wien mit dem nächsten Transport. Sollen die sich mit ihm herumdoktern, wir können ihn nicht wochenlang da herumliegen lassen.« Dann ging er weiter zum nächsten Bett.

Erregt blieb Clarissa zurück. Sie hatte eine grauenhafte Angst in seinen Zügen gesehen, als man ihn wieder ins Bett legte. Aschfahl war sein Gesicht geworden: Ihr war, als ob sie ihre eigene Angst gespiegelt sah. Er horchte auf die harten Schritte des Stabsarztes, er lag dann ruhig, aber das Zittern blieb. Sie empfand unermeßliches Mitleid mit ihm. Sie setzte sich zu ihm. »So, ruhen Sie sich jetzt aus. Sie sehen, die Visite war nicht so arg. Sie müssen wieder zu Kräften kommen.« Er schlug die Augen auf, als er ihre Stimme hörte; sie hatten einen weichen rührenden Ausdruck. »Wollen Sie nicht doch etwas essen?« Die Lippen bewegten sich, ohne ein Wort zu sagen. Mit den Händen winkte er, mit dem Kopf und würgte: »N… N… Nein!« Dann lag er still und sah sie an mit seinen grauen Augen, als wollte er sich festhalten an ihr. »Kann ich etwas tun für Sie?« Er regte mühsam die Lippen. »Bleiben«, hauchte er ganz leise, »dableiben!«

Sie blieb an seinem Bett. Regungslos. Sie dachte an Léonard. Vielleicht war er auch verstört. Vielleicht war er auch so blaß. Irgend jemand war vielleicht bei ihm. Vielleicht dachte er an sie. Er mochte auch träumen. Sie ging kurz nach nebenan, denn dort stöhnte der Verwundete. Es

drang in sie ein. Alles drang jetzt so in sie. Alles Träumerische. Mit einmal spürte sie eine feuchte Hand an der ihren. Sie schrak auf und beugte sich zu Brancoric im Gedanken, was er von ihr wollen könne. Er sah sie nur an mit dem ihm eigenen Hundeblick, einem feuchten scheuen Hundeblick. »Sie sind gut …« sagte er leise. »Sehr gut … gut und … schön.« Es war sonderbar; er sah nicht mehr wie ein Kranker aus, er kam wie aus einem Traum: Ein kleines Lächeln begann um seinen Mund zu spielen. Jetzt sah er wieder wie ein Knabe aus, wie ein Kind. Und sie dachte an ihr Kind.

* * *

In den nächsten Tagen widmete sie sich besonders diesem Rekruten. Hier waren überall Männer, zerschlagene, verstümmelte Männer. Er allein hatte etwas von einem Kind. Siebenundzwanzig Jahre war er alt; er hatte blaue Augen. Er sah sie und lächelte. Er nahm ihre Hand. Sie träumte nur von dem Kinde. Es war etwas in ihm, das sie sehr ergriff. Vor allem in seiner Hilflosigkeit, mit der er sich an sie anklammerte; sie hatte den Eindruck, daß er etwas von ihr wollte, ja, daß irgend jemand sie brauchte, Vertrauen zu ihr hatte. Nachmittags saß sie an seinem Bett. Sie schrieb ihm einen Brief an seine Mutter: »Meine Mutter, meine arme Mutter«, weinte er, »ich war verschüttet …« Die Tränen liefen ihm dabei. Es mochte sein, daß Clarissa durch ihr Muttersein überhaupt weicher geworden war, nicht nur die Formen ihres Körpers, in diesen Monaten, so daß ihr auch die Tränen kamen vor Rührung. Sie blieb bei ihm; das Kindliche an ihm, seine Verlassenheit hielt sie. Er erzählte ihr viel. Aber er sagte zunächst nicht deutlich, was er gewesen war. Clarissa wurde weich von Mitleid, das war das Mütterliche an ihr, wenn er von seiner Mutter sprach. Das ging beinahe vierzehn Tage so. Sie hatte ihn

mehrmals aus dem Bett gebracht. Dabei stützte sie ihn. Dann kam es ihr oft vor, als wären es die Augen ihres Kindes, das sie anblickte. Wenn sie zu ihm kam, schien es ihr, als ob er gesundete. Sie sah, daß er glücklich war, wenn sie an seinem Bette saß. »… wie gut Sie sind«, sagte er dann. Aber gleichzeitig wurde sie den Verdacht nicht los, den Dr. Ferleitner ausgesprochen hatte. Er war Apotheker gewesen. Es hatte auch eine Stunde gegeben, da mußte er gemerkt haben, daß es sie rührte, wenn er von seiner Mutter sprach. Wenn alle schliefen, war er merkwürdig wach. Sonst lag er stumm da. Das Zittern dauerte fort. Er erzählte alles ohne Zusammenhang: Obwohl er genau wußte, wie er verschüttet worden war, wurde er von der Vorstellung immer wieder emporgerissen. Clarissa glaubte entweder, daß sie ihn störte oder aber daß es Listigkeiten von ihm waren, wenn er fragte, wann die Visiten seien. Dann wurde er sogar heiter, ja dann strahlte er vor Sorglosigkeit. »Sie werden mich gesund machen.« Aber sobald sich ein Schritt näherte, warf er plötzlich den Kopf zurück, nahm das alte Aussehen an und fing an zu stammeln. Er begann dann mit schwacher Stimme, vergaß sich dann und zeigte unwillkürlich, daß er glücklich war.

Wenn der andere schlief, hörte das Stammeln auf. Sie wurde mißtrauisch. »Heute sprechen Sie ja ganz gut. Es geht vorwärts. Bald werden wir Sie nach oben kriegen.« Er erschrak, wie ein Kind, das man ertappt hat. »N… nein … das ist nur m… mit Ihnen. Bei Ihnen … Sie … Sie haben gute Augen … Sie machen einen sicher.« Clarissa hatte ein unbehagliches Gefühl dabei, obwohl er zärtlich aussah. Er schmeichelte ihr. Er bewunderte ihre Haare. Der arme Junge, er hatte wohl lange Zeit keine Frau gesehen. Aber wie konnte sie sich von einem andern loben lassen! Sie brach das Gespräch ab. Aber in seinem Wesen war etwas, das sie wehrlos machte. Ja, es war etwas, das

sie sonst nicht merkte, hier aber anerkannte. Ehrlich schien ihr die Angst zu sein, die einsetzte, wenn sie ihn verließ, schon wenn sie an ihm vorbei durch das Zimmer ging; sie konnte es ihm nicht wehren. »Das dürfen Sie nicht, mich allein lassen. Ich bin verloren ohne Sie. Ich gehe zugrunde ohne Sie.« Er hielt ihre Hände. Als ob sie wüßte, wie man einen Menschen über Wasser hält. Eigentlich war sie es selbst, die wartete, weil sie wußte, daß jemand auf sie wartete. Seine Feigheit wirkte auf sie wie ein Alp. Ihr fielen gewisse Widersprüche auf.

Dr. Ferleitner fragte sie: »Nun, haben Sie was beobachtet?« Clarissa hatte ein unsicheres Gefühl. Gottfried Brancoric schmeichelte ihr. Er war zart. Aber daß er erfahren wollte, wann die Visiten waren … Irgendwie log er. Dann erinnerte sie sich aber auch, daß sie seinen Körper wusch. Im Gedächtnis war ihr dieser Körper gegenwärtig. Wenn er sich an ihr hielt, sagte er: »Mutter … wie eine Mutter …« Es war merkwürdig: Am Tag vor der Untersuchung geschah es immer, daß sein Zustand schlechter war. Sie mußte nur angesagt werden.

Dr. Ferleitner sagte Clarissa nichts darüber: »Ich weiß nicht. Aber herunter ist er, nur Bein und Knochen.« Doch sie beschloß, auf die Frage Dr. Ferleitners achtzugeben. Es gab etwas, was er ausnützte: die Angst. Clarissa war arglos gewesen. Jetzt stieg ein Widerwille in ihr auf, gegen das Unrechtliche. Und eigentlich wünschte sie ihn fort.

Schlimmer wurde es dann am vierten Tage seit dem Beginn ihres Zweifels. Da erschrak sie. Ich habe ihm Unrecht getan. Er lag ganz weiß da, er war erschöpft. Die Krankenschwester berichtete, er habe wieder erbrochen. Die Lider waren bläulich, die Lippen fahl. Das Zittern hielt an. Clarissa schämte sich, einen Kranken verdächtigt zu haben. Sie beugte sich über ihn: »Was ist mit Ihnen?« Er schluckte, er deutete auf das Wasser – mit den Augen. Sie flößte es ihm ein. »Ich bin verloren«, hauchte er. »Sie

schicken mich nach Wien … ich halt' es nicht aus … dort ohne Sie … ich kann nicht.« »Ruhe! Ruhe!« Sie streifte ihm unwillkürlich über das Haar. Er zitterte. Der Krampf schüttelte ihn. »Ich kann nicht mehr … ich breche zusammen … ich laß mich nicht länger quälen … Ohne Sie … Sie halten mich.« Sie tröstete ihn. »Es ist doch nur zu Ihrem Guten. Dort vor der Kommission werden Sie untauglich geschrieben, oder Sie kommen in ein Sanatorium. Dort haben Sie es besser als hier.« »Nein, um Gottes Willen … ohne Sie bin ich verloren … Lassen Sie mich nur noch paar Tage … hier sollen sie mich untersuchen … hier sehen Sie's ja … als Freund … dort bin ich allein … dort geh' ich zugrunde … ich … ich will nicht nach Wien … Sprechen Sie mit dem Arzt … hier habe ich Sie … und die Tante kommt … zwei Menschen … noch acht Tage.« Sie versprach ihm, mit dem Arzt zu reden.

Sie sprach mit dem Arzt. Er brummte. Sie erklärte, daß Gottfried Brancoric nicht recht transportfähig sei. Sie habe ihn heute schwächer gefunden. Man könnte es nicht verantworten. »Na, wenn Sie meinen. Herunter ist er ja. Aber mir gefällt er nicht.«

Sie brachte ihm den Bescheid. Er zitterte noch immer. Sie hielt seinen Blick. Dabei errötete sie, so daß sie ärgerlich wurde und fortging.

* * *

Das folgende brachte der fünfte Tag, als Clarissa plötzlich ins Zimmer trat, unangemeldet. Sie wußte nicht, daß er Besuch hatte. Es fiel ihr auf. Es war eine alte Frau, die fast zärtlich war. Jeder einzelne hatte kaum Bescheid bekommen über die Besuchszeiten, das war auch besser, als wenn man acht Tage zuwarten wollte. Er aß gierig sein Frühstück, bat sie noch um mehr. Er schlang es runter, obwohl jemand am Bette war. Es war ein ziemlich zer-

lumpter Mensch, vor dem andere aufschreckten. Er hatte ein leidendes Gesicht. Clarissa hatte einen Verdacht.

Es gefiel ihr nicht, daß Gottfried Brancoric ein Geheimnis hatte; sie wußte, daß er log, wie vor einigen Tagen, als er sagte »Mein Vater«, denn sie hatte gehört, daß der Besucher »Sie« gesagt hatte.

Jetzt sah sie, daß ein Pantoffel auf dem Bett lag. Sie erschrak. Sie machte sich an ihre Arbeit, als würde sie nichts wissen. Es gefiel ihr nicht, daß er sich etwas zu schaffen gemacht hatte unter der Bettdecke. Sie bemerkte sein Erschrecken. Als sie zu ihm trat, spürte sie, daß er etwas stammelig sprach. Sie sah seine unruhigen Augen. Sie ahnte, daß er etwas versteckt hatte. Zum erstenmal kam ihr der Verdacht, daß er sie betrog. Spiel war diese Dankbarkeit, die Krankheit! Was hinderte sie, mit Dr. Ferleitner zu sprechen? – Am nächsten Morgen wurde er ins elektrische Bad geführt. Sonst war sie nicht dabei. Vor acht Uhr war nicht ihre Stunde. Zwei Wärter kamen heraus. Sie hatte so ein Gefühl; sie wollte es wissen. Seine Unehrlichkeit war es, die ihre Erbitterung schürte.

Sie trat ein in den Vorraum. Einem der Wärter gab sie den Auftrag, sie ihm zu melden. Als er sie eintreten sah, eine halbe Stunde früher, als er sie sonst sah, schrak er auf. »Was ist?« Seine Bewegungen waren plötzlich gehemmt. »Es ist erst sieben Uhr.« »Ja, sieben Uhr. Ich habe mich auf früher umgestellt.« »Ich bin … ich bin …« »Gehen Sie nur!« Sein Blick sprang sie an. Die Wärter trugen ihn hinaus. »Mein Taschentuch«, rief er noch.

Clarissa rief die Schwester, um das Bett zu machen. Die Schublade verbarg etwas, glaubte sie, aber dort waren nur seine Sachen. Nichts anderes. Auch in dem Bette selbst unter dem Kissen fand sie nichts. Sie schämte sich, daß sie ihm Unrecht getan: schließlich aber hatte sie nur einen Auftrag erfüllt. Schon wollte sie das Zimmer verlassen, als sie beim Zurückschieben des Bettes rückwärts ganz an

der Wand seine Pantoffeln sah; es waren Strohpantoffeln, die er benutzte; wieso lagen sie aber weit rückwärts, fragte sie sich in dem unbewußten Ordnungsinstinkt, und dann meinte sie, sie müßten unhandlich für ihn sein – und sofort schob sich die schon halbzerbrochene Erinnerung dazwischen, daß jene Frau gestern die Pantoffeln auf dem Bette neben seinem Kissen gesteckt hatte. Sie griff hin. Sie fühlte sie an. An der Sohlenspitze des einen, des linken, stieß sie auf etwas Hartes. Es war eine kleine Papierdose, wie sie in Apotheken üblich ist, und daneben noch eine Dose und ein Säckchen mit weißem Pulver. Also doch! Ferleitner in seinem Bauerninstinkt hatte richtig gesehen. Zuerst öffnete sie die Dose; es roch brandig, und sie kostete daran: ein brandiges Brechpulver. Mehr konnte sie anhand der Weiße nicht feststellen. Es war ihr alles klar. Er hungerte sich herunter. Vor den Untersuchungen nahm er ein Brechmittel ein, um die Nahrung nicht bei sich zu behalten. Er hatte sie alle betrogen.

In Clarissa wurde etwas hart. So wie sie auferzogen worden war, galt für sie militärische Anständigkeit. Es empörte sie. Sie schob sein Bett zurück. Sie steckte die Dose in die Tasche. Sie blieb mit Absicht, bis er zurückgebracht und auf das Bett gelegt wurde und die Wärter verschwanden. Als sie alleine waren, richtete er sich auf in dem Bette. »Kommen Sie … ach, man hat mich wieder gequält.« Clarissa blieb stehen und sah ihn hart an. »Sie werden nicht mehr lange gequält werden«, antwortete sie scharf. »Die Komödie geht zu Ende.«

Eine Unruhe kam über ihn. Die Augen bekamen einen flackrigen Glanz. »We… welche Komödie?« Er hatte sich das Stammeln so eingelernt, daß es in Augenblicken der Angst jetzt immer automatisch wurde. »Bemühen Sie sich nicht mit der Stammelei. Überhaupt ist Schluß jetzt mit diesem dummen Simulieren. Die Ärzte sind Ihnen längst auf der Spur, und bei mir haben Sie ausgespielt.«

Er stammelte. »Aber Schwester … Schwester Clarissa.« Er streckte die Hände flehentlich aus, als wollte er sie an sich heranziehen. Aber sie hielt sich fern und nahm aus dem Etui die beiden Schachteln. »Was das ist, werden sie bald festgestellt haben. Aber ich rate Ihnen, mich nicht zu zwingen, Sie zu denunzieren. Geben Sie das Spiel auf, und ich will Ihnen wenigstens die Bestrafung ersparen. Nehmen Sie nicht andern – den wirklich kranken – den Platz aus unserm Abteil weg. Sie werden gut tun, von hier zu verschwinden.«

Brancoric begann zu zittern; sie sah, wie unter der Decke seine Glieder bebten. Diesmal war sein Zittern und sein Stammeln echt. Sein Gesicht war fahl, der Schweiß stand ihm auf der Stirne. »Um Himmels willen … Schw… Schwester … hören Sie mich an … Ich bin … ich bin wirklich krank … ich … ich simuliere nicht … Ich … ich ertrage es nur nicht … vom Augenblick an, da sie mich in die Uniform steckten, bin … bin ich ein zerbrochener Mensch gewesen … jedesmal, wenn ein Offizier, ein Arzt in Uniform mich nur anblickt, zittern mir die Knie, wird mir schwach … ich kann nicht reden, und … und ich bin wie … ausgelaugt … meine Nerven ertragen es nicht … alles, nur das nicht … den Dienst … u… und den Krieg.«

Clarissa sah ihn streng an. »Sie sind nicht krank … Sie sind nur feig … das ist Ihre ganze Krankheit.«

»Ja … ich bin feig … nennen Sie's so … ich … ich bin, wie ich bin … ich muß immer an das Entsetzlichste denken … Sie … Sie können das nicht fühlen … wie dieser Bluthund von Arzt … aber dies … ich kann das Grauenhafte nicht sehen … nicht ertragen. Ja, ich habe Angst … Angst ist ein tausendfaches Sterben, ist ärger als der Tod … die … die andern lachen und spielen Karten im Schützengraben … und ich horche … ich … ich habe Angst vor … vor der eigenen Waffe … ich ka… kann

sie nicht anrühren … den Revolver m… mit seinem kalten Lauf … ich … kann es nicht … die andern, die haben keine Nerven … den Tod unter den Schenkeln zu fühlen. Jetzt … jetzt … jetzt … ich warte nur auf die Granate, die uns zusammenschlägt … und dann die Verschütteten … wenn sie aufwachen … naß im Gesicht … und das Schreien, wenn sie das Blut eines andern fühlen … ich kann nicht atmen … w… wir fuhren auf einem Munitionszug, und sie … sie saßen auf den schweren Granaten und trugen sie vom Waggon … ich … ich zitterte jede Sekunde … daß eine fallen könnte und explodieren … der kalte Schweiß lief mir herab … i… ich kann nicht anders … ja … haben Sie Mitleid mit mir… sehen Sie mich an … ich bin ganz heruntergekommen … ich … ich kann nicht mehr.«

»Natürlich sind Sie heruntergekommen, wenn Sie sich herunterhungern und Brechmittel sich von irgendeinem Lumpen bringen lassen.«

»Li… lieber verhungern, a… als noch einmal an die Front … i… ich will nicht mehr … lieber gleich sterben … ich bi… bin kein Soldat, sie … so… sollen mich Straßen graben lassen … sie sollen mich die Abtritte ausheben lassen … ich ka… kann alles tun, aber nicht warten, b… bis die Granate explodiert … ich ka… kann nicht je… jemand stoßen … m… mit dem Bajonett und …« – plötzlich kam es wie ein Krampf über ihn, er keuchte ganz laut – »und ich will nicht … ich will nicht … ich will nicht … sie sollen mich totschlagen, gleich totschlagen, aber ich geh' nicht mehr hinaus … ja, gehen Sie … geben Sie mich an … Sagen Sie ihnen … ich geh' nicht mehr hinaus. Was … was geht mich der ganze Blödsinn an … ich … ich hab' zu viel gesehen … ich geh' nicht mehr.«

Clarissa wendete sich ab. Es widerte sie. Aber gleichzeitig erinnerte sie sich, daß sie Léonard auch selbst beschworen hatte, nicht nach Frankreich zurückzugehen.

Sie blickte ihn an. Sein hübsches junges Gesicht war ganz verzerrt, die Angst stand ihm in grauenhaft grellen Augen, es hatte etwas Irres. Unwillkürlich, gegen ihren innersten Willen, fühlte sie Mitleid.

»Ein Glück, daß die andern nicht solche Waschlappen sind wie Sie«, sagte sie verächtlich und wandte sich zum Gehen.

»N… nein … bleiben Sie«, flehte er; dabei liefen ihm Tränen über die Wangen. »Ve… verachten Sie mich nicht … Ich … ich bin nur ein Mensch … ich … ich bin kein schlechter Mensch … ich hab' nie jemandem 'was Böses getan … ich tauge nicht … wenn einer untauglich ist … i… ich kann kein Soldat sein … Sie haben es nicht gesehen … w… wenn sie zustoßen m… mit den Bajonetten … n… nicht gesehen, w… wie die Augen ihnen glänzen vor Wut … Sie wissen nicht … wie es ist … wenn der Wind von den Gräben … den … den Geruch … treibt wenn das alles fault von Fleisch … ah … ah … und selbst so zu hängen, zu brüllen … ah … ich kann nicht … ich … will nach Hause … Meine Mu… Mutter hat ein kleines Gut … dort will ich leben … n… niemandem etwas tun. ah … ich will jedem Menschen helfen … ich schwör' es Ihnen … aber he… helfen Sie mir … helfen Sie mir … ge… geben Sie mir das zurück … wa… was macht das aus, ob ich dabei bin oder nicht … ich … ich verstör' nur die andern mit meiner Angst … mo… morgen kommen sie, mich wieder zu quälen … m… mich abtasten wie ein Vieh mit ihren bösen Händen … ge… geben Sie mir das zurück … ich … ich bitte Sie bei … bei Gott … bei … bei meiner armen Mu… Mutter … ich bin ihr einziges Kind … sie … sie hat niemanden als mich.«

Die Tränen liefen ihm weiter über die Wangen. Sie wußte nicht, was echt und was Lüge war. »Tun Sie was Sie wollen … ich will von nichts wissen … was Sie machen, tun Sie auf Ihre Gefahr.« Sie warf ihm die beiden

Dosen hin und verließ, wie vor sich selber flüchtend, das Zimmer.

* * *

Sie hatte noch nicht die Schwelle überschritten, als sie schon ärgerlich ward gegen sich selbst. ›Es war Zufall. Ich muß sie ja nicht gesehen haben. Doch was habe ich da getan?! Ich hätte ihm diese Schwindelmittel nicht zurückgeben dürfen‹, überlegte sie, ›wenn ich ihn schon nicht anzeige. Aber ich hätte ihm nicht helfen dürfen.‹ Aber im innersten verstand sie ihre Schwäche. Daß er sagte: »Meine Mutter hat niemanden als mich« … Ihr eigenes Kind könnte einmal so sagen. Wen würde sie sonst haben? In allem war jetzt der Gedanke an das Kind. Es hatte sich in ihrem Leibe vor zwei Tagen gerührt. Seitdem sah sie alles anders. Es gab nicht mehr nur Staat und Pflicht. Es war, als ob schon dieser andere in ihr ihr Leben bestimmte.

* * *

Am nächsten Tag blieb sie der ärztlichen Visite fern. Sie wollte die Komödie nicht mitmachen. Sie wollte seinen hilfesuchenden Blick nicht ertragen. Sie wollte nicht gefragt werden. Was ging sie das da an? Sie wich dem Arzt aus. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie etwas getan, was nicht richtig, was nicht aufrichtig war. Sie hatte ein Gefühl der Unsauberkeit. Aber war das nicht nur der Anbeginn? Wenn das Kind kam, mußte sie dann nicht lügen, sich nicht verstecken, nicht falsche Aussagen machen, lügen vor dem Vater, vor dem Pfarrer, vor den Freunden, vor dem Staat, lügen vielleicht gegen den Ungeborenen, der nicht wissen durfte, daß er das Kind eines Feindes war? Ihr Ich war nicht mehr ihr Ich. Sie war zweigeteilt, halb wahr, halb lügnerisch, wie jener dort. Kämpfte sie nicht für dieses Leben wie er für das seine?

Erst nachmittags, als sie ihn allein wußte, ging sie zu Brancoric in das Zimmer. Sie tat es gegen ihren Vorsatz, Aber sie war verstrickt. Er lag mit geschlossenen Augen auf dem Bett, er war erschöpft, und es tat ihr nicht mehr leid, so gehandelt zu haben. ›Er ist erschöpft, wie ein gejagtes Tier, mit ihm versteckt man nicht einen Verbrecher; er ist nicht bestimmt zu töten, er hat einen kindlich weichen Mund.‹

Er schlug die Augen auf und erkannte sie. Ein Lächeln ging über seine Lippen, er strahlte sie an, »Gott … Gott segne sie … in acht Tagen … sie schreiben mich untauglich … ich war wirklich so schwach, gestern abends … als ich vor die Kommission kam … mit Dr. Ferleitner … wenn Sie Ihnen das auch sagen, bin ich gerettet … Nachdem ich mit Ihnen sprach … würgte mir die Kehle … ich mußte nichts nehmen … ich schwöre Ihnen, ich schwöre Ihnen beim Leben meiner Mutter, ich habe nichts genommen … ich habe … das sehen Sie, nichts genommen … und war so elend, daß ich keinen Bissen hätte nehmen können, ich war so verzweifelt, weil … weil Sie mich verachten … ich will nicht mehr … Sie sind eine Frau … nicht wahr, Sie verachten mich nicht, Schwester Clarissa.«

Es fiel ihr schwer, hart gegen ihn zu sein. »Wenn die Ärzte Sie als untauglich zurückschicken, dann werden Sie es wohl sein. Ich habe damit nichts zu tun.«

»Aber, nicht wahr … wenn man Sie fragt … werden Sie noch sprechen … werden Sie für mich sprechen … Sie sagen nichts gegen mich … ich … ich habe ja erst wieder zu leben begonnen, seit ich hoffen kann, daß … daß man mich freigibt … mich wieder Mensch sein läßt. Ich will ja nichts mehr … nur leben, nur leben … wir haben eine kleine Apotheke in unserer Stadt … ich will ja nichts als ein kleines Leben … und ich kann arbeiten … nur jemand müßte mit mir sein, der mir hilft … ich bin ein schwacher Mensch, leichtsinnig und vertrau' allen zu sehr. Ich ver-

lier' immer wieder den Mut … Sie wissen, wie schwach ich bin … ich würde mich ohne Sie verloren fühlen … Sie waren hart gegen mich … doch Sie haben mich verstanden … ich muß jetzt ein neues Leben beginnen, ganz von Anfang an … ich müßte jemand haben neben mir … der mir hilft, der mich hält … jemanden wie Sie … immer, wenn ich Sie sehe, so still, so sicher, so tüchtig, da … da denke ich, wie ich sein könnte, wenn jemand wie Sie mit mir wäre … Ich muß weg aus diesem verfluchten Kleid, aus diesem Spital … nur Sie werden mir fehlen, ich habe mich so an Sie gewöhnt … ich weiß, ich kann nicht leben ohne Sie … Würden Sie, Clarissa … würden Sie mir helfen wollen?«

Clarissa verstand nicht. »Wie soli ich Ihnen helfen?« Sie fand das sentimentalisch und lächelte. »So wie das früher bei Ihnen gegangen ist, so wird es weitergehen.«

Er sah sie an, erregt und dankbar. »Nein … es ist, daß ich Sie brauche … Ich meine … wenn … wenn sie mich jetzt wirklich freigeben … ich bin ja nichts … ein kranker, schwacher Mensch … aber wenn sie mich jetzt wirklich freigeben und ich nach Hause darf … würden Sie … würden Sie mit mir gehen? … Ich … Der Priester hat mir gesagt, in meinem Zustand würden sie mich in zwei Tagen … wenn die Ärzte sehen, daß Sie mich heiraten … Sie retten mich damit … würden sie mich schon freigeben, schon Ihnen zuliebe … sie haben Sie gerne, alle Menschen haben Sie gerne … aber keiner so wie ich … Sie waren der einzige Mensch in all dieser gräßlichen Zeit, der gut zu mir gewesen … und Sie würden immer gut zu mir sein … Sie können nicht anders als gut sein … Was sollen Sie hier … kommen Sie mit mir … ich … ich brauche Sie … es sind andere, die pflegen können, und … wir könnten gleich heiraten … es ist so leicht jetzt … meine Mutter würde so glücklich sein …«

»Nein.« Clarissa starrte ihn an. »Jetzt wollen Sie mich

auch noch bestechen! Den Priester mit Frömmigkeit, die Burschen mit Geld, mich, indem Sie mich mit einem Heiratsantrag würdigen. Ich glaube, Sie haben sich irgendein Fieber gemacht«, sagte sie. Sie dachte, er wollte sie nur kaufen, indem er ihr ein Geschäft vorschlug. Sie fand das zynisch und verließ das Zimmer.

* * *

Sie blieb, kaum daß sie die Türe geschlossen hatte, stehen, so pochte ihr das Herz. Sie fühlte Zorn und Beschämung. Es war so unvermittelt gekommen, daß dieser Mensch um sie warb. Hatte sie sich ihm doch zu herzlich gezeigt, war sie zu herzlich zu ihm gewesen? Es kam ihr vor wie ein Verbrechen gegen Léonard, wenn jemand um sie werben konnte, und zugleich hatte sie dabei ein seltsames Gefühl Es war rührend, daß er ihr dankte. Dann aber: Wie übermütig machte sie der Gedanke, daß sie ihm schreiben könnte: »Jemand hat um mich geworben.« Daß jemand ihr so ergeben war – er war der erste Mensch, der um sie warb. ›Wenn er wüßte‹, dachte sie ›daß ich … ein Kind von einem andern trage … Ob er erschrocken wäre?‹ Es wäre ihr unangenehm. Sie könnte dann nicht mehr zu ihm gehen. Seine Bewunderung wäre dahin. Auch er würde sie verachten wie die andern.

Dezember 1914

Sie konnte nicht schlafen in dieser Nacht. Sie hatte an die Zukunft zu denken, trotz aller Müdigkeit. Seine sonderbare Werbung hatte ihr bewußt gemacht, wie groß die Schwierigkeit ihrer Situation war. Deshalb konnte sie

nicht schlafen diese Nacht. Sie wußte nicht, was werden sollte – es hatte ihr alles so leicht geschienen, niemand hatte etwas geahnt. Daß man sie bewunderte, hatte ihr eher wehgetan. Lügen hatte sie immer verachtet, und jetzt mußte sie selber lügen, weiter und weiter.

Sie prüfte sich in dem Spiegel. Sie hatte das Gefühl, als ob sie jeder überwachte. Sie überlegte, ob sie nicht schon gehen sollte. Aber ihr graute vor ihrem Vater: Wie sollte sie sie ihm erklären, die Monate der Untätigkeit?

Müde stand sie auf. Sie war verstört in ihren Bewegungen. Sie mußte sich in einen Lehnstuhl setzen. Dr. Ferleitner fragte: »Was ist mit Ihnen, Kinderl? Sie gefallen mir nicht. Sie sehen überarbeitet aus. Sie müssen einmal ausspannen. Sie sollten sich nach Tisch schlafen legen. Wir brauchen Sie heute abends. Hören Sie, heute abends gibt es Cabaret vom Kriegspressequartier. Die leichteren Patienten gehen hin, und Sie müssen mit.« Clarissa wehrte ab. Sie war schon einmal bei diesen Veranstaltungen gewesen. Das Kriegspressequartier fuhr herum, es gab Operetten und leichte Chansons, gemischt mit patriotischen Deklamationen, halb um die Schauspieler zu beschäftigen, halb um die Kranken zu erheitern. Es war richtig gedacht: etwas Musik, etwas Heiterkeit. Sie fühlten sich dadurch nicht so fremd, so vergessen, wenn sie in den Zeitungen lasen, wie man sich in Wien und Budapest amüsierte.

Clarissa ging ungern und fragte, ob man sie nicht dispensieren könne. Sie hatte das einmal erlebt, so daß diese Art von Heiterkeit ihr schmerzhaft war, es wenigstens jetzt war. Aber Dr. Ferleitner bestand darauf. Er mußte sie überreden.

Das Cabaret war eingerichtet im Offizierskasino. Es war ein Saal, der eine kleine Bühne hatte. Für das Publikum gab es Tische; dort saßen dann die Offiziere und Verwundeten; rückwärts standen Bänke für die Soldaten.

Einigen Bürgern wurde der Zutritt erlaubt. Abends war es erschütternd. Auf Bahren brachte man die Amputierten herein. Ein leichter Geruch von Jodoform verbreitete sich, Ärzte-Offiziere kamen mit; nur die schwer Erkrankten blieben zurück. Programme wurden verteilt, sie waren in der Kanzlei geschrieben worden mit der Schreibmaschine. Eine Opernsängerin, die ziemlich ausrangiert war, war angekündigt, ein Conférencier vom Karltheater, Schauspieler vom Burgtheater, die aus Schnitzlers ›Anatol‹ das ›Abschiedssouper‹ spielen sollten, die Operettendiva Carmen Mariilla würde Lieder aus Operetten singen, ein sogenannter bunter Abend.

Clarissa hatte man an den Tisch, der Dr. Ferleitner vorbehalten war, den Tisch der Ärzte, gebeten. Der Conférencier begann. Er sprach witzig über die Feinde. Alle applaudierten heftig. Das gefiel. Es war wie gerufen für die Kranken. Clarissa war starr. Sie hörte nicht recht zu. Diese Lustigkeit tat ihr weh. »Ja, wir wer'n ein Wein habn.« Sie überlegte, ob sie nicht aufstehn sollte. Dann trat die Operettendiva auf, ein junges Geschöpf. Sie tanzte, sie sang etwas aus einer Lehár-Operette. Sie hatte eine hübsche Stimme. »Eine fesche Person.« Eine elektrische Wirkung ging von ihr aus. Sie sang weiter. Clarissa hatte nicht zugehört. Ihre Dumpfheit wurde sie nicht los. Aber bei der zweiten Strophe erwachte etwas in ihr. Sie bemerkte die leichten Bewegungen der Frau. Sie war hübsch unter der Schminke. Sie trug einen altwienerischen Strohhut. Sie hatte etwas, das sie anzog, das sie interessierte. Als sie verschwand, begann endloser Jubel, Blumenbouquets wurden ihr gebracht. Sie dankte dafür noch nach der nächsten Nummer. Clarissa sah, wie die Sängerin am Offizierstisch die Blumen nahm, die ihr geschenkt wurden, und sie den Verwundeten gab. Es war ein Charme, mit dem sie sich über jeden beugte. »Reizende Person«, flüsterte man. »Wir sollten sie an unsern

Tisch bitten.« Sie ging vorüber und lächelte jedem zu. In diesem Augenblick gab es innen Clarissa einen Stoß. Die Erinnerung war da. Sie stand auf und ging ihr nach; sie fragte: »Marion?«

Die Operettendiva wandte sich um – »Clarissa!« und schon umarmte sie sie mit der alten Herzlichkeit. Clarissa sah sie an – jetzt unter dem Aufputz, sie hatte sie ja fast vier Jahre nicht gesehen, erschien sie ihr etwas verändert. »Wie oft hab' ich an dich gedacht – hätt' ich nur gewußt, wo du bist. Und jetzt arbeitest du als Pflegerin! An deinen Vater zu schreiben, hab' ich mich nicht getraut. Komm! Wir müssen uns alles erzählen. Setzen wir uns an einen Tisch.«

Clarissa entschuldigte sich bei ihren Nachbarn – sie käme bald wieder zurück –, die etwas verwundert waren über die Vertrautheit. Clarissa setzte sich zu Marion; wie entsetzt sie gewesen waren über ihr Verschwinden, wie niemand ihr Auskunft gegeben. Sie hätten schon gefürchtet, sie habe sich etwas angetan.

»Viel hat auch nicht gefehlt«, antwortete Marion. »Und eigentlich hab' ich an nichts anderes gedacht, als ich damals ausgerückt bin. Du erinnerst dich ja, einmal am Genfersee war ich schon so weit, und damals wär's doch nur der Ärger über eine dumme Verliebtheit. Ich wußte noch nicht, was mit mir los war. Aber damals, als ich durch das boshafte Luder zum erstenmal das erfuhr mit dem ›bâtard‹, da verstand ich mit einmal alles, verstand, warum mich meine Mutter so herumschob und versteckte, warum mir manchmal ältere Leute, die mehr von mir wußten als ich selbst, so mitleidig über das Haar strichen. An alles erinnerte ich mich, einer alten Dame in Trauer, die mich angesehen und gemurmelt hat: ›Le pauvre enfant‹, und vor allem, ich wußte, warum danach die Familie in Evian den Verkehr mit uns abgebrochen; seitdem nahm mich auch meine Mutter nicht mehr mit und steckte mich zu euch, versteckte mich bei euch. Da-

mals verstand ich, daß mein ganzes Leben verpfuscht war, oder es schien mir so; ich war doch noch ein dummes Kind; aber ich glaub' nicht, daß mir im ganzen Leben noch einmal so hundeelend zumute sein wird wie an dem Abend, da sie mich einsperrten in das Zimmer wie einen räudigen Hund. Etwas wollten sie mit mir anfangen, ich wußte nicht, was, und wollte es nicht wissen. Und frühmorgens machte ich mir mit einem Bettleinen einen Strick, ließ mich zum Fenster herunter und kletterte über den Gartenzaun – ja, da war eine Blechbüchse für die Armen, für die wir sammelten, in dem Zimmer, die brach ich auf, um etwas Geld zu haben für die Bahn; hoffentlich hat's meine Mutter ihnen ersetzt – Diebin oder nicht Diebin, mir war schon alles egal … Du kennst es, nein, du kannst es nicht fassen, was das für mich war, als eine Ausgestoßene, eine Uneheliche zu gelten – du kennst mich ja, wie ich's brauch', daß man mich gern hat … ich ertrag's nicht, daß jemand auf mich herabsieht … Nun, ich kriegte den Zug, eh' die lieben Schwestern mich suchen lassen konnten, war dann in Wien und wußte nicht, wohin mit mir … ich hatte ja Verwandte und Bekannte … aber eher hätt' ich mich vom vierten Stock heruntergestürzt, ehe ich mich noch entschlossen hätte, zu jemandem zu gehen, seit ich einmal wußte, was mit mir los war … ich ging, aber lach mich nicht aus – ins Museum, wer wird mich im Museum suchen, dacht' ich … wahrscheinlich haben sie mich schon in der Donau gesucht … und nachmittags hab' ich was gegessen in einer Konditorei und mich herumgetrieben … dann allmählich bekam ich's mit der Angst, wohin sollte ich am Abend … man kann doch nicht in ein Hotel gehen, ich hätt' mich nicht getraut und müd' … müd' war ich schon … ja, aber da wie ich im Schwarzenberggarten sitz', kommt ein junger Mann vorbei, recht elegant, ein netter Mensch übrigens, geht vorbei, kommt wieder zurück, einmal, zweimal, schließlich spricht er mich an …

na, du kannst dir ja denken, die üblichen Reden, daß man so allein ist … Schließlich hat er recht gehabt, mir war ganz schwach von diesem Alleinsein … wir sind dann zusammen essen gegangen, und dann hat er gefragt, ob ich zu ihm kommen will … ich hab' natürlich gewußt, was er vorhat, so dumm war ich schließlich nicht mehr … aber mir war schon alles einerlei, mein ganzes Leben … der oder ein anderer, dacht' ich mir, hin ist es ohnehin mit deiner Anständigkeit und der sogenannten Ehre, wenn man so ein Auswurf ist … und vielleicht war's sogar noch mehr … es hat mir eine Art … eine Art von bösem Spaß gemacht, meiner Mutter … und mir selbst was anzutun … Übrigens, ich sag dir's ja, er war ein wirklich netter Mensch, ich hab' bei alldem noch Gott zu danken, daß ich auf ihn gestoßen bin … es hätte auch anders ausgehn können.«

Marion lehnte sich zurück und lachte: »Verzeih, Clarissa … vielleicht find'st du mich … na, sagen wir leichtfertig, daß ich lache … Aber die Sache war so komisch … er … er tat mir geradezu leid, wie er nachher merkte, daß ich ganz unerfahren war … die Angst hättest du sehen sollen, die höllische Angst, als ich ihm ganz ahnungslos nachher sagte, daß ich noch nicht siebzehn sei … der arme Kerl war schon ganz verstört, als sei ihm schon die Polizei am Nacken wegen Verführung einer Minderjährigen … ja, verzeih mir, daß ich hab' lachen müssen, aber es war so komisch … als ich so im Zimmer stand im tiefsten Negligee … ich, das unschuldige Opfer hab' dann noch den armen Verführer trösten müssen und ihm versprechen, daß ich nie jemandem was sage … mein Gott, wie die Männer doch dumm sind … er hat mich geradezu mit der Nasen darauf gestoßen, daß ich von ihm hätt' erpressen können, was ich wollte … ›Warum hast du mir es nicht gesagt‹, rief er ganz verzweifelt. ›Du hast mich nicht gefragt. Wieso soll ich wissen …‹ Ich glaub', er hätt' sein

Leben hingegeben, hätt' er es damit ungeschehen machen können, während es mir, die's doch eigentlich mehr anging, wurscht war … ich hab' so wie jetzt lachen müssen … na, schließlich haben wir beide Glück gehabt miteinander … er war wirklich ein netter Mensch und hat glücklicherweise auch Geld gehabt … Los wollte er mich werden, wegen der Angst – er war in einem Ministerium, und jede Affaire hätte ihm den Kragen gebrochen – so hat er nur gesagt, ich soll nach Berlin – weit weg, du verstehst – und dort mich ausbilden lassen, er würde es bezahlen und mich ab und zu besuchen … Nun, wem war's lieber als mir, zu verschwinden … so bin ich nach Berlin und hab' dort auf der Schauspielschule studiert, ein Jahr – einiges muß ich dir davon erzählen – und bin dann, wie seine Angst sich ein bißchen gelegt hat, wieder nach Wien. Viel ist mit meiner Stimm' nicht los, das hast wohl selbst bemerkt, und ein großer Star werd' ich nicht werden … aber vorläufig geht's mir ganz gut, ich hab' einen netten Freund … heiraten hat mich merkwürdigerweise auch schon einer wollen, aber das hat noch Zeit … aber, weißt, wenn ich so zurückdenk', kommt's mir wie ein Wunder vor, daß ich nicht ganz anders abgerutscht bin.«

Clarissa hatte still zugehört: Im Gesicht war Marion zu erkennen. Schließlich fragte sie: »Aber deine Mutter …«

»Hol sie der Teufel«, antwortete Marion böse. »Was schert mich die! Das fehlte noch.«

»Aber Marion«, sagte Clarissa, ehrlich entsetzt.

»Was hab' ich mit ihr zu tun? Was hab' ich mich um sie zu kümmern? Sie hat sich auch nicht gekümmert um mich. Ein paar Bonbons und hier und da eine Reise, um ihr ein Air von Anständigkeit zu geben – in der letzten Zeit hat sie Angst gehabt, sich mit mir sehen zu lassen und mich abgeschoben. Warum hat sie mich angelogen, mit dem Konsul in Bolivien? Du erinnerst dich ja – noch heut' weiß ich nicht, wer mein Vater war. Einmal hätt' ich sie

noch gesprochen und glatt auf den Kopf zu gefragt … und da hat sie was geschwatzt und gestammelt, er sei gestorben, ehe er sie hätte heiraten können … an den Lippen hab' ich gesehen, daß jedes Wort eine Lüge ist. Nein, Clarissa, so was verzeiht man nicht …«

»Aber Marion, sie bleibt doch deine Mutter.«

»Leider … man kann sich's nicht aussuchen … und schließlich: Hat sie sich's überlegt und sich um mich gekümmert? … Sowas wie eine kindliche Achtung bin ich ihr nicht schuldig … was ich so jetzt nachträglich versteh', macht sie nicht sehr verehrungswürdig … diese Onkels meiner Kindheit, wenn ich an sie denke …«

Marion unterbrach sich.

»Weißt du … nenn mich eine Närrin, wenn du willst … manchmal, wenn mir einer von den altern Herren den Hof macht, seh' ich ihn nur an und denk' … das kann vielleicht dein Vater sein … Vielleicht bin ich ihm schon begegnet, vielleicht nicht … vielleicht weiß er von mir, vielleicht kennt sie ihn selber nicht … Nein, meine Liebe, sowas verzeiht sich nicht … ja, das geht nicht zu wie in den Romanen, wo eines Tages ein reicher Edelmann ins Zimmer tritt und sagt, als ob er das Taufbuch hat: Beliebtes Kind, ich habe dich mein Leben lang gesucht‹ … Der könnt' es sein und der … manchmal, wenn man sie im Spiegel sieht, denkt man: Ob mein Vater einem von ihnen ähnlich ist … Ich weiß, es ist dumm, ehelich oder unehelich, aber einen Hieb kriegt man doch mit für sein ganzes Leben … ich bin gewiß keine Heilige geworden, das merkst du ja … aber das, das möcht' ich meinem Kind nicht antun … Um Gotteswillen.«

Sie unterbrach sich erschreckt. »Um Gotteswillen, Clarissa, was hast du …?«

Clarissa hatte mit der Hand an den Tisch gegriffen, um sich zu halten. Plötzlich war ihr blau vor Augen geworden – fast wie damals. Alles schwankte. Aber sie faßte sich

diesmal. »Nichts … nichts … Marion«, stammelte sie. »Es ist nur so gräßlich heiß hier, und … und ich bin übermüdet.«

Sie trank hastig ein Glas leer, das vor ihr stand. Marion hatte sich neben sie gesetzt. »Ja, du mußt dich ausruhen. Du siehst … überhaupt, du siehst so verändert aus … ich hält' dich im ersten Augenblick gar nicht erkannt. Wart … ich begleit' dich hinaus …«

Clarissa stand mühsam auf. Alle sahen ihr nach, wie sie hinauswankte. Eine irre Angst hatte sie ergriffen, jeder würde es jetzt bemerken, jeder würde darüber sprechen. Sie hatte zu lang gezögert, vier Wochen fast. Nun glaubte sie, daß sie verloren sei, verraten sei.

* * *

Sie lag auf dem Bett, hielt die Augen offen, starrte ins Leere und versuchte, sich zu besinnen … »Weg … ich muß weg … jeder muß es schon merken … damals die Ohnmacht, und jetzt diese Schwindligkeit … Marion hat es mir gesagt, daß ich verändert bin … sie auch … ich kann nicht warten, bis es hier tuschelt … ich weiß, wie sie sind, mit ihren dreckigen Gedanken … ich kann mich nicht verstellen, ich muß nach Wien … morgen nach Wien nein, ich muß hier erst mich beurlauben lassen wegen meines Vaters … er schreibt doch jede Woche, und es müßte auffallen, wenn ich so plötzlich davonlaufe … ich muß mindestens noch bis zum Ende des Monats bleiben … oh Gott, noch sieben Tage, und wenn nur einer es merkt, dann wissen es alle … ja, und dem Hofrat muß ich schreiben, gleich morgen schreiben, daß er alles vorbereitet dort bei Salzburg … aber wie soll ich's dem Vater erklären, daß ich nach Salzburg fahre, mitten im Winter nach Salzburg … ich kann doch nicht sagen, daß ich Skilaufen fahre … ich muß sagen, daß ich krank bin … ah,

lügen, immer jetzt lügen müssen jeden Tag, jede Stunde … lügen zu Vater, zu Freunden, zu jedem Menschen … lügen zum eigenen Kind. Ein Glück, daß ich ihr begegnet bin … oh Gott, oh Gott, wie sie von ihrer Mutter sprach … wenn von mir …‹

Ein Schauer schüttelte sie. ›Ich hätte es doch tun sollen … ich hätte es beseitigen sollen … und jetzt ist es zu spät- jetzt tut es kein Arzt mehr … ein Kind ohne Vater … wie Marion gesagt … ich hab' mir's nicht genug ausgedacht … wie auch denken, ein solches Unglück … Ich habe geglaubt wie die andern, der Krieg dauert einen Monat, zwei Monate, Weihnacht ist es zu Ende … und nun schrieb der Vater: ›Wir müssen uns vorbereiten auf ein Jahr oder auf Jahre.‹ Sein Sohn wird geboren sein, und er wird es nicht wissen … er wird ihm seinen Namen nicht geben können … ein Franzose wird das auch später nicht können … ein Kind eines Franzosen haben, eines Feindes im Krieg … Vielleicht ist er schon selbst gefallen … wie Millionen bei der Offensive … er wird seinen Vater nie kennen und … ich darf's ihm nicht, vielleicht auch nie sagen, wer er war … heiraten darf ich Léonard nicht … jetzt nicht … er ist doch nicht geschieden und … mein Vater hat geschrieben … ich hab' es nicht genug ausgedacht … was weiß der alte Mann, ein Narr … er sieht alles überspitzt … Dr. Silberstein hat nur daran gedacht, wie man's zur Welt bringt … aber wie lebt es dann in dieser Welt, daran hat er nicht gedacht … nur an mich hat er gedacht, nur an mich, nicht an das Kind … nicht, was ich ihm auflade. Nein, es ist kein Weg … kein Weg.‹

Grauen überkam sie. Da war für sie kein Ausweg. ›Das beste ist, ich mache Schluß … Jetzt weiß es niemand … Wenn ich sterbe, werden sie es nicht merken … wenn sie es merken, verschweigen sie es … Ich muß es nur unauffällig tun … nicht mich vom Fenster stürzen, wie Marion wollte … das ist zu gräßlich, und dann wissen sie es …

auch nicht ins Wasser … wenn ich eine Infektion bekommen könnte … dann war er glücklich, der alte Mann … gestorben wäre dann auch die Tochter in Ausübung ihrer Pflicht … ein Heldentod … das allein könnte ihn entschädigen, den alten Mann … unauffällig müßte ich mir etwas verschaffen … irgend etwas, das zur Genickstarre führt … es sind genug daran gestorben … aber wie sich's verschaffen … in der Apotheke, aber dort verschließt man es, ich kenn' mich nicht aus … und Dr. Ferleitner, ein braver Dummkopf … er versteht mich nicht … zwar wenn ich sagte, daß ich ein Kind hab' von einem Franzosen, er würde mir's nehmen als patriotische Tat … aber es ist zu spät … und ich will nicht leben ohne sein Kind … Recht hat er, Dr. Silberstein, mein Vater würde es mir nie verzeihen … wir wären beide fort aus seinem Leben … aus dem Leben … ein Grauen wäre ihm diese Welt … vielleicht lebt er schon nicht mehr … Aber wie sich's verschaffen … Gift, Morphium ist in den Kasten … der Provisor gibt es aber nur gegen Vorschrift. Es muß doch gehen, für Geld geht jetzt alles … Brancoric hat sich doch auch Pulver verschafft …‹

Plötzlich stockte ihr Denken. Es war wie ein Stoßen. Brancoric! Er konnte helfen. Er war zu allem fähig. Er kannte die Schliche, die Wege. Von ihm konnte sie es fordern, ja verlangen, wenn auch sie ihm half. Zum Teufel, wenn er ihr nicht hülfe, mit der Menschheit. Er war ihr ergeben … vielleicht konnte er … er hatte doch gesagt, daß er sie heiraten gewollt … einer tat es … einer mochte mit ihm Geschäfte machen … er war schwach, und er konnte sie verstehen … er weiß, was Angst ist, höllische Angst … er wird es ihr verschaffen, diesem Menschen mußte sie ihr Problem vorstellen … dann ging alles durch Geld. Er hatte sie heiraten gewollt. Im Notfall tat er es selbst. Das einzelne wurde ihr immer unklarer. Nur dies wußte sie: Er konnte ihr helfen. Aber ihn heiraten – ein

unerträglicher Gedanke. Sie warf sich zur Seite. In dieser heftigen Bewegung spürte sie das Kind. Doch auch das Verlangen zu leben.

* * *

Die ganze Nacht hatte Clarissa wach gelegen. Als sie sich morgens anzog, wuchs in ihr ein Entschluß. Alles in ihr war hart und alles in ihr gleichgiltig. Sie kannte keine Scham und keine Schande mehr. Sie verspürte eine Härte in sich, wie sie sie seit Monaten nicht mehr gekannt, wie jemand, der zu einem Kampf geht.

Sie trat in das Zimmer von Brancoric. Er war allein. Nur ein Offizier, der nebenan lag, konnte in das Gemeinschaftszimmer sehen. Als sie eintrat, richtete er sich auf: »Endlich! Den ganzen Tag habe ich gestern auf Sie gewartet. Sind Sie mir böse? Was habe ich Ihnen getan … ich habe es doch nicht schlecht gemeint.«

»Lassen Sie das«, sagte sie fest. »Keine Sentimente. Sind sie gesund heute?«

Er sah sie unsicher an … »Sie wissen doch … ich bin müd … warum fragen Sie mich?«

»Ich will wissen, ob Sie klar denken können und ob man klar mit Ihnen sprechen kann.«

Die Angst kam wieder über ihn. Er wurde fahl. Das Zittern begann wieder. »Ist … ist etwas geschehen, sagen Sie's nur«, rief er flehentlich. »Verschweigen Sie mir nichts … um Gotteswillen, sprechen Sie … ich vertrage Unsicherheit nicht … das wühlt dann immer in mir … ich denke mir das Gräßlichste aus … was immer sie mit mir vorhaben … ich will es wissen.«

»Es liegt nichts gegen Sie vor. Die Superarbitrierungskommission kommt am Samstag. Sie wissen es ja.«

»Und … und …«

»Nun, da wird sich eben alles entscheiden.«

Er sah sie leer an. »Wa… was … u… um Hi… Himmelswillen … ist etwas vorgefallen … was … was haben Sie gegen mich … sind Sie gegen mich böse, weil ich …«

»Machen Sie keinen Unsinn«, sagte sie beinahe heftig. »Und irritieren Sie mich nicht mit Ihrer ewigen Angst. Denken Sie nicht immer an sich. Ich ekele mich, wenn Sie sich ständig anklammern. Millionen Menschen stehen im Feld. Millionen kümmern sich um andere und zugleich um sich selbst. Sie denken immer, daß Sie der einzige sind. Versuchen Sie einmal von sich fort zu denken. Es gibt auch andere, Ihnen können Sie einen Dienst erweisen. Ich habe mit Ihnen zu reden, ernst zu reden. Vielleicht … brauche ich etwas von Ihnen … Vielleicht können Sie mir helfen.«

»Das …« – seine Augen strahlten wie erlöst, »das … das wäre herrlich … Sie wissen doch, ich ließe mich doch zerreißen für Sie …«

»Ruhe jetzt«, herrschte sie ihn ärgerlich an. »Keine Sentimentalitäten. Ich will keine Übertreiblichkeit. Es … es ekelt mich. Wie soll ich zu einem Mann … Ich will mit Ihnen klar reden. Es geht um eine Sache – beinahe um ein Geschäft.«

Er sah auf und wartete, gehorsam. Jetzt kam es, wo sie sprechen sollte. Jetzt erst wurde es ihr schwer.

»Hören Sie, Brancoric … ich will Ihnen klar sagen, was ich von Ihnen denke. Obgleich Sie feig sind, war es leichtsinnig von Ihnen … aufstehen und vergessen, wie der drüben … Sie sind ein schwacher Mensch … kein schlechter … Ich habe Sie fast vier Wochen beobachtet … ich halte Sie für einen schwachen Menschen … für einen nicht ganz ehrlichen Menschen … aber ich halte Sie im Grunde für einen guten Menschen … Ich glaube, daß Sie … daß Sie unredlicher Dinge fähig wären, ich weiß, wie leicht Sie lügen können … sogar sich selbst belügen … ich täusche mich keineswegs über Sie … aber ich bin überzeugt, Sie

sind unfähig, etwas Bösartiges, etwas Gemeines zu tun … ich glaube sogar, daß Sie es nicht mißbrauchen würden, wenn man sich Ihnen anvertraute.«

Brancoric wollte die Arme beschwörend heben.

»Nein … keine Phrasen … ich vertrage keine Phrasen. Ich werde Sie etwas fragen. Gerade und klar fragen. Und Sie werden mir ehrlich antworten. Versuchen Sie, ehrlich zu sein.«

Sie zögerte.

»Sie haben mir eine Art Antrag gemacht … haben mir gesagt, daß Sie mich heiraten wollen – gleich, ob mich das dumm oder stolz macht. Ich weiß, was man so alles tut. Aber ich denke natürlich nicht daran. Vielleicht reden Sie sich das ein – Sie haben ja eine hysterische Angst –, daß Sie mich lieben, und nur ein Zehntel der Worte ist wahr. Ich glaube, gegen Sie gut und anständig gehandelt zu haben – besser, als es meine Pflicht gewesen wäre. Es geschah, weil mir aus einer Wurzel Angst wurde, Sie könnten von einem Turm herabspringen oder das Spital anzünden. Es ist möglich, daß Sie im Augenblick Dankbarkeit für mich empfinden. Aber halten Sie mich nicht für naiv, ich weiß genau, was Sie zu Ihrem sonderbaren Antrag bewegt. Sie hoffen, daß, wenn Ärzte mich hören, sie mich kollegial behandeln, daß sie mir wohl wollen. Sie denken, daß, wenn eine Notehe anginge, dies den Anschein erweckte, ich täte es aus Mitleid. Nein, ich überschätze Ihre Bereitschaft nicht. Sie würden alles tun, zweifellos würden Sie alles tun, um sich zu superarbitrieren. Sie hätten Ihr Ziel dann erreicht. Nein – protestieren Sie nicht. Ich weiß, daß Sie so denken im Innersten. Die Angst in Ihnen hat sich das ausgedacht, gut ausgedacht. Ein Angsttraum. Ich war ungehalten im ersten Augenblick. Es war so plump. Jetzt verstehe ich es besser. Ich habe es mir in Ruhe überlegt. Ich danke Ihnen. In einer anderen Weise könnten Sie mir helfen, die aber nicht für Sie in Be-

tracht kommt. Aus Interesse nicht. Es wäre ja aber möglich, daß ich meinerseits ein Interesse daran hätte. Ich sage ein Interesse. Gestern war ich etwas verblüfft – alles auf Erden hätte ich erwartet, jedoch daß Sie Heiratsgedanken haben … lügen Sie. Nicht, daß es mich beleidigt hat. Aber nicht in Betracht kommt diese Art, mich zu retten, obwohl ich innerlich weiß, daß Sie nicht krank sind.«

Brancoric konnte sich nicht halten. »Sie würden …«

»Ruhe! Keine Erregung. Keine Sentimente. Sie haben die Idee, mich zu heiraten. Aber Sie wissen selbst, daß das unmöglich ist. Ich möchte einen etwas anderen Dienst. Ehe ist für mich unmöglich … es gibt ein Hindernis … Es wäre Ihnen ein Opfer wert? Ich habe mit Ihnen zu sprechen. Was die Heirat betrifft, so fürchte ich …«

»Je rascher, desto lieber. Unsere Interessen decken sich.«

»Warten Sie, habe ich gesagt. Wir müssen erst überlegen ob … ob Ihrem Plan nicht ein Hindernis gegenübersteht, das Ihre Bereitschaft, Ihre Ansicht und Ihre Werbung nicht merklich verändern wird …«

»Nichts … nichts.« Er war nicht zu halten.

»Hören Sie, Gottfried Brancoric! – Ich erwarte ein Kind.«

Brancoric starrte sie mit aufgerissenen Augen an. Er lallte. »Sie!! N… n… nein … das ist unmöglich.«

Sie schwieg und bückte ihn ruhig an, ruhig auf ihn.

»Unmöglich … Sie!!!«

»Ja, ich!«

Er starrte sie einen Augenblick an. Er mußte sich besinnen und sprach dann mit der natürlichsten Stimme rasch und leicht.

»Ja, aber … und … das macht doch nichts aus … gar nichts aus … wir denken bei uns … nicht so läppisch … Vater, Kinder … alle haben schon zusammen gespielt …

ich … ich habe Kinder immer gerne gehabt … warum soll … ich werde gerade Ihr Kind gerne haben … das macht gar nichts aus …«

Nun war es an Clarissa, ihn anzustarren. Sie hatte erwartet, es würde sie erledigen und sie müßte von dem andern sprechen. Als er ihr Zögern bemerkte, war es eine geradezu begeisterte Weise, in der er sagte: »Gar nichts … im Gegenteil … ich habe mich so geschämt vor Ihnen … jetzt kann ich es erst recht zeigen … wie dankbar ich bin … so niedrig habe ich mich gefühlt … ich … fühle … ich glaube, ich habe Sie noch lieber jetzt.«

Unwahrscheinlich war Clarissa diese Bedenkenlosigkeit.

»Brancoric, kann ich denn mit Ihnen nicht klar reden … Sie würden dem Kind … doch nicht ernstlich … Ihren Namen geben – einem Kind, das nicht das Ihre ist und dessen Vater Sie nicht kennen, einem fremden Kind? Ihren Namen?«

»Se… selbstverständlich … wenn Sie es erlauben.«

Sie starrte ihn an. »Sie sind … Sie sind der sonderbarste Mensch, der mir begegnet ist … Sie sind innerlich voll Dank und leichtsinnig, so daß man sich durchaus vorstellen kann … es würde Ihnen gar nichts ausmachen, Ihnen, einem Mann. Nur … nur weil Sie hoffen, daß Sie damit auskommen, fassen Sie diesen Entschluß. Es würde Sie nicht stören und nicht beschämen? Es würde Sie nicht stören, daß man es für das Ihre hält?«

»N… nein … bei Ihnen stört mich nichts … ich verehre Sie so … Es soll leben! Das Kind soll leben! Es soll meinen Namen tragen.«

Clarissa unterbrach ihn heftig. »Keine Phrasen … ich bitte Sie, keine Phrasen … mir ist nicht danach zumute … es ist eine Sache, die um Tod und Leben geht … ich ertrage das nicht … ich kann die leichtfertige Art nicht vertragen … Sie haben ein Mitleid mit mir gehabt, kein Ge-

fühl für mich … Sie sagen, daß es Ihnen nichts ausmacht, daß ich … daß ich an einen andern Mann … gebunden bin. Aber mir macht es etwas aus, wenn ich … wenn ich aufrichtig bin … mit Betrug, um meinem Kind einen Namen zu retten, heiraten würde … jemanden andern als seinen Vater … das könnte nur eine Scheinehe sein … eine Ehe, die Ihnen keine Rechte gibt … und eine Ehe, die wir nachdem einverständlich lösen … eine Ehe, bei der ich nur an dieses Kind denke, und nicht an Sie und nicht an mich … Sie wollen mich nicht verstehen. Ihnen geht es um eine Formsache. Sie wollen mich heiraten, weil das für Sie einen Vorteil hat; ich habe dann einen von Ihnen. Für Sie ist es eine rein formale Sache. Ich aber will einen Vater für das Kind, einen Namen. Ich habe nie daran gedacht, daß er simuliert … wie Sie Ihren Nervenzusammenbruch … es wäre … es würde eine simulierte Ehe sein, so … so wie Ihre Krankheit, und das will ich Ihnen nicht zumuten.«

Brancoric sah sie an. »Warum nicht … natürlich … es ist … ich hatte … ich hatte es anders gemeint … Ich hätte nie einen Menschen zu bitten gewagt, aber Ihnen habe ich einen Antrag gemacht. Aber wenn ich Ihnen … wenn ich Ihnen wirklich damit helfen kann … Ihnen … und Ihrem Kind einen Namen zu geben, so wird es mir doch eine Ehre sein … Sie haben mir doch das Leben gerettet … ja, Sie haben mir das Leben gerettet, das wissen Sie selbst … ohne Sie wäre ich hier zugrundegegangen vor Verzweiflung … sehen Sie das Pulver da, von dem Sie nicht wußten, was es war … das war für den Fall, daß sie mich wieder an die Front schicken, und … wenn ich von hier wegkomme, so danke ich's doch nur Ihnen … wenn Sie nicht mit den Schuften gesprochen hätten, hätten sie mich längst weggeschickt … und … und ich war schon am Ende meiner Kraft.«

Clarissa sah ihn an. Ein neues Leben … Es war undenkbar. Es war zu unbegreiflich. Zu rasch wollte er das tun –

und warum? Aus Dankbarkeit, aus Selbsterhaltung, aus Schwäche, aus Feigheit, aus Güte, aus Übereiltheit? Steckte nicht etwas dahinter? – Genug. Einen Vater hatte sie dem Kind zu geben. Sie hatte ihrem Vater die Schande zu ersparen. Sie wußte, daß sie sich jetzt nicht besinnen konnte. Ein Entschluß war aber zu fassen. Das ging nicht so in zehn Minuten. Sie stand auf.

»Hören Sie … ich … ich bin so überrascht … ich kann jetzt nicht klar denken … Und Sie können es ebensowenig. Strecken Sie sich aus! Überlegen Sie doch: Sie heiraten eine Frau mit einem Kind, dessen Namen Sie nicht kennen, eine Frau … die … die Ihnen vielleicht dankbar sein wird, aber … aber nie Ihre Frau sein wird … und Sie wollen das tun … aus Gefälligkeit … nur … nur, um mir zu helfen … ja, ich weiß, auch um sich zu helfen … Aber ich … ich kann es nicht erlauben, daß Sie derart sich entschließen … ich kann es nicht annehmen … etwas … etwas ist darin, das mich ergreift, aber ich kann es nicht annehmen … das ist kein Entschluß, den man aus einem Impuls fassen darf … jetzt in Ihrer Angst, vielleicht auch in Ihrer Begeisterung kommen Sie zu diesem Entschluß … nein, sagen Sie nichts, kein Wort, kein einziges Wort! Ich verlasse Sie jetzt. In einer Stunde komme ich wieder. Überlegen Sie … ich will es auch überdenken … es ist mir so unvermutet gekommen, wie Ihnen meine Mitteilung … was ich von Ihnen wollte, war etwas ganz anderes … Nein … kein Wort. In einer Stunde bin ich wieder da, dann versuchen wir, wie weit wir … einer dem andern, helfen können.«

* * *

Nach einer Stunde trat Clarissa wieder in das Zimmer. Sie war ruhig gesessen und hatte nachgedacht über das ihr Unwahrscheinliche. Sie hatte schon gehört von solchen

Ehen: Aber sie waren ihr unvorstellbar erschienen. Jetzt war es ihr leichter. Sie redete sich ein, vor ihrem Vater habe sie nichts zu fürchten. Sie brauchte nur einmal zu lügen, nicht hundertmal. Sie dachte an Léonard, von ihm war so etwas nicht zu denken. Nur das Menschliche galt ihm. Ja, Staat und Papiere und Dokumente und Namen sind Nichtigkeiten. Nichts anderes ist richtig, als das Menschliche zu rechtfertigen, da Staat und Phantom identische Begriffe sind, statt der realen. ›Selbst die Menschheit fassen sie nicht ganz, denn Menschheit bedeutet alle Menschen – wenn du selbst nicht mit dem Willen dabei bist, existierst du nicht mehr.‹ Sie würde einen anderen Namen tragen, ein paar Blätter unterzeichnen. Sie schädigte damit doch niemanden, so wie sie unschuldig als Delegierte gesprochen hatte, ohne es wirklich gewesen zu sein. Ob sie ihn damit verriet? Ob er es verstehen, es billigen würde? Es war für ein Jahr. Für zwei Jahre, für drei Jahre. Es schützte sie. Es schützte ihr Kind. Ob sie es ihm je sagen würde? Wenn er tot war, gab dies seinem Kinde Schutz vor Unglück. Falls sie sich bewahrte. Sie hatte gelernt, was Verordnungen sind, was Staat bedeutet. Sie war ein freier Mensch geworden.

Als sie zurücktrat in das Zimmer, setzte sie sich zu Brancoric. »Nun, wie haben Sie entschieden?«

Er sah ernster aus. Das machte sie heiter. Wenigstens etwas. »Ich hatte mich nicht zu entscheiden. Ich brauchte über nichts nachzudenken. Ich habe mich nur gefreut. Ich tue, was Sie vorschlagen. Ich weiß, was Sie tun, tun Sie zu meinem Guten. Ich gehe darauf ein. Ich bin glücklich, wenn dieses Stück Mensch es ist. Sonst glaube ich, krepiere ich. Ich bin hierhergekommen, um zu kämpfen. Ich bin dabei eingebrochen. Stört ein Mensch, so kann er zu nichts wert sein. Wenn ich nur noch jemand nützlich sein kann und vor allem Ihnen. Ich habe mich nie so wohl gefühlt, seit sie mich herschleppten. Ihnen … Ihrem Kind

will ich den Namen borgen … so wie man im Feld ein Stück Brot gibt … aber warum sehen Sie mich so an?«

Clarissa lächelte schwach. »Den Menschen muß ich doch ansehen … der … der vor der Welt seinen Namen meinem Kinde gibt … dessen Namen ich führen soll. Aber hören Sie zu – vielleicht muß ich Ihnen zum letztenmal ›Sie‹ vor den Menschen sagen – ich habe nachgedacht. Es kam so unerwartet, daß ich erst überlegen mußte. Sie haben angenommen, was ich sagte. Ich habe nachgedacht … ich möchte nicht, daß Ihnen jemals eine Unannehmlichkeit, eine Schwierigkeit erwächst … ich will alles auf mich nehmen, um … daß es nur eine Scheinehe ist … sie soll nie Ihre Freiheit hindern. Hören Sie. Ich würde mich … vor … gerichtlich soll festgelegt sein, bei einem Anwalt, bei einem Notar, daß ich niemals gegen Sie irgendwelche Ansprüche stellen werde … nie für mich, nie für das Kind … nicht während unserer … unserer sogenannten Ehe, nicht nach ihrer Lösung. Das ist mir das erste. Das ist mir das Wichtigste. Sie dürfen sich nicht belastet fühlen. Sie sollen keine Verpflichtung haben, wenn Sie nur vor meinem Vater die Ehre retten, dem Kind einen Namen geben, so haben Sie genug getan.

Und nun das zweite. Ich habe von meiner Mutter her ein kleines Vermögen – das ist die Hälfte von dem, was sie meinem Vater zubrachte – durch Zinsen ist es etwa auf 36 000 Kronen gewachsen. Das werde ich auf Sie überschreiben« – er machte eine Bewegung – »nein, das ist meine Bedingung. Sie haben gesagt, daß Sie ein Kapital zu einer Existenz brauchen, und da ich Ihnen kein Heim gebe und keine Ehe, will ich, daß Sie keine Sorgen haben. Um mich bekümmern Sie sich nicht, mir fällt durch den Tod meines Bruders die andere Hälfte zu, außerdem habe ich meine gutbezahlte Stellung und bin die Tochter meines Vaters. Auch nach der Scheidung, die wir im gegebenen, doch einvernehmlichen Augenblick einleiten wollen, um

Ihnen Ihre Freiheit wiederzugeben, bleibt Ihnen selbstverständlich dieser Betrag … Nein, protestieren Sie nicht. Es ist für mich Bedingung. Ich will, daß Sie sich frei fühlen und daß Sie selber sich mit der Zeit noch freier fühlen. Sie können immer zu mir kommen. Dann denken Sie daran, daß derjenige mir nie fremd sein kann, der meinem Kind seinen Namen gegeben.«

»Ich tue alles, was Sie wollen.«

Sie besprachen noch Einzelheiten. Als sie aus der Tür trat, überkam sie eine leichte Schwindligkeit. Sie empfand alles zugleich: Unbehagen, Grauen, Leichtigkeit … Sonne. Sie lebte und sie durfte es, und auch ihr Kind durfte leben.

* * *

Die Überraschung im Spital war eine ungemeine, als Clarissa mitteilte, daß sie eine Kriegsnottrauung vornehmen lasse. Sie habe gesehen, erklärte sie dem Arzt, wie zerstört dieser junge Mensch sei, vielleicht könne sie ihn durch häusliche Pflege retten. Sie wunderten sich, dachten an das abweisende ernste Benehmen, aber sie wunderten sich nicht viel; das Sonderbarste in jenen Tagen waren die Verbindungen, die der Krieg erzeugte, die merkwürdigsten Verschränkungen des Gefühls: für Einbeinige, für Blinde. In den Frauen nahm das Mitleid die Gewalt des Ehrgeizes an, wurde es zur Manie der Aufopferungen. Und Heirat beschleunigte alles zusammen. Bei der Superarbitrierungskommission war eigentlich alles erledigt, ehe die Untersuchung begann: Dr. Ferleitner, der Stabsarzt, sah sie als aussichtslos an. Brancoric wurde die Kriegstauglichkeit abgesprochen und seine Entlassung bescheinigt.

Eine leise Sorge hatte Clarissa noch ihr Vater bereitet. Umständlich schrieb er in seiner steifen Schrift, er sei stolz, daß seine Tochter »einem jener Helden die Hand

reiche, die auf dem Felde der Ehre ihre Gesundheit verloren«. Sie errötete. Während sie sonst alle seine Briefe sorgfältig bewahrte, war dies der erste, den sie zerriß.

Bei der Zeremonie selbst assistierte eine Pflegerin und Dr. Ferleitner. Ein ein bißchen scheuer Priester nahm sie vor. Noch war in ihr die Scham der Frommheit. Als würde sie Gott betrügen. Sie allein. Aber sie mußte alles auf eine Sache stellen, das ganze Leben auf das Kind konzentrieren.

1915–1918

Von den nächsten drei Jahren ihres Lebens, 1915 bis 1918, behielt Clarissa kaum mehr Erinnerung zurück als an ihr Kind. Es wurde 1915 geboren und Léonard Leopold Brancoric getauft. Um sie ging die Welt weiter, der Krieg mit seinen Fährlichkeiten. Das war der Tod. Hier bewahrte sie ein Leben: Sie hatte ja nur eines, das Kind. Unabhängig von dem, was militärisch vorging; darin war es ein gutes Jahr, aber es starben viele Menschen. Um zu vermeiden, daß ihrem Vater offenbar wurde, daß ihre Trauung nur eine Scheintrauung gewesen, nahm sie keine eigene Wohnung, sondern zog in Brancorics Wohnung, in einem Gartenhaus, das ebenerdig war.

Nachmittags nahm sie den Dienst bei Hofrat Silberstein wieder auf, vormittags besorgte sie die Hauswirtschaft, eine alte Dienerin betreute das Kind. Manchmal machte ihr der Vater Sorgen; er arbeitete noch mehr, wurde immer einsilbiger. Er hatte eine Verbissenheit in die Kriegsereignisse. Die wenigen Male, die er mit Clarissa sprach, zeigten ihr, wie verbohrt er war in seinem Gedanken, der falschen Sache zu dienen. Ein Haß gegen

Deutschland hatte sich bei ihm eingefressen. Österreich hätte sich von Anfang an auf Rußland werfen sollen; es war falsch gewesen, daß man seine Vorschläge verworfen hatte. Es war die Arbeit seines Lebens gewesen. Es waren die Enttäuschten, zu denen er zählte. Er gab auch Hofrat Silberstein Schuld. Um sie war eine Schicht Menschen, die mit den Ereignissen der Zeit lebten. Sie aber hatte ihr Kind, und damit waren für sie vor allem die kleinen Geschehnisse wichtig.

Hofrat Silberstein schien älter geworden. Nie mehr hatte er mit ihr über das Kind gesprochen, nie sie gefragt: Was war es? Eine Sie oder ein Er? Clarissa schämte sich, so glücklich zu sein. Vormittags über war Clarissa allein in der Wohnung, allein mit dem Kind und den Gedanken an Léonard. Wenn sie auf der Straße Kriegswitwen in Trauer sah, zitterte sie.

Ein Jahr verging. Es war das Merkwürdige, daß Clarissa langsam vergaß, keine eigene Wohnung zu haben. Brancoric hatte sein Wort gehalten. Das war ein Teil ihres Glücks. Er war sofort nach seiner Superarbitrieruhg verschwunden, hatte gleich seine Pläne entwickelt – »Serbisch, bulgarisch« –, war weit vom Schuß und befaßte sich, soviel sie verstand, mit Lieferungsgeschäften, z. B. mit Pflaumen; er packte alles an. Er hatte zwei Dekorationen – die konnte man »fangen wie die Hasen«. Bald schickte er von da und von dort Nachrichten; er liebte es, keinen festen Wohnort zu haben – sie wußte nicht, wohin sie ihm schreiben konnte – »es ist besser, in einer solchen Zeit im Schatten zu bleiben, nicht angekündigt zu sein«, erklärte er ihr einmal.

Brancoric hatte seine Pläne entwickelt. Er wollte nicht in Wien bleiben, er wollte verschwinden. Vorher aber wollte er sich ihrem Vater vorstellen. Clarissa spürte darüber Unbehagen, aber es war schließlich nicht zu vermeiden. Danach zöge es ihn nach Bulgarien, nach der Türkei

oder nach Holland. Die slawischen Sprachen lägen ihm aber vor allem. Auf keinen Fall wolle er in der Nähe eines Krieges bleiben.

Es dauerte ein Jahr, ehe er zum erstenmal wieder auftauchte und sich dann seinem Schwiegervater tatsächlich vorstellte. Clarissa erschrak beinahe. Einmal läutete es, sie machte auf. Ein junger Mann stand da, elegant, beinahe stutzerisch angezogen – sie wollte fragen, wer er sei; sie erkannte ihn nicht. Aus dem fahlen, heruntergehungerten Gespenst war ein bräunlich gebrannter Mann geworden. Hübsch war er, mit seinem kindlichen Mund. Locker und leicht sagte er: »Hallo, wie geht's dir? Ich wollte doch nicht in Wien sein, ohne dir guten Tag zu sagen.« Er lachte ihr gutmütig in die Augen, ihr zitterten die Knie. Das war ihr Mann nach Gesetz und Recht. »Du erlaubst doch. Ich stör' dich doch nicht?« Sie konnte es noch immer nicht fassen. Sie dachte: ›Was will er? Was fordert er?‹ Die Angst hatte seinerzeit wie eine graue Larve über ihm gelegen. Jetzt wußte er gutmütig und leicht zu erzählen. »In Bulgarien bin ich gewesen, in der Türkei und in Deutschland, in Holland – weißt du, als österreichischer Militär geht's mir nicht wohl.« Aber er habe doch eine Kriegsdekoration. »Ach, sowas Bulgarisches. Das braucht man, sonst halten sie einen für einen Tachinierer. Ich hab' ihnen Gummireifen aus Holland verschafft.« – Und von den Lieferungen, die der Krieg mit sich bringe, sei nicht zu existieren, es sei nichts als ein Geschäft. Er plauderte gutmütig weiter. »Ach was. Ich mache so dies und das. Ich hab' keinen Halt, bin immer auf Eisenbahnzügen. Mich langweilt eigentlich alles, je mehr mich's herumtreibt, wie nach Smyrna; was ich mache, mache ich nicht lange. Mir ist's nicht um das Geld, ich spiel mich halt. Und außerdem kracht ja so alles zusammen, Nachrichtendienst hin oder her.« Sie tröstete ihn, daß er gut aussehe. Ja, er lebe im Schlaraffenland. Das täten nicht alle. »Wie nett wohnst du

da?« Er lachte. »Tja, unter falschem Namen. Den hab' ich mir selber gesucht. Aber nett wohnst *du* da. Fürchte dich nicht, ich bleibe nicht lang. Das ganze Grauen der Zeit erlaubte es mir ja aber nicht eher, dich zu besuchen. Es war schon komisch, beim Hausmeister nach mir selber zu fragen.«

Die Begegnung mit ihrem Vater war sonderbar. Brancoric hatte sich offenbar wieder kränker gemacht. Clarissa erschrak, wie geschickt er war; sie hatte den Verdacht, er habe sich durch irgendein Mittel eine kleine Gelbsucht beigelegt. Weil es den Vater interessierte, erklärte er, er wolle dienen. Diese Versatilität! Noch mehr erschrak sie, als ihr Vater darauf einging. Das leichte Lügen fiel ihm nicht auf. Clarissa schämte sich seiner, und sie schämte sich ihres Vaters. Er war ja kein Mensch mehr, er war verstört und dachte nur noch im Problemkreis des Militärs. Aber Brancoric verschwand schon. Es sei ein Opfer, sich von seiner Frau zu trennen, ohne daß er es wollte. Aber man habe ihn bestellt, ins Kriegsministerium. Was dann dort weiter geschah – schade, daß man es nicht vorher erfuhr. »Sie sind ein kluger Mensch.« Nun ja, er verstände etwas von Rohstoffen. Damit nahm er Abschied von ihrem Vater. Plötzlich war er wieder ein anderer Mensch geworden. Leicht, wie vom Wind getrieben. Clarissa sah ihn an. Er trug einen Ring und eine Krawattennadel.

Von ihrer Ehe tat er keine Erwähnung. Aber er fragte sie, ob sie ins Theater mit ihm gehen wolle? – Erst als er Abschied von ihr nahm, fiel ihm ein: »Richtig – das Kind. Eigentlich solltest du mir doch dein Kind zeigen.« Sie führte ihn hinein. Er lachte es an. »Komisch so ein Kind. Nun – wenn du nur glücklich damit bist.« Er war heiter. In ihr stieg eine Angst auf, er könnte etwas von ihr wollen, etwas fordern. Es war eine geheime Angst. Als er bei der Tür stand, sagte er: »Noch eines – weißt, ich hab' keine

rechte Adresse. Wie das so ist, wenn man kein Zuhause hat. Du erlaubst doch, daß mir hie und da hierher geschrieben wird oder daß ich etwas abholen lassen kann.« »Selbstverständlich«, sagte sie fast kindlich, aber ihr blieb ein Unbehagen. »Und wenn d' was brauchst in der Zeit, Schokolade oder Kaffee, aber keine Kondensmilch, denn die bulgarische ist grauenhaft, schick' ich's dir von draußen durch eine Gesandtschaft. Du weißt doch, es freut mich, wenn ich dir eine Gefälligkeit erweisen kann. Wo wär' ich ohne dich!«

Clarissa fühlte sich wunderbar entlastet, wie er gegangen war, ohne etwas zu fordern. Er wollte nichts. Doch er kam noch einmal zu ihr heraus, am nächsten Tag. »Es ist richtig, daß ich dich noch etwas bitten wollt', mit dem österreichischen Geld, du legst es am besten stad an«, sagte er und ging. Nie hätte sie zu hoffen gewagt, daß alles sich so leicht, so reibungslos fügen würde. Sie hatte immer eine geheime Angst, sie hätte den eigentlichen Preis nicht oder noch nicht bezahlt. Aber sie sah seine leichte Art, wie er es nahm, als ob er daran vergessen hätte; sie empfand wirkliche Dankbarkeit für ihn, als er fort war. Das Leben gehörte ihrem Kind.

So ging ein halbes Jahr vorüber. Eines Morgens pochte es an ihre Tür, ziemlich hart. Draußen stand ein Mann; er war etwas bäurisch angezogen, Schweiß lief ihm von der Stirn; er stand da mit einem Schiebkarren. Er hatte breite Schultern, ein Auge war leer, das gab ihm ein unangenehmes Aussehen; er nahm die Mütze ab und sagte mit einer kameradschaftlichen Selbstverständlichkeit: »Ich bin der Huber. Sie werden schon von mir g'hört haben.« Clarissa erklärte ihm etwas beunruhigt, das müsse ein Irrtum sein. Aber der breite Mann lachte, wischte sich mit einem ka-

rierten Schnupftuch den Schweiß ab. »No, dann hat er's halt nicht schreiben wollen. I bin der Huber und komm von Ihrem Mann. Er laßt Sie bitten, daß Sie die drei Kisten – verflucht schwer sind s' – bei Ihnen unterstellen sollen, bis ich sie abholen tu. Wo soll ichs' unterstellen?« Clarissa antwortete kaum, sie war etwas verstört. »Was für Kisten sind das?« »Na, eben Kisten von der Dampfschiffahrtsgesellschaft, und leicht sind sie auch nicht; eh' mir der Bukkel kracht, hab' ich sie abgesetzt, und das in aller Gottsfrüh, die Leut' sind heutzutag' auf so viel neugierig. Wo werden mer s' unterbringen?« Clarissa war noch immer befangen, sie sah sich um. »Vielleicht dort im Gartenhaus-Schuppen, früher war immer Kohle darin, aber jetzt ist er leer.« Huber zog ein schiefes Gesicht und pfiff leise. »Kommen da nicht auch andre Leut' hin? Na – schau'n mer's uns an!« Er lachte. Irgend etwas Unverständliches war in seinem Lachen, das Clarissa verstörte. »Aber ich muß doch wissen …« begann sie. »Besser man weiß heutzutag' so wenig als möglich. Sie sind jetzt scharf, die Herrn von der Wirtschaftspolizei. Na, und keine Angst, Ihr Mann weiß, daß er sich auf den Huber verlassen kann, der liefert prompt und der zahlt prompt, wir haben schon mehr Geschäfte zusammen gemacht, wird net das letzte sein. Na, gehn wir hinüber, gehen S' mit, es fallt weniger auf; die Leut brauchen die Kisten nicht zu sehn, lang kann ich sie nicht herumstehn' lassen!« Clarissa wollte etwas sagen, aber die Zunge war ihr gelähmt. Sie empfand Unbehagen. Aber sie wagte es nicht, es zu einer Auseinandersetzung kommen zu lassen, und ging mit hinüber. Huber untersuchte den Schuppen, das Vorhängeschloß, den Schlüssel. »Ja, der ist gut. Da sieht keiner was. Und ein bissel Fetzen tu' ich drüber, oder ich schaufel halt an bissel Sand drüber.« Clarissa war erschrocken. »Und wie lang' … wie lang' sollen die da stehen bleiben?« »Ach, nicht lang'. Sorgen S' Ihnen nicht! Vierzehn Tag'. Ich komm'

jetzt jeden Tag und hol' immer einen Rucksack voll; Sie geben mir den Schlüssel. Heut trägt jeder einen Rucksack, das fällt nicht auf und bei mir schon gar nicht. Bei mir passiert nie etwas. Auf den Huber können S' Ihnen verlassen und auf Ihren Mann auch, der versteht sein Geschäft.« Er sagte das, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. »Wenn jemand zwischendurch kommt, während ich umlad', dann plauschen S' ein bisserl mit ihm, daß er nicht zu fragen anfängt.« Er zwinkerte ihr mit dem einen Auge zu. Sie stand beim Hause. Sie hätte aufschreien mögen. Sie überlegte, was nun zu tun sei. Es handelte sich sicher um irgendeine geschmuggelte Ware. Es brachte ihr Unehre. Die Rechtlichkeit wurde verletzt. Huber verstaute die Kisten. Bieder legte er immer ein Tuch über jede. Er spuckte in die Hände und trug sie hinüber. Als er fertig war, als er alle hinüber getragen hatte, war er stolz. »Gottseidank, daß mer die weg haben … das ist immer vom Dampfschiffahrthafen das ärgste Stück. Den haben wir geschmiert, den Zollwart. Das andere ist dann ein Kinderspiel. Von Tall aus kann man sie herausbringen. Was immer man im Rucksack hat, da kümmert sich kein Teufel. Man sagt halt, man kommt von der Front. Morgen komm' ich, und wenn S' hinlegen möchten einen Schraubenzieher und ein Eisen, damit ich die Kisten aufmach', dann stör' ich Ihnen gar nicht, gnä' Frau. Wir verrechnen zum Schluß. Ich muß erst sehen, was alles stimmt.« Er sah sie an. »Und wenn S' sonst was brauchen täten, Milch oder frische Eier oder Konserven, der Huber verschafft alles – natürlich nur für verläßliche Leut', die einen nicht verzünden. Bei Ihnen könnt' ich sicher sein, das weiß ich.«

Er lüftete seinen Hut. Er roch etwas nach Bier, ihm wankten die Füße. Irgendwie mißfielen ihr die Geschäfte, aber was sollte sie tun? Es war eine Selbstverständlichkeit, mit der er über sie verfügte. Sie wußte nicht, was hier los

war. Sie hatte sich mit einer Art Menschen gemengt, die sie eigentlich verachtete. Die Geschäfte, das bedeutete irgend etwas, das Brancoric von der Front oder aus dem Ausland heranschob, irgend etwas, das verboten war. Er tat es mit Komplizen. Grauen überkam sie über seine leichte und verwegene Art. Was sollte sie tun? Aber sie konnte nichts tun. Sie war gefangen durch den Namen, den sie trug.

Die nächsten zwölf Tage waren Tage des Grauens für Clarissa. Es war das erste Mal, daß sie verstrickt war seit sie seinen, Brancorics Namen trug. Sie hörte auf den Schritt von Huber. Sie sah ihn vom Fenster aus. Wo hatte er den Schlüssel, den sie ihm gegeben, wenn er den Tag über kam? Denn er läutete. Sie erschrak. Es könnte auch die Polizei bei ihm sein. Sonst kam er noch im Dunkel. Sie konnte sich nicht halten. Sie sah nach. Es waren Zigaretten, echte türkische Zigaretten, die er brachte. Die Kriegsverdiener kauften vor allem ausländische Importe, für die sie den hundertfachen Preis zahlten. Die Polizei konnte jeden Augenblick kommen und sie verhaften. Jeden Tag stand jetzt in den Zeitungen etwas von Verhaftungen, von Schleichhändlern und Schmugglern. Einmal begegnete sie Huber unterwegs. Da war sie entschlossen, ihm zu sagen, daß sie all dies nicht wollte. »So, jetzt bin ich fertig. Die Kisten hacken S' zu Holz, es braucht niemand nichts zu sehn. Und jetzt wer'n mer abrechnen, net wahr? Ich hab' mit Ihrem Mann verabredet, fünfzig zu fünfzig – wir teilen den Profit, und auf den Huber kann man sich verlassen. Die Rechnung leg' ich ihm schon – wissen S', es tut nicht gut, sowas stempelt man net gern, man weiß ja nie in den Zeiten, was die einem auf die Kappen schaun … ja, die Belege unter der Hand, meine Kunden wollen auch keine … also auf ihn kommen neuntausendachthundert Kro-

nen, Sie wissen schon, wo Sie's einlegen sollen, hat er mir gesagt – da, bitt' schön.« Er zog aus seinem Rock eine angefettete schmutzige Brieftasche und zählte ihr, die Banknoten nach bäurischer Art mit dem Finger anfeuchtend, die Noten hin.

»So und jetzt geben S' mir eine Bestätigung – ›Vom Alois Huber 98 erhalten‹, die Tausender lassen wir lieber weg. Denn wenn er etwa zwölf Enten, in Wirklichkeit sind es Zwölftausend, bekommt, bestätigter, zwölf Stück erhalten zu haben. Sie brauchend net mit vollem Namen unterzeichnen. Schreiben S' halt bloß ihren Taufnamen hin. Seh'n tut's niemand. Es ist nur für Ihren Mann.« Clarissa fühlte ihre Hände zittern. Aber ihr Verlangen, den Einäugigen mit seiner falschen Biederkeit fort zu haben, war übermächtig. Sie unterschrieb. Er steckte die Bestätigung umständlich ein. »Wenn S' anlegen wollen, der Huber gibt Ihnen fünfzehn Prozent; das Geld wird nie mehr wert. Und wenn S' was brauchen, schreiben S' nur ein Karterl. Der Huber verschafft Ihnen alles.«

Sie atmete auf. Erst wie er die Türe hinter sich geschlossen, empfand Clarissa, wohin sie geraten war. Allein der hohe Betrag! Mit Grauen erkannte sie, daß es ein unrechtmäßiges Geschäft war. Ihr Mann, dem ihr Vater im Vertrauen eine Empfehlung gegeben, trieb mit solchem verdächtigen Gesellen schmutzige Geschäfte, und nun war sie selbst darin verstrickt, sie, die seinen Namen trug. Es war ihr grauenhaft, die Noten anzurühren, aber sie war ungeduldig, sie fortzubekommen; dort in der Bank zahlte sie es auf seinen Namen ein. Jeden Tag schaute sie in der Zeitung nach, jeden Tag atmete sie auf, wenn der Name Alois Hubers und der ihres Gatten nicht darin stand. Sie schrieb Brancoric einen Brief, sie bitte ihn zu veranlassen, daß Alois sie nicht mehr besucht, er habe ihr gar nicht gefallen, sie wünsche nichts mehr damit zu tun zu haben. Als Antwort kam eine Karte mit heiterm Geschwätz und

dem Vorschlag, das Geld dem Huber zu schicken; dann hörte sie einige Zeit nichts mehr.

Ein paar Wochen vergingen. Wenn es klopfte, war sie jedesmal verstört gewesen. Jetzt war sie es nicht mehr. Als sie dann eines Tages die Zeitung aufschlug, las sie: »Großzügiger Schmuggel aufgedeckt«. Sie las weiter. Eine Gruppe war vorläufig verhaftet worden: Finkelstein, Alois Huber, Roderich Heindl; Lebensrnittel, Gelder und anderes hatten sie hinausgeschafft. Verwickelt waren, erklärte der Staatsanwalt Hinterhuber, auch einige Angestellte der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft und ausländische Agenten. Die Nachforschungen dauerten an. Das Herz stockte ihr. In den nächsten Tagen tauchten neue Namen auf. Der Fall zog immer weitere Kreise. Einzelheiten wurden bekannt, etwa daß österreichische Banknoten im Maschinenraum der Schiffe nach Bulgarien gingen und daß dafür das Mittelgeschäft in Parfüm und Zigaretten bestand. Bei einem der Inhaftierten wurde eine Liste seiner Abnehmer gefunden. Clarissa dachte an ihren Zettel. Sie dachte auch an ihren Mann. Sie hatte einen Verbrecher geheiratet.

Mehr durfte nicht geschehen. Gerade heute mußte sie zu ihrem Vater gehen, wo man daranging, auf diese Weise Österreich niederzuschlagen. Sie konnte ihm aber nicht alles sagen.

Es schien ihr verhängnisvoll, daß sie gerade an diesem Tage bei ihrem Vater zu Besuch war. Einmal in der Woche sonntags suchte sie ihn auf. Von elf bis zwölf, genau eine Stunde: Er hielt auf Pünktlichkeit. Er arbeitete jetzt für den Verpflegungsdienst. Clarissa fand ihn aufgeräumt. Etwas in ihm strahlte. »Ich bin Caporetto, befördert für mein Berechnen.« Er hatte die Auszeichnung bekommen. Endlich hatte man ihn gewürdigt, endlich anerkannt, was er als Statisticus geleistet. Er war aufgeräumt. Er fragte sie nach ihrem Kinde, nach ihrem Mann.

»Ein tüchtiger Junge. Ich habe mich nach ihm erkundigt bei der Gesandtschaft. Er saust herum. Es freut mich für dich, Clarissa. Es wird eine Auszeichnung für ihn geben. Ich habe es immer gewußt, du tust das Rechte.« Clarissa war, als ob man sie geschlagen hätte. Sie war gekommen, um es dem Vater zu sagen, ihn um seine Hilfe zu bitten, durch seine Intervention ihn zu retten, falls er beschuldigt werden sollte. Jetzt fehlte ihr der Mut. »Ich hab' von ihm nichts gehört. Er hat mir nie geschrieben, was er macht.« Sie meinte, sich damit zu distanzieren. Aber ihr Vater antwortete: »Recht so. Auch seiner eigenen Frau darf man nichts sagen. Dienst ist Dienst. Das gefällt mir an ihm.«

* * *

Mit 1917 begann die schlimme Zeit. Die Nahrungsmittel fingen an zu versagen. Überall standen Schlangen. Es gab ein grauenhaftes Brot. Kein Fett. Keine Milch, Die Fettkarten, die Brotkarten waren wie in Deutschland gut für weiße Rüben. Es war alles berechnet worden, aber es war dennoch unmöglich, sich zu erhalten, es sei denn mit gefälschten Lebensmittelkarten. Clarissa schien den Leuten ringsum eine Ausnahme. Einerseits meinten sie, sie habe Kontakt zu Offizieren, andererseits wußten sie, daß ihr Mann nicht im Krieg war. »Der sitzt irgendwo warm!« Selbst bei dem Hofrat hatte sie diesen Eindruck. Dann geschah das Schlimme: Clarissas Kind war krank geworden. Der Knabe hatte sich zunächst gut entwickelt. Wenn sie ihn jetzt betrachtete, schauten die lebhaften Augen aus einem abgezehrten Gesicht. Er hatte ganz dünne Beine. Clarissa hatte bisher sich strikt an die Verordnungen gehalten. Die Lebensmittelhändler schenkten ihren Frauen Handtaschen und Theaterkarten. Ihre Nachbarinnen kauften, ja, alle ihre Leute um sie herum kauften mit Rucksäcken ein. Sie hatte es bisher nicht getan. Die Frauen

entwickelten einen geheimen Haß gegen Clarissa. Sie war für sie die Tochter des Ernährungsverantwortlichen. Jedermann wollte zeigen, daß er sich vor ihr korrekt verhielt. Alle hatten Angst davor, daß sie darauf kommen könnte, sie zu denunzieren. Ihr Vater war mit dem Ernährungsdienst beschäftigt. Er arbeitete rigoroser als je. Er war mager geworden, überarbeitet. Er sprach von den »Lumpen, die verdienen und sich anfressen«. »Alles hängt an der Ernährung. Jeder muß jetzt seinen Teil tun.« Clarissa wagte kaum mehr, zu ihm zum Mittagessen zu kommen, um ihn nicht zu berauben. Und da war das Kind, ihr Kind. Es war nicht so, als ob die Erschütterungen spurlos an ihm vorübergegangen wären. Der Junge war zart. Es gab nur bläßliche Milch. Das spürte er. Er bekam einen verdorbenen Magen: erbrach.

Damals schrieb sie an ihren Mann. Er war in Bulgarien. Es kam keine Antwort. Dann schrieb sie an Huber. Er war der einzige, den sie sonst noch wußte. Er hatte ihr zurückgeschrieben: Er, Alois, meine, ein paarmal seien Briefe gekommen. Daraufhin hatte sie gebeten: »Bitte senden Sie meinem Mann hundert Grüße, Alois!« Einigemal waren dann Überweisungen gekommen, geheimnisvolle Zettel. Sie hatte sich das verbeten. Huber war etwas grob geworden. »Sie tun ja ganz, als ob unsereiner etwas Unrechts tut. Als ob man der einzige heutzutage wär'. Net schön, gnä' Frau, daß Sie kein Vertrauen zum Huber haben.« Es fremden Menschen gegenüber zu haben, wäre ihr wohl lieber. Sie dachte an Brancoric. Aber sie wagte nicht mehr, ihm zu schreiben. Grauenhaft war ihr der Gedanke, sich ihm zu verpflichten. Es mußte unerträglich für ihn sein, für ein fremdes Kind zu sorgen. Sie war ärgerlich, als Huber ihr türkischen Honig und zu Weihnachten Parfüms anbot und persisches Rosenöl versprach. Sie war zornig, als sie es erhielt. Sie dachte zunächst daran, es einzuhandeln, aber dann glaubte sie sich damit zu verraten.

Es war ihr entsetzlich, aber ein Mann wie dieser war nur mit Fremden zu vergleichen. Sie telefonierte ihm. Huber kam, lachend, gemütlich. Ein Wagen fuhr mit ihm vor. Huber, eine Brillantnadel im Schlips, hatte gelbe Handschuhe, war jockeyelegant (samt Tabatière) und trug karierte Hosen; sein Haar war parfümiert und roch. Er war jovial, war runder geworden, er strahlte, von ihm ging ein Behagen aus. »Na, das ist schön, daß Sie an den alten Huber denken. Is' was los mit Ihrem Mann?« Als sie dies verneinte, bemerkte sie, wie er sichtlich erleichtert war. Sie versuchte, ganz menschlich, ihn um Konservenmilch zu bitten. »Natürlich, das Kinderl. Kinder darf man nix abgehen lassen. Dänische hätt' ich. Eine Kisten.« »Nein, ein paar Büchsen.« »Aber nein, mit Kleinigkeiten gibt sich der Huber net mehr ab. Die Schweinerei wird noch lang dauern. Zucker brauchen S' gewiß auch. Ist nahrhaft. Und Schokolade, auch Schweizer. Ich hab's in meiner Villa draußen – ein liebes Häuserl, is in Plötzleinsdorf, mei Frau möcht sich freuen. Und da gibt's noch – verzeihen S', gnä' Frau, aber Sie selbst sehen ganz mager aus. In einer solchenen Zeit braucht man seine Nerven, g'sund muß man sein.« Das Fett seiner Pomade glänzte in seinem Gesicht. »Ein paar Flascherln Vermuth, italienischer – sind erlaubt, an Tokajer wird gut sein, das macht Verdauung.« Sie fragte nach dem Preis. »Nix, nix, das verrechne ich schon mit Ihrem Mann. Ein tüchtiger Mann; er tut einen Blick, und überall läuft's, wohin er auch kommt. Er versteht zu reden. Ein Kenner – was kriegt er vor? Er kriegt alle herum, das Militär und die von der Gesandtschaft, sogar die Frau von einem Geschäftsfreund. Der hat schon was in sich. Wenn ich des in mir hätt', hätt' ich kein Häuserl draußen in Plötzleinsdorf, sondern ein Palais auf der Ringstraße.«

Jedesmal, wenn er ihn lobte, zitterte sie. Daß er alle zu gewinnen wußte, ihren Vater, die oben, die unten, den

Priester! Er hatte eine so leichte Geschicklichkeit, daß ihr graute – er war nicht mehr er selbst. Huber erschien ihr noch fürchterlicher, er hatte in seiner Jovialität eine brutale Entschlossenheit. Es bereitete ihr ein Grauen, verschuldet zu sein. Sie beeilte sich, das Gespräch auf das Geschäftliche zu bringen. »Na, das verrechnen wir schon.« »Nein, ich möchte bezahlen.« Er lachte. »Eilig hab'n Sie's. Schließlich haben Sie recht. Weg mit dem Geld. Das schmilzt jeden Tag mehr. Was man alles mit einem Hunderter einwickeln wird, vielleicht ein Taferl Schokolade. Man sollte es lieber anders machen. Na, es gibt ja Freundschaftspreise.« »Ich schick's mit meinem Buben.«

Sie packte ihren Rucksack. In der Nacht zog sie los, wie eine Diebin. ›Als spielen s' Klavier‹, so kamen die Konservenbüchsen ihr vor. Sie tat es für das Kind, daß sie eine Qual auf sich nahm, mit diesem Menschen zu sprechen. So war die Zeit nun einmal. Es galt ihn zu erhalten, sich zu erhalten. Aber vor allem das Kind. Es blickte auf. Da wußte sie, daß sie kein Unrecht tat.

* * *

Dem Kind ging es allmählich besser. Sie überstand es, sich für es zu mühen. Aber es wurde ihr schwer, mit ihrem Vater zu reden. Er war verhärtet, verbissen in eine Idee: den Sieg. Gearbeitet hatte er seit je: Jetzt arbeitete er noch mehr. Sie war dankbar, vor allem war sie Dr. Silberstein dankbar für das Kind. Sein Sohn war verwundet worden: Doch er wurde gerettet. Er hatte ihr das Kind gerettet. Sonst wäre sie allein gewesen. An Léonard wagte sie kaum zu denken. Ständig kamen Nachrichten von den Verlusten. Es waren schon drei Jahre vergangen seit dem Kriegsbeginn. Ein Vater zählte nicht. Brancoric war fort, in Mesopotamien. Er schien Geschäfte zu machen, denn öfters kamen die Zettel von Huber. Einmal sah sie ihn. Sie

vermied es ansonsten. Ab und zu bestellte sie etwas durch ihn. Eines Tages war am Telefon eine fremde Stimme. »Wollen Sie Ihre Nummer sagen.« Glücklicherweise war die Stimme nur in einem Telefonapparat. Ihr war trotzdem unheimlich zumute. Dann las sie in der Zeitung: Ein Kassiber war entdeckt worden. Sie wagte nicht zu ihrem Vater zu gehen. – Nachts schreckte sie im Traum auf: Ihr Vater läßt sie rufen. »Du hast den Staatsanwalt angerufen. Ein gewisser Huber … Die Verhandlung ist schon angesetzt. Aber erst kommt der Staat.« »Nein, erst kommt mein Kind.« »Es ist das Kind von so einem Banditen.« »Ich laß mein Kind nicht beschimpfen.« … Das Kind erwacht. »Was hast du, Mammi?« »Es ist nichts.«

Der Zusammenbruch kam, Österreichs Zusammenbruch. Jetzt war alles gelaufen. Die Straßen wurden unsicher. Überall waren Demonstrationen. Es gab kein Licht. Clarissa dachte: ›Der Vater!‹ Sie traf ihn. Er war ein alter Mann geworden. Sie erkannte ihn nicht: Er trug Zivil. »Diese Lumpen. Es ist eine Schande. Ich habe dem Kaiser die Treue gehalten.« Das war ihr gleichgiltig. Was war ihr der Kaiser? Das alles hatte sie verlernt. Sie dachte nur eines: Sie mußte Léonard einen Brief schreiben. Ihm schreiben? Ihm alles sagen? Ihm alles erklären? Sie hatte es immer wieder aufgeschoben. Drei Jahre, vier Jahre hatte sie es verdrängt, daran zu denken, es hinausgeschoben. Jetzt mußte ihm der Entschluß mitgeteilt werden. Er würde es ihr glauben. Aber würde er es verstehen?

Tagsüber tat sie ihren Dienst. Dr. Silberstein war heiter. »Was kann uns geschehen? Wir werden leben, nur das ist wichtig. Wir haben jeder einen Sohn. Wir haben unsere Kinder. Was geht es uns an, was in der Politik geschieht? Was sind Kaiser und Reich – wir müssen es historisch nehmen, als sei es vor tausend Jahren geschehen. Wir sind

gerettet, aber es ist der Sieg der andern. Doch wir sind gerettet. Auch das Kind. Das Wort gilt wirklich: ›Die Toten sollen ihre Toten begraben.‹

Was soll die Vaterländerei: Entweder wird jetzt Europa – oder alles ist verloren. Erst dann, wenn es nicht wird, haben wir den Krieg verloren.«

1919

Es wurde November und Dezember 1918, Januar 1919. Sie konzentrierte sich auf den Brief. Sie hatte alles beisammen, was zu schreiben war. Wenigstens innerlich. Sie fragte sich: »Hat er mich vergessen? Lebt er wieder mit seiner Frau zusammen? Ist er gefallen?« Sie hatte nicht den Mut, sich diese Fragen zu beantworten. Sie schrieb eine Zeile. Sie fühlte sich allein. – Sie schrieb eine Karte, die ohne Antwort blieb: Brancoric war verschollen. In der Türkei, wo er in irgendwelchen Geschäften gewesen war. Er blieb aus. Sie war wirklich allein. Die Abende wurden ihr lang. Da war nur das Kind. Alles mußte das Kind ihr jetzt sein, so schmerzlich es ihr war. Wieviel Heiterkeit hätte es, wenn sie sehen könnte, wie er es umarmen würde. Die Winternächte waren kalt. Es gab keine Kohle, kein Licht in den Straßen. Zu ihrem Vater konnte sie nicht gehen. Das Geld war da, aber man konnte nichts mehr kaufen. Das Kind brauchte zu essen, sie sorgte irgendwie immer wieder dafür. Das schlimmste war das Alleinsein.

Eines Abends saß sie in ihrem Zimmer. Sie hatte etwas Milch für das Kind bekommen. Die Klingel draußen ging. Das bedeutete für Clarissa immer ein Erschrecken.

Sie dachte immer dasselbe: ›Der Brief.‹ Der Brief, der doch kommen müßte. Immer dachte sie an Léonard. Er war der Vater, der Freund. Sie öffnete. Ein Mann stand da. »Hallo, wie geht's?« Sie erschrak, es war Brancoric; neben sich hatte er einen kleinen Koffer gestellt. »Da wunderst dich. Ich wundere mich selbst. Ich war in Smyrna. Sie haben mich nicht herausgelassen. Ein paar Tage nimmst mich doch auf? Hast was zu essen?« Er setzte sich hin. »Verhungert bin ich. Nichts gibt es in den Zügen. Das letzte Geld haben sie mir abgenommen. Ich kann in kein Hotel gehen.« Clarissa sah ihn an. Er schien hungrig zu sein. Er war alles zugleich: Hübsch, verbrannt, abgemagert. Er erinnerte sich im Erzählen. Seine Kleider waren verstaubt. »Ich bin irgendwie hineingeraten in diese Züge. Aber es war die Hölle.« Er wollte ein Bad nehmen. »Ich glaube, ich bin voller Läuse. Sie fressen noch mein letztes Geld.« Clarissa sah: Sein schönes weiches Haar war weg, er war glattgeschoren. »Ein türkisches Gefängnis, meine Liebe, das ist kein Spaß.« Aber schon lachte er wieder. Er plauderte. Er fühlte sich so sicher.

Nebenan lachte das Kind. »Hallo«, fuhr er auf. »Was ist denn das? Richtig, an den hätt' ich beinahe vergessen.« Er ging hinein. Sie sah ihn lachen mit dem Kind. Sie hatte plötzlich alles vergessen. ›Er ist mein Mann, der meinen Namen trägt.‹

Brancoric nahm ein Bad, rasierte sich. Jetzt sah er etwas besser aus. »Das war mein erstes Bad seit sieben Wochen! Es schwimmen ein paar Tierchen drin. Wie man so verlaust sein kann! Es hat mir wirklich wohlgetan, Fürcht' dich nicht, daß du mich lange am Buckel hast; ich hab' Geschäfte abzuwickeln. Abends schon bist du mich wieder los.« Er legte sich auf dem Sofa schlafen; es war für Clarissa hart, aber sie sagte: »Zum Abendessen werd' ich dich einladen.«

Am nächsten Nachmittag ging Clarissa zu Dr. Silber-

stein. Sie war irgendwie bestürzt, aber auch irgendwie froh. Sie gab sich auf eine herzliche leichte Art. Jemand war bei ihr. Jemand beschirmte sie. Die Einsamkeit war vorüber. Das Unbehagen war vergessen. Und es war alles so leicht. Das Leben mußte ihr nicht mehr schwerfallen. Auf dem Heimweg kaufte sie noch ein.

* * *

Als Clarissa abends nach Hause kam, sah sie Brancoric und den Knaben. Sie saßen am Boden, und er sagte lachend: »Wir haben ein bißchen zusammen gespielt. Ein netter Junge. Ich glaub', er ist klug.«

Sie errötete. Sie hörte es gern.

»Hast du alles in Ordnung gefunden?«

Er ging auf und ab. »Meine Liebe, du hast Pech. Für einige Zeit jetzt hast du mich am Hals. Ich hätt' gehofft, ich müßt' dir nicht zur Last fallen. Doch jetzt werd' ich dir einige Zeit in der Taschen liegen, da mußt du mir helfen. Es ist nicht meine Schuld. Es ist deine Schuld.«

Unwillkürlich wollte Clarissa protestieren. Aber er fuhr fort: »Ja, es ist deine Schuld. Du mit deiner Zimperlichkeit. Wir müßten nicht so dasitzen. Ach, dieser Lump, dieser verfluchte Lump! Ich hab' ihm nie getraut! Wir hatten es ausgemacht. Ich hab' dich doch gebeten gehabt, Huber das Geld zu schicken. Du mit deiner Zimperlichkeit. Drei Jahre hab' ich ihn beliefert, 180 000 Kronen hab' ich bei ihm stehen. Falsch ist er. Ah, dieser Lump – weißt du, was er gesagt hat: er bedauert. Er hätte neun Wochen gesessen meinetwegen – meinetwegen, der Lump. Die Füße hab' ich mir ausgerannt, hab' ihn reich gemacht. Wenn ich wenigstens paar tausend Kronen hätt'. Nicht eine Krone hab' ich! Nein, nicht eine Krone hat er mir gegeben – ich solle gegen ihn klagen. Er weiß doch, daß ich nicht klagen kann! ›Wir sind glatt – abgesessen hab' ich

Ihr Geld. Wie ein Verbrecher. Ihre gnädige Frau kann ich als Zeugin fuhren …‹ Ah, wie er frech war, wie er gesagt hat, er hätte nichts bekommen … aber wie frech er ist, der Huber. Dein Geld hat er bekommen und alles. Wir haben wirklich mehr Gefälligkeit verdient.«

»Was wirst du tun?«

»Nichts tun kann ich. Die Zähne muß ich zubeißen. Ich kann ihm nicht einmal eine in die Fresse schlagen. Ich habe die Revolution herausgelassen und habe ausgespuckt vor ihm. Er hat nur gelacht. ›Mein Diener wischt das schon weg.‹ Einen Diener hat er, eine Villa, und das, was er sonst draußen hat, ich weiß es von dem Kurier. Er hat mich bestohlen. Ich habe geglaubt, ich komme her, dann kann ich was anfangen. Ein Bettler bin ich jetzt, und noch dazu falle ich dir zur Last. Unser Gut ist geplündert. Ah …«

Er war wieder der Kranke. Verzweiflung packte ihn. Er hatte wieder etwas von einem Kind. Er rührte sie. Das Zittern setzte ein. Dazu kam ein Weinkrampf. »Das macht doch nichts. Etwas Geld habe ich doch noch«, sagte sie. »Schlafen kannst du schon hier auf dem Sofa. Und zu essen bekommst du auch, es wird schon gehen. Du mußt wieder was anfangen. Gleich die ersten Tage.«

Er sah sie an. »Er hat Schweinereien gemacht, der Huber. Angegeben hat er mich auch noch. Ich kann nur noch Reißaus nehmen. Mit solchen Lumpen hab' ich mich einlassen müssen. Die haben allen andern etwas gestohlen, die für sie gearbeitet haben; sie selbst waren nur mit halber Courage dabei. Zuckersüß war er. Wenn du mit mir gewesen wärst, wär' das alles nicht passiert. Du darfst mich nicht allein lassen, sonst reißt's mich, weil ich mich langweile. Anfangs ist ja auch alles ganz gut gegangen. Ich hab' nun mal die Lust zu schieben – ich glaube, ich lieb' meine Angst. Ich liebe es, so zu spielen. Mit dir wäre alles besser gegangen. Aber ich hab' kein Glück, du magst mich ja nicht. Es ist schon ein Pech. Wo ich's nicht mag,

hab' ich Glück. Ich steh' vor der Tür. Da möcht' ich still leben, mit dir und dem Kind.«

Er sah sie an. Er wurde herzlich.

»Laß das«, sagte sie. »Du weißt, daß ich dir helfe, wo ich kann. Es wird sich schon etwas finden.«

* * *

Acht Tage war ihr Mann schon bei ihr. Ihre Umgebung staunte. Nicht zuletzt die Hausmeisterin. Brancoric hatte so eine leichte Art. Tags ging er herum, um eine Stellung zu suchen. »Nichts zu finden. Alle kennen einen nicht mehr.« Dabei war er heiter. Er spielte mit dem Kind. Die Hausmeisterin wunderte sich. Etwas an ihm war unangenehm, er hatte eine einschmeichlerische Art, die Clarissa selbst nicht mochte. Aber er versöhnte sie. Doch sie blieb blaß und verbittert. Er vergaß seine Situation vollkommen, sobald er bei dem Kind auf dem Boden saß. Ein wenig neidisch war sie schon. Er hatte die Gabe zu erzählen. In ihr war alles herb. Sie sagte sich: Gib acht. Sie mußte zusehen, wie er war. Es war rührend, daß er Geld von ihr auf Zigaretten nehmen mußte. Er war ein verspielter Mensch, nichts gab es, was bei ihm tief ging. Ihn erschütterte alles, und er vergaß es sofort; sie erinnerte sich, wie man Witze über ihn im Hospital erzählt hatte. Sie empfand Mitleid. Die Tage waren kalt. Er ging in einem dünnen Überrock und mit alten Schuhen morgens weg; sie wußte nicht wohin. Sie erkannte abends nur an seinem erschöpften Gesicht, daß alles vergebens gewesen. Aber es dauerte nicht lang, dann spielte er mit dem Kinde, erzählte aus der Türkei. Er log dabei, fast ohne es zu wissen. Es war eine Mischung von Ehrlich und Falsch, mit Berechnung; er wußte, wie er wirkte durch diese Art. Clarissa ärgerte sich, daß sie immer Mitleid mit ihm hatte; sie hielt ihn für besser. Einen Buchhalterposten wollte er

nicht annehmen; das sei in Floridsdorf, also zu weit draußen. Er schien Bekannte zu haben, aber unverläßliche, wie er selbst es war. Jeden Morgen erzählte er etwas mit Optimismus; sagte er es ihr oder sagte er es sich selbst?

Dann, am achten Abend. Es war spät. Sie war zu Bett gegangen. Brancoric kannte im Josefstädter Theater einen Schauspieler; durch ihn hoffte er in der Kasse angestellt zu werden. Es wurde zehn Uhr, elf Uhr. Unbewußt wartete sie auf ihn. Das Kind hatte vor dem Einschlafen gefragt: »Wo ist Papi?« Clarissa dachte: ›Er hat sich gewöhnt an ihn. Wenn ich ginge, würde er es kaum spüren, so wie er nach ihm fragt.‹ Zwischen elf und zwölf horte sie ihn kommen. Er legte sich kaum. Er ging auf und ab. Sie achtete auf die Schritte. Ihr war, als ob sie ein leises Schluchzen hörte. Sie mußte zu ihm in das Zimmer. Sie zog sich an. »Ich kann nicht mehr. Niemand will mich. Ich stelle eine Kaution und auch dann will man mich nicht. Ich bin nur ein Kriegsinvalide. Ich gehe zu den Kommunisten in die Kanzlei. Ich bin nicht hier zuständig nach Wien. Ich kann nicht mehr. Dir bin ich zur Last. Ich lieg' dir in der Tasche. Niemand will mich.« »Nein«, sagte sie. Sie spürte es, wenn es echt war. Dies war die wirkliche Verzweiflung. Sie beruhigte ihn. »Was ist mit dir?« Er weinte. Er war wieder der schwache Mensch. Er war gebrochen. Sie wandte sich an ihn: »Es wird schon werden.« »Wenn du meine Frau wärst, ja, aber so … Ich weiß, du verachtest mich. Ich spür' dir's an. Du hältst mich für einen Betrüger, einen Taugenichts. Ich kann nichts dafür. Ich habe gearbeitet wie ein Schuft. Es war nicht leicht. Und alles ist weg. Ich will nicht mehr.« »Verlaß dich auf mich. Es macht mir nichts aus. Ich habe dich gern hier. Du störst wirklich nicht.« »Wirklich?« Er faßte sie bei den Händen. Es wurde ihr unheimlich, weil es Nacht war, und sie war hier. »Laß mich.« Sie trug nur ihr Nachtkleid, darüber den Schlafrock. Er faßte sie. »Nicht wegstoßen!« »Laß«, sagte

sie heftiger. »Du störst das Kind im Schlaf. Das Kind könnte hereinkommen.« Sie gab nach. Er nahm sie.

* * *

Sie war geflüchtet in das Zimmer ihres Kindes und hatte den Riegel vorgeschoben. Das Kind war still. Es war eingeschlafen. Ein Verbrechen war geschehen. Sie schämte sich vor sich selbst, weil sie doch Léonard liebte. Aber warum hatte er sie vergessen? Warum sie verstoßen. Sie hatte einem Mann gehört wider Willen und konnte nicht klagen. Sie war wirklich gebunden. Der Zusammenhang war an ein Geheimnis gebunden. Nun war alles zu Ende. Clarissa gehörte jemandem zu, dem sie eigentlich nicht gehörte. Sie mußte jetzt eine Lüge weiter und weiter durch das Leben schleppen.

1919–1921

Drei Jahre vergingen dumpf und schwer. Sie erinnerte sich nicht. Sie meinte, er sei tot. Léonard war tot. Denn er hatte ihr nicht geschrieben. Ihre einzigen Erlebnisse waren, zu sehen, wie das Kind wuchs. Im Hause hatte sich wenig verändert. Brancoric hatte eine Anstellung gefunden, auf sonderbare Art. Sie nahmen eine andere Wohnung. Brancoric und Clarissa lebten in sonderbarer Ehe, seit er gespürt, wie sehr sie ihren Widerwillen darüber behielt, daß er sie nahm. So war sie dankbar dafür, als dies still zwischen ihnen zu Ende ging und er eine Anspielung machte, daß er mit der Frau des Chefs sich verstand. »Es ist deutlich. Man hat eine Frau, die einen nicht mag.« Ihre Ehe blieb dennoch zusammen. Sie wollten sich nicht är-

gern. Sie kümmerte sich nicht um ihn. Sie flüchtete vor ihm.

Eine Zeitlang wollte sie entfliehen aus der Ehe. Sie dachte an Scheidung. Sie fragte Dr. Silberstein. Er war bissig geworden. Er lachte. »Wozu? Bei freien Menschen.« Sie sah schließlich das Merkwürdige daran für das Kind. Es war acht Jahre. Es vergötterte ihn. Es war wehrlos. Er war ein verspielter Mensch. Der Zorn gegen Leonard wuchs. Sie hätte gern erfahren, ob er lebe.

Ihren Vater hatte sie seit damals nie wieder gesehen. Jetzt erst zur Messe am Todestag Kaiser Franz Josephs sah sie ihn wieder. Er war ein alter Mann geworden. Hart und böse. Der Krieg hatte ihn zu Stein gemacht. »Mich geht das alles nicht an. Ich will nicht. Nicht mit unsern Feinden. Deinen Schuft von Mann will ich auch nicht. Und du hast mit einem Franzosen mitgeholfen. Drei Briefe an dich sind gekommen. Du bist eine Spionin.« Er war rasend. Sie eilte mit ihm nach Haus, so bestürzt war sie. »Da, da. Schufte seid ihr. Ich rufe die Polizei. Ihr habt alles verraten.« Er warf ihr einen Packen Briefe hin.

* * *

Es waren fünf Briefe von Léonard. Gleich nach dem Waffenstillstand hatte er geschrieben. Dann nochmals und nochmals. Sie hatte geglaubt, er habe sie vergessen. Und sie hatte sich geschämt, selbst zu schreiben, seit sie mit ihrem Manne schlief. Jetzt war es zu spät, sie mußte die Lüge weiterleben, ihr Kind mußte sie glauben lassen, daß er der Sohn eines andern sei.

1921–1930

Dies waren für Clarissa die toten Jahre. Sie hatte nur das Kind.

Anhang

Zur Edition

Lange Zeit galt Stefan Zweigs ›Ungeduld des Herzens‹, erschienen 1938 im Bermann-Fischer Verlag in Stockholm, als sein einziger Roman. 1981 wurde in seinem Nachlaß in London das Typoskript eines bereits zwischen 1931 und 1934 geschriebenen, bis dahin nicht veröffentlichten Romans ohne Titel entdeckt. Er wurde 1982 als ›Rausch der Verwandlung‹ herausgegeben. (Einen Versuch zu einem allerersten Roman hatte er kurz vor Beginn von ›Rausch der Verwandlung‹ abgebrochen; Donald Prater, sein Biograph, bezeichnet ihn als »Postfräuleingeschichte«, aus der Stefan Zweig zusammen mit Berthold Viertel 1940 eine Art Filmnovelle machte; 1950 wurde auf dieser Grundlage von Wilfried Franz, nach einem Drehbuch von Walter von Hollander und ihm, ›Das gestohlene Jahr‹ gedreht. Vgl. ›Rausch der Verwandlung‹, Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1982, S. 313–315, Nachbemerkung des Herausgebers.) Ebenfalls 1981 wurde bei weiteren Recherchen im Nachlaß von Stefan Zweig eine Kladde gefunden, deren erste beschriebene Seite lautet: »Roman im ersten Entwurf begonnen, die Welt von 1902 bis zum Ausbruch des Krieges vom Erlebnis einer Frau gesehen. Nur erster Teil scizziert, der Anfang der Tragödie, dann für die Arbeit am Montaigne unterbrochen, gestört durch die Ereignisse und die Unfreiheit meiner Existenz. Stefan Zweig November 41 bis Februar 42.« Diese Eintragung scheint er in den letzten Stunden vor dem Selbstmord beim Ordnen seiner Papiere gemacht zu haben.

Hinterlassen hat er ein Fragment, dessen Intention, die Grundidee »von einer Art österreichischem Roman« (An Friderike Zweig, 27. Oktober 1941), ein Zeugnis seiner Arbeitslust, seines späten Arbeitswillens, aber auch seiner letzten Arbeitskraft ist. Es war offensichtlich seine Absicht und sein Wunsch, die »Welt von Gestern« nach Abschluß der Autobiographie noch einmal in einer anderen Form darzustellen; er konnte das Konzept zwar nicht zu Ende fuhren, den Text jedoch teilweise in fertigen Sätzen formulieren und wesentliche Passagen so konturieren, daß Kern und Charakter klar erkennbar sind. Eine unbearbeitete Wiedergabe des Originals in Form eines reinen Transkripts hätte die Lesbarkeit des Fragments erschwert; der Grundgedanke dieses späten Romanentwurfs ist aber im Hinblick auf das gesamte Werk, nicht zuletzt auf Stefan Zweigs Weltsicht, von Bedeutung und von allgemeinem Interesse für seine Leser. Grund und Material genug, den Versuch zu wagen, eine vertretbare geschlossene, wenn auch naturgemäß nur nachempfundene, also nicht in jedem einzelnen Satz authentische Fassung zu erarbeiten. Dabei bin ich bemüht gewesen, mich so behutsam wie möglich, so freizügig wie nötig der wahrscheinlichen, von mir vermuteten Intention Stefan Zweigs anzunähern. Um eine ungefähre Vorstellung vom Original zu vermitteln, gebe ich im folgenden ein paar Textseiten so wieder, wie sie bei einer vergleichsweise kritischen Edition hätten aussehen können, auf die aber, mit Einverständnis der Rechteinhaber, bewußt verzichtet wurde. – Ein Wort zuvor zur Textgestalt der Kladde: Sie ist jeweils rechtsseitig mit der ersten, durchgesehenen Tinten-Niederschrift versehen; linksseitig stehen, mit verschiedenen Tinten, z. T. auch mit Bleistift notiert, teils stichwortartig, teils ausformuliert, Ergänzungen (selten mit genauer Positionsangabe für den Text), gelegentlich auch Hinweise für später auszuführende Änderungen. – Bei den

Transkriptbeispielen der beiden ersten und der beiden letzten Seiten der Kladde werden alle linksseitigen Ergänzungen von Stefan Zweig kursiv gesetzt, alle editorischen Hinzufugungen ebenfalls kursiv, zusätzlich aber in eckigen Klammern. Auf die Bezeichnung im Original korrigierter oder überschriebener Zeilen wurde verzichtet. Orthographie und Interpunktion wurden bei der Transkription den Gegenwartsregeln angepaßt, offensichtliche Verschreibungen ebenso wie ungenaue Formulierungen (kindisch statt kindlich, Subarbitrierungskommission statt Superarbitrierungskommission) stillschweigend korrigiert; gelegentlich konnte die Stichwortnotierung des Originals in ihrer grammatischen Eigenart bei der Vervollständigung eines Satzes nicht beibehalten werden (»das ›andere‹, das nicht sie kannte«), im wesentlichen aber wurde die Besonderheit von Stefan Zweigs Stil wie Satzbau übernommen.

Mein herzlicher Dank gilt Sonja Dobbins, Williams Verlag, London, für ihr Vertrauen in meine Bearbeitung und für ihre Zustimmung; ebenso gilt mein herzlicher Dank Gabriele Ullmann für die gewissenhafte Transkription des Originals.

1902–1912

Wenn Clarissa in späteren Jahren sich bemühte, ihr Leben zu besinnen, wurde es ihr mühsam, den Zusammenhang zu finden. Breite Flächen schienen wie von Sand überweht und völlig undeutlich in ihren Formen, die Zeit selbst darüberhinschwebend, unbestimmt wie Wolken und ohne richtiges Maß. Von ganzen Jahren wußte sie sich kaum Rechenschaft zu geben, indes einzelne Wochen, ja sogar Tage und Stunden gleichsam wie gestern geschehen noch Gefühl und inneren Blick beschäftigten; manchmal war ihr, *mutete es sie an*, als hätte sie nur einen geringen Teil mit wachem und beteiligtem Gefühl hingebracht und den andern verdämmert in Müdigkeit oder leerer Pflicht.

Am wenigsten wußte sie im Gegensatz zu den meisten Menschen von ihrer Kindheit. Durch besondere Umstände hatte sie nie ein richtiges Heim und familiäre Umwelt gekannt. Ihre Geburt hatte in dem kleinen galizischen Garnisonstädtchen, dem ihr Vater, damals nur Hauptmann des Generalstabs, zugeteilt war, zufolge einer unglücklichen Verkettung von Umständen der Mutter das Leben gekostet; der Regimentsarzt hatte an der Grippe niedergelegen, durch Schneeverwehung kam der von der Nachbarstadt telegrafisch berufene zu spät, um die dazugetretene Lungenentzündung noch erfolgreich bekämpfen zu können. Mit ihrem um zwei Jahre älteren Bruder wurde Clarissa gleich nach der Taufe [*in der*] *Garnison* zur Großmutter gebracht, einer selbst schon hinfälligen Frau, die mehr Pflege forderte, als sie geben konnte; nach deren Tode warf man sie zu einer älteren Stiefschwester ihres Vaters, während der Bruder zu der jüngeren kam. Mit den Häusern und in den Häusern wiederum

wechselten die Gesichter, die Gestalten der Dienstboten, die sie betreuten, deutsche, böhmische, polnische; nie blieb Zeit, sich zu gewöhnen, sich anzuschließen, *anzuwärmen, einzugewöhnen; noch war die erste Verschüchterung nicht überwunden*, als dann 1902, in ihrem achten Jahre ihr Vater als Militärattache nach Petersburg geschickt wurde; [*da*] beschloß der Familienrat, [*im Bestreben für sie beide*] *mehr Stabilität zu suchen*, den Sohn in die Kadettenschule und sie in das Internat einer nahe bei Wien gelegenen Klosterschule zu geben; von ihrem Vater, den sie nur selten gesehen, [*blieb ihr im Gedächtnis*] *wenig haften*, erinnerte sie sich aus jenen Tagen eigentlich, mehr *als an sein Gesicht und seine Stimme*, an die strahlend blaue Uniform mit den klingenden runden Orden, mit denen sie gerne gespielt hatte, wenn er nicht ihr strenge, [*um sie zu*] *erziehen*, die kindlich kleine Hand, *ebenso bei ihrem Bruder*, von diesen Würdezeichen weggezogen, [–] von dem Bruder an das offene Matrosenkleid und das glattfallende lange blonde Haar, auf das sie ihm ein bißchen neidisch gewesen.

In der Klosterschule verbrachte Clarissa die nächsten zehn Jahre, [*das*] *Jahrzehnt* von ihrem achten bis knapp zum achtzehnten Jahr. Daß sie von einer so weiten Frist gleichfalls so geringe Erinnerungen bewahrte, verschuldete bis zu einem gewissen Grade eine Eigenschaft ihres Vaters. Leopold Franz Xaver Schuhmeister, der während dieser Zeit allmählich zum Oberstleutnant im Generalstab, *der hohen Charge*, aufstieg, galt in den höheren militärischen Kreisen als einer der geschultesten und kenntnisreichsten Taktiker und Theoretiker, wenn sich auch dem ehrlichen Respekt vor seinem Fleiß, seiner Verläßlichkeit und weiten Übersicht ein leicht ironischer Unterton beimengte; im intimeren Gespräch nannte ihn der Oberkommandant immer leise lächelnd »Unser Statisticus«. Denn Schuhmeister, [*ein*] *zäher, verbissener Arbeiter*, ziemlich scheu und ungelenk unter dem Anschein äußerer

Härte, sah im Aufbau eines systematisch angelegten Informationsdienstes die Vorbedingung kriegerischen Erfolgs; *langsam* [*war er zu der*] *Überlegung* [*gekommen, denn ohnehin*] *mißtraute er jedweder Inspiration und Wendigkeit im Kriegswesen;* er sammelte mit einem Eifer, der ihm redliche Bewunderung gerade des nachbarlichen deutschen Generalstabs eintrug, alle denkbaren Daten über die auswärtigen Armeen, [*die sie*] *offiziell veröffentlichen* [*konnten*], [*als*] *Zeitungsausschnitte*, ordnete und ergänzte sie unablässig in sauberen Faszikeln, *reservaten Faszikeln, in die er niemanden Einblick gewährte;* [*so*] *eingeschlossen,* [*war er zu einer*] *Autorität geworden, die man (wie es immer geschieht)* [*im*] *Ausland beachtete, mehr [noch] und sogar fürchtete. Drei Zimmer, vier Zimmer* [*enthielten ein*] *Laboratorium,* [*in denen er*] *Extrakte* [*der*] *papiernen* [*wie*] *der lebendigen Armeen* [*bewahrte*]; die österreichischen Militärattaches in den verschiedenen Gesandtschaften] verfluchten ihn wegen der unablässigen Fragebogen, mit denen er Auskunft auch über die minimalsten Details einforderte, um sie seinem militärischen Herbarium einzuverleiben. Aus Pflichtgefühl und Überzeugung begonnen, wurde dieses Sammeln von mehr und mehr Details sowie ihre schriftliche und tabellarische Zusammenstellung für ihn [*durch seine*] *Lust an Systematisierung* zur Passion und beinahe zur Manie; sie erfüllte bis zum letzten Rand sein durch den frühen Verlust der Gattin *leck* [*und*] leergewordenes Leben, [*und*] *gab* [*ihm*] *neuen Inhalt.* [*Es*] *waren die kleinen Freuden der Sauberkeit und der Symmetrie, die der Künstler kennt,* [*denn*] *Spieltrieb bindet.* [*Er liebte die*] *roten* [*und*] *grünen Tinten,* [*die*] *gespitzten Bleistifte.* [*Es hatte den*] *Reiz eines Raritätenkabinetts. Sein Sohn* [*hatte dies alles*] *nie* [*so*] *gesehen,* [*das war der*] *geheime Schmerz* [*des Vaters*]. [*Nur er selbst kannte die*] *technische Lust, Zetteln auszuschreiben im Vergleichen*. Vordem hatte er nach den Dienststunden zu Hause, *im Hausrock, den steifenden Kragen abgetan und weicher in* [*der*] *Bewegung*, dankbar ge-

lauscht, wenn sie, [*seine verstorbene Frau*], ihm, dessen etwas starre Seele bei Musik ein wenig sich auflockerte, Klavier vorspielte, sie waren ins Theater oder in Gesellschaften gegangen, [*das hatte ihm*] *Ablenkung und Entspannung geboten*. Nach ihrem Tode wurden die Abende, da er sich ungeschickt wußte im kollegialen Kreise, völlig leer, und er füllte sie aus, indem er mit Feder, Schere, Lineal sich auch zu Hause Kartothek nach Kartothek anlegte [*und*] *destillierte*, die dann seinen öffentlich publizierten »Militärstatistischen Tabellen« dienten, in denen freilich das geheimste Material an vaterländischen Interna vorenthalten wurde. [*So wurde es üblich, von ihm*] *im Dienste Auskünfte zu fordern,* [*statt sie*] *glatt vom Nebenzimmer kommen zu lassen.* Aus dem, was den andern das Trockenste war, Ziffer und Zahl, Quantitäten und Differenzen, kelterte er sich, *schon mehr Mathematiker als Soldat*, in seiner kleinen Kammer eine geheime, den andern unfaßbare Erkenntnislust; mit steigendem Stolz war er sich bewußt, welche Rüstkammer, *Österreichs Schatzkammer,* für die Armee und die Monarchie er mit diesen Zehntausenden von einzelnen Beobachtungen festgelegt. In der Tat, im Jahre 1914 haben sich seine Vorausberechnungen über die mobilisierbaren Divisionen richtiger erwiesen als die optimistischen Einschätzungen Conrad von Hötzendorffs. Immer mehr ersetzte das geschriebene Wort ihm das gesprochene, immer mehr das Material in seiner Ordnung die äußere Welt, und er schien den andern immer härter und verschlossener, obwohl er im Grunde nur einsamer war. *Je einsamer er lebte, umso mehr gewöhnte er sich, Konversation durch Aufzeichnung* [*zu ersetzen*]. Jede Übung, [*unermüdlich*] fortgesetzt, beharrt [*auf Gewohnheit, ja*] erstarrt unversehens zur Gewohnheit, Gewohnheit wiederum härtet sich zu Zwang und Fessel: [*sie macht*] unfähig, etwas anderes denn systematisch zu unternehmen.

Acht Tage war ihr Mann [*schon*] bei ihr. [*Ihre Umgebung*] staunte. [*Nicht zuletzt die*] Hausmeisterin. [*Brancoric hatte so*] eine leichte Art. Tags [*ging er*] herum, [*um*] eine Stellung [*zu suchen*]. »Nichts zu finden. Alle kennen einen nicht mehr.« [*Dabei war er*] heiter. [*Er*] spielte mit dem Kind. [*Die*] Hausmeisterin [*wunderte sich*]. Etwas an ihm war [*unangenehm, er hatte eine*] einschmeichlerische Art, [*die Clarissa*] selbst nicht mochte. Aber [*er*] versöhnte sie. [*Doch sie blieb*] blaß und verbittert. [*Er*] vergaß [*seine Situation*] vollkommen, [*sobald er*] bei dem Kind auf dem Boden [*saß*]. Ein wenig neidisch war [*sie schon*]. [*Er hatte die*] Gabe zu erzählen. In ihr [*war*] alles herb. [*Sie sagte sich:*] Gib acht. [*Sie mußte*] zusehen, wie er war. [*Es war*] rührend, [*daß er*] Geld [*von ihr*] auf Zigaretten nehmen mußte. [*Er war*] ein verspielter Mensch, nichts [*gab es, was bei ihm*] tief ging. [*Ihn*] erschütterte alles, und [*er*] vergaß [*es sofort; sie*] erinnerte sich, [*wie man*] Witze [*über ihn*] im Hospital erzählt [*hatte*]. [*Sie empfand*] Mitleid. Die Tage waren kalt. Er ging in einem dünnen Überrock und mit alten Schuhen morgens weg; sie wußte nicht wohin. Sie erkannte abends nur an seinem erschöpften Gesicht, daß alles vergebens gewesen. Aber es dauerte nicht lang, [*dann*] spielte [*er*] mit dem Kinde, erzählte aus der Türkei. [*Er*] log dabei, [*fast*] ohne es zu wissen. [*Es war*] eine Mischung von Ehrlich und Falsch, [*mit*] Berechnung; er wußte, wie er wirkte durch diese Art. [*Clarissa*] ärgerte sich, [*daß sie*] immer Mitleid [*mit ihm hatte; sie hielt*] ihn [*für*] besser. [*Einen*] Buchhalterposten [*wollte er*] nicht annehmen, [*das sei*] in Floridsdorf, [*also*] zu weit draußen. Er schien Bekannte zu haben, aber unverläßliche, wie er [*selbst es war*]. Jeden Morgen erzählte er [*etwas*] mit Optimismus; sagte er es ihr oder sagte er es sich selbst?

[*Dann,*] am achten Abend. [*Es war*] spät. Sie war zu Bett gegangen. [*Brancoric kannte*] im Josefstädter Theater einen Schauspieler, [*durch ihn hoffte er*] in der Kasse angestellt [*zu werden*]. [*Es wurde*] zehn Uhr, elf Uhr. Unbewußt wartete sie auf ihn. Das Kind [*hatte*] vor dem Einschlafen [*gefragt:*] »Wo ist Papi?« [*Clarissa dachte: ›Er hat*] sich gewöhnt an ihn. Wenn ich ginge, [*würde er es*] kaum spüren, [*so wie er*] nach ihm fragt. [*‹ Zwischen*] elf [*und*] zwölf hörte [*sie*] ihn kommen. [*Er legte*] sich kaum. Er ging auf und ab. [*Sie achtete auf*] die Schritte. [*Ihr war,*] als ob [*sie*] ein leises Schluchzen hörte. [*Sie mußte zu ihm*] in das Zimmer. [*Sie*] zog sich an. »Ich kann nicht mehr. Niemand will mich. [*Ich stelle*] eine Kaution und auch dann [*will man mich*] nicht. [*Ich bin*] nur [*ein*] Kriegsinvalide. [*Ich gehe*] zu den Kommunisten in die Kanzlei. Ich bin nicht hier zuständig nach Wien. Ich kann nicht mehr. Dir bin ich zur Last. Ich lieg' dir in der Tasche. Niemand [*will mich*].« »Nein«, sagte sie. [*Sie*] spürte es, [*wenn*] es echt war. [*Dies war*] die wirkliche Verzweiflung. [*Sie*] beruhigte ihn. »Was ist mit dir?« [*Er*] weinte. [*Er war wieder*] der schwache Mensch. [*Er war*] gebrochen. [*Sie wandte sich*] an ihn: »Es wird schon werden.« [*»Wenn du meine*] Frau wärst, [*ja,*] aber so … Ich weiß, du verachtest mich. Ich spür' dir's an. [*Du hältst mich für*] einen Betrüger, einen Taugenichts. Ich kann nichts dafür. [*Ich habe*] gearbeitet wie ein Schuft. [*Es war*] nicht leicht. Und alles [*ist*] weg. Ich will nicht mehr.« »Verlaß dich auf mich. [*Es macht mir*] nichts aus. Ich habe dich gern hier. [*Du*] störst wirklich nicht.« »Wirklich?« Er faßte sie bei den Händen. [*Es wurde ihr*] unheimlich, [*weil es*] Nacht war, [*und*] sie war [*hier*]. »Laß mich.« [*Sie trug nur ihr*] Nachtkleid, [*darüber den*] Schlafrock. [*Er*] faßte sie. »Nicht wegstoßen!« »Laß«, [*sagte sie*] heftiger. [*»Du störst das*] Kind im Schlaf. Das Kind [*könnte*] hereinkommen.« [*Sie*] gab nach. [*Er*] nahm sie.

* * *

[*Sie war*] geflüchtet in das Zimmer [*ihres Kindes*] und [*hatte den*] Riegel vorgeschoben. Das Kind [*war*] still. [*Es*] war eingeschlafen. Ein Verbrechen [*war geschehen*]. [*Sie*] schämte sich vor sich selbst, [*weil sie doch*] Léonard liebte. Aber warum [*hatte er*] sie vergessen? Warum sie verstoßen. [*Sie hatte einem*] Mann gehört wider Willen und [*konnte*] nicht klagen. [*Sie war*] wirklich gebunden. Der Zusammenhang [*war an*] ein Geheimnis gebunden. Nun [*war*] alles zu Ende. [*Clarissa*] gehörte jemandem zu, dem sie [*eigentlich*] nicht gehörte. [*Sie mußte jetzt*] eine Lüge weiter und weiter durch das Leben schleppen.

1919–1921

Drei Jahre [*vergingen*] dumpf und schwer. Sie erinnerte sich nicht. [*Sie meinte:*] *er sei tot. Léonard* [*war tot*]. [*Denn er hatte*] *ihr nicht geschrieben.* [*Ihre einzigen*] Erlebnisse [*waren, zu sehen, wie das*] Kind wuchs. Im Hause [*hatte sich*] wenig verändert. [*Brancoric hatte eine*] Anstellung gefunden, [*auf*] sonderbare Art. [*Sie*] nahmen [*eine*] andere Wohnung. Brancoric [*und Clarissa lebten in*] sonderbarer Ehe, [*seit er*] gespürt, [*wie sehr sie*] ihren Widerwillen [*darüber behielt,*] daß er sie nahm. [*So war sie*] dankbar dafür, [*als dies*] still zwischen ihnen zu Ende [*ging und er*] eine Anspielung machte, daß er mit der Frau des Chefs [*sich verstand*]. »[*Es ist*] deutlich. [*Man hat*] eine Frau, die einen nicht mag.« Ihre Ehe blieb [*dennoch*] beisammen. [*Sie wollten sich*] nicht ärgern. [*Sie*] kümmerte sich nicht [*um ihn*]. Sie flüchtete vor ihm.

Eine Zeitlang [*wollte sie*] entfliehen [*aus*] der Ehe. [*Sie*

dachte an] Scheidung. [*Sie fragte Dr.*] *Silberstein. Er war bissig geworden.* Er lachte. »Wozu? [*Bei*] freien Menschen.« [*Sie sah schließlich das*] Merkwürdige [*daran für*] das Kind. [*Es war*] acht Jahre. [*Es*] vergötterte ihn. [*Es war*] wehrlos. [*Er war*] ein verspielter Mensch. Der Zorn gegen Léonard [*wuchs*]. Sie [*hätte gern*] erfahren, ob er lebe.

[*Ihren*] Vater [*hatte sie seit damals*] nie [*wieder*] gesehen. [*Jetzt erst*] zur Messe am Todestag Kaiser Franz Josephs [*sah sie ihn wieder*]. [*Er war*] ein alter Mann [*geworden*]. Hart und böse. Der Krieg [*hatte ihn*] zu Stein gemacht. »[*Mich geht das alles*] nicht an. Ich will nicht. [*Nicht*] mit unsern Feinden. Deinen Schutt von Mann [*will ich auch nicht*]. *Und du* [*hast*] *mit einem Franzosen* [*mitgeholfen*]. *Drei Briefe an dich* [*sind*] *gekommen.* [*Du bist eine*] Spionin.« [*Er war*] rasend. [*Sie eilte mit ihm*] nach Haus, [*so*] bestürzt [*war sie*]. »Da, da. Schufte [*seid ihr*]. [*Ich rufe die*] Polizei. Ihr [*habt alles*] verraten.« [*Er*] warf ihr einen Packen Briefe hin.

* * *

Es waren fünf Briefe [*von*] Léonard. Gleich nach dem Waffenstillstand [*hatte er*] geschrieben. Dann nochmals und nochmals. Sie hatte geglaubt, er habe sie vergessen. Und [*sie hatte sich*] geschämt, selbst zu schreiben, seit sie mit ihrem Manne schlief. Jetzt war es zu spät, sie mußte die Lüge weiterleben, ihr Kind glauben lassen, [*daß er*] der Sohn eines andern sei.

1921–1930

[*Dies waren für Clarissa*] die toten Jahre. [*Sie hatte*] nur das Kind.

Beschreibung des Manuskripts

Halbleinenkladde mit rotviolettem, gepunzten Papierbezug und schwarzem Leinenrücken im Format 22,6 × 33,2 cm. Auf dem Innendeckel links oben, an drei Seiten (oben, rechts, unten) briefmarkenartig gezackte, links beschnittene Firmenmarke mit ockergelbem Rand; sie trägt die Aufschrift: »Papeleria do povo livraria e typographia. Livros escolares para cursos elementares e superiores, livros de literatura e devocionarios, artiges religiosos, objectos para escriptorio, desenho e pintura, livros eni branco para escripturação e trabalhos typographicos. A. M. Geoffroy. Av. 15 Novembre, 738 – Petropolis – Tel. 2033.« Darunter von Stefan Zweigs Hand: »1. Nov. 1941 Petropolis.« Inliegend ein Umschlag, ursprünglich geschlossen, an der Schmalseite geöffnet, dabei wurden Teile des Randes abgerissen; ohne Inhalt. Auf der Vorderseite der Vermerk von Stefan Zweig: »Propriedade Stefan Zweig dezasete contos«; auf der Rückseite der Vermerk von Richard Friedenthal (?): »Last unfinished novel 1st sketch.«

Das erste, wie alle Seiten der Kladde mit 33 blauen Linien versehene Blatt ist nicht numeriert. Dort steht lediglich zwischen der 13. und der 24. Zeile auf der rechten Hälfte Stefan Zweigs im Editionsbericht wiedergegebene Erklärung. Von den folgenden 194 beschriebenen Seiten sind nur die jeweils rechten, auf denen der Text steht, fortlaufendnumeriert, die linken, die Glossarseiten, sind nicht gezählt worden. Es schließen sich 52 Blätter an, die ebenso unbeschrieben sind wie das Nachsatzblatt.

Die Textseiten sind durchweg mit blauer Tinte be-

schrieben, die ihnen gegenüberliegenden Glossarseiten mit blauer oder roter Tinte und auch mit Bleistift. Der Wechsel der Tinten und die gelegentliche Benutzung des Bleistifts lassen ebenso wie die unterschiedlichen Federn, die dabei verwendet wurden, auf zeitlich versetzte Korrekturgänge schließen. Gelegentlich hat Stefan Zweig mit roter Tinte auch im Text korrigiert.

Auf einigen Glossar- bzw. Textseiten finden sich Notierungen für eine spätere Bearbeitung; sie sind zumeist durch Umrandung gekennzeichnet. Sie konnten in die Edition nicht eingearbeitet werden und werden hier aufgeführt.

Kladde gegenüber S. 40 / vgl. S. 71 bzw. 72
Das nur angedeutete Goethe-Zitat – »Setz Deine Perükken auf von Millionen Locken« – (›Faust. Der Tragödie erster Teil. Studierzimmer‹) wurde von mir präzisiert und mit dem Hinweis »Es ist, wie Goethe sagt:« eingeleitet. – Ebenso wurde das Notat »Ihr Goethe gesagt ›Alle Menschen wie das …‹« aufgrund des folgenden »Sie haben keine wirkliche Gemeinschaft« ergänzt um den entsprechenden Passus aus ›Maximen und Reflexionen‹.

Kladde S. 43 / vgl. S. 76–78
Über dem Text: »Inhalt erneuern«.

Kladde gegenüber S. 68 / vgl. S. 128–132
»Seite 68 und 69

Anders fuhren: *erst* Rührung, Muttergefühl, Glück seiner Dankbarkeit

dann fragt Dr. Ferleitner, was sie beobachtet habe

jetzt erst fallen ihr alle zweideutigen Symptome auf

beschließt ihn zu beobachten

all das ziemlich ausführlich um das Schillernde seines Charakters zu zeigen«.

Entsprechend ist der Hinweis »Anfang« bei einem auf Dr. Ferleitner bezogenen Einschub für die spätere Ausarbeitung zu verstehen.

Kladde gegenüber S. 73 / vgl. S. 139–141
»73, 74, 75 ganz anders

Muß ganz anders geführt werden. Er hat erfahren, daß die entscheidende Prüfung erst in acht Tagen erfolgt, wenn Subarbitrierungscommission aus Wien kommt. Sie fragt durch wen er es erfahren. Durch den Geistlichen des Spitals. Sie erstaunt über seine Fähigkeit sich alle Menschen um ihn zu gewinnen und dienstbar zu machen. Das Gespräch indirect geführt, nur Teilweise direct. Sie betrachtet seinen Vorschlag der Heirat als einen Versuch sie zu bestechen. Er spielt mit allen Tricks. Es ist halb Verzweiflung, halb Aufrichtigkeit«.

Kladde gegenüber S. 88 / vgl. S. 166
»1917. Begann schlecht zu werden. Aufstehen. Für das Kind. Die Krakeler begannen. Der Kampf. Sparte ab. Nicht Schleichhandel. Ihr Vater Oberstleutnant«.

Kladde S. 88 / vgl. S. 167
Am Rand der unteren acht Zeilen steht die Bemerkung »umstellen 2–1«. Dies entspricht der Textpassage von »›Was für Kisten sind das‹« bis »Sie sind jetzt scharf die Herren von der«.

Kladde gegenüber S. 90 / vgl. S. 169 und 171
»Sie weigert sich das Geld anzunehmen. Erst wie sie die Noten sieht wird ihr eigentlich unheimlich. Huber sehr

zufrieden, das Geld (auf Zinsen) anlegen zu können dictiert ihr einen Brief an ihren Mann ›Alois hat mich besucht und wollte mir Zins 98 Kronen. Ich hab ihn gebeten, es für Dich zu behalten‹«.

Unten, gegenüber der letzten 12 Textzeilen: »Später«.

Kladde S. 90 / vgl. S. 170
Die Textpassage »Jeden Tag in der Zeitung … einige Zeit nichts mehr.« ist gestrichen – Sie wurde dennoch in die Edition übernommen und erzähllogisch ergänzt, weil sonst Brancorics Vorwurf, er habe Clarissa gebeten, Huber das Geld zu schicken (S. 179), nicht verständlich wird.

Kladde gegenüber S. 91 / vgl. S. 171–172
»Nein! Anders führen!«

Kladde S. 91 / vgl. S. 172
Die zwei Absätze, die dem ersten folgen, auf den sich der Hinweis der Glossarseite bezieht, sind gestrichen. Sie lauten:

»Verstört vom Vater. Plötzlich der Gedanke: zu Silberstein Alter Mann Arzt. Vielleicht etwas tun. Erfahrung. Bedürfnis einem Menschen auf der Welt alles zu sagen. Silberstein verwundert. Rief an von einem Automaten. Sie sagte ihm alles. Zum erstenmal. Silberstein ernst. Er verstand. Er war ergriffen. Überlegte. Sein Schwager in der Landesgerichtsrat [!]. Er ihn fragen, unauffällig den Akt nachzusehen. Jedenfalls alles tun, um ihn. Unschwer. Dann immer hinweisen unzurechnungsfähig: im ärgsten Fall mit der Psychiatrie.

Zwei Tage später. Der Akt nichts enthalten und er habe das Gefühl die Sache werde im Sand verlaufen. Die Gesandtschaft im Spiele gewesen und ein paar Officiere

compromittiert. Ad acta gelegt werden, die Hubers, Reindl, die man habe eine Geldstrafe dictieren. Tatsächlich genügt nichts. Plötzlich aus der Türkei. Wohlgemeint. Aber von diesem Tage an Clarissa keine ruhige Stunde mehr«.

Kladde gegenüber S. 92 / vgl. S. 173
»Ausführlicher das Kind«.

Nachbemerkung des Herausgebers

»M[aria] St[uart] fertig und dann *jeden* Tag am Epischen fortarbeitcn, den Stil klären, wieder lernen, was ich vielleicht schon vergessen habe. Das Diktieren sich wieder abgewöhnen und nicht viel mit Menschen sein. Mehr Kino, mehr Theater, alles was Stoff bringt und Anregungen entwickelt.« Diesen Vorsatz künftiger Arbeit, diesen Grundsatz notierte sich Stefan Zweig am 30. Januar 1935 im Tagebuch. Wohl nicht von ungefähr, denn schon im Sommer 1931, als sein ›Rausch der Verwandlung‹, der erst 1982 aus dem Nachlaß herausgegebene Roman, »ins Stocken geraten« war, hatte er das »Bildnis eines mittleren Charakters«, die Marie Antoinette-Biographie, dazwischengeschoben. Bereits im November darauf aber hatte er den begonnenen Erzähltext wieder aufgenommen. Das Schwanken zwischen einer aus den Dokumenten heraus erzählten Biographie und der eigenschöpferischen Lebensgeschichte eines Menschen war in den dreißiger Jahren bei Stefan Zweig anhaltend virulent. Nach der ›Maria Stuart‹, 1935 bei Herbert Reichner, Wien – Leipzig – Zürich, erschienen, wollte er sich, wie er am 2. August 1936 aus London noch zurückhaltend an Hans Carossa schrieb, »vielleicht sogar an einen Roman wagen«: ›Ungeduld des Herzens‹ kam dann 1939 im Bermann-Fischer Verlag, Stockholm, heraus. Über die Zeit der Entstehung des Romans bemerkte Friderike Zweig, seine erste Frau, von der er im Dezember 1938 geschieden wurde: »Das Seltsame trat ein, daß Stefan sich in der Ferne nach Österreich sehnte …« Das Seltsame? War es nicht –

neben dem nicht mehr intakten ehelichen Verhältnis – vor allem sein Protest gegen Bürgerkrieg und Gewalt, der ihn im Februar 1934 nach England auswandern ließ? Er war als engagierter Pazifist europaweit bekannt, und man hatte dessen ungeachtet sein Haus auf dem Kapuzinerberg im seinerzeit von den Unruhen nicht unmittelbar betroffenen Salzburg nach Waffen durchsucht. Aufgrund dieser ihm »innen« unerträglich gewordenen persönlichen und politischen Situation – und wirklich nicht aus Überdruß an der Heimat – war er fortgegangen. Wenn er mit dem Schreiben von ›Ungeduld des Herzens‹ den Versuch gemacht haben sollte, sich seine Sehnsucht nach Österreich von der Seele zu schreiben, so ist es ihm letztlich nicht gelungen: Sie hielt ihn gefangen, als er Ende Juni 1940 Europa verließ und nach Reisen in die USA, nach Brasilien, Argentinien und Uruguay 1941 endgültig nach Brasilien emigrierte. Ohne diese Sehnsucht, ohne die Trauer um das ihm 1938 endgültig Verlorene wäre weder ›Die Welt von Gestern‹ noch ihre erzählerische Variante, dieser von ihm nicht mehr betitelte, abgebrochene Romanentwurf, den ich nach seiner Hauptgestalt ›Clarissa‹ benannt habe, entstanden.

Ende 1939 hatte Stefan Zweig die seine Lebensperspektive verdeutlichende Autobiographie ›Die Welt von Gestern‹ begonnen, Ende Oktober 1940 sie abgeschlossen – wie ein Kontrapunkt hierzu wirkt der Untertitel seines nächsten, des Brasilien-Buches: »Ein Land der Zukunft«. Doch die so signalisierte Ausgeglichenheit täuscht über seine psychische Verfassung hinweg. Er fühlte sich genau so, wie er es schon einmal, am 21. Juni 1937, seinem Freund Felix Braun gegenüber formuliert hatte: »Mir geht es eigentlich so, daß ich in depressiven Zuständen immer am meisten arbeite.« Und die Depressionen kehrten ständig wieder, seine Lebensungeduld schlug nun vollends in Unruhe um, so daß er sich geradezu in die

Arbeit stürzte. Der in England begonnene ›Balzac‹, die ›Schachnovelle‹, die Montaigne-Studie und, ab Ende Oktober 1941, ›Clarissa‹ beschäftigten ihn gleichzeitig. Dabei war ihm das, was er sich nach Abschluß der ›Maria Stuart‹ 1935 als Arbeitsmotiv notiert hatte, durchaus gegenwärtig: *»jeden* Tag am Epischen fortarbeiten, den Stil klären … Das Diktieren sich wieder abgewöhnen« – er schrieb alles mit der Hand, ließ seine Frau Lotte nur Einzelnes mit der Maschine ins reine tragen, die ›Schachnovelle‹ auch als Satzvorlage fertigstellen – »und nicht viel mit Menschen sein.« Zu den wenigen, die er jetzt sah, gehörten der Bruder seiner ersten Frau Friderike, Siegfried Burger und dessen Frau Clarissa, die in Rio de Janeiro lebten.

André Gide stellte 1925 im Anfang seiner Autobiographie ›Stirb und werde‹ (›Si le grain ne meurt‹) die Frage: »Wäre es denkbar, daß man im Roman der Wahrheit näherzukommen vermöchte als in der Biographie?« Ob Stefan Zweig sich ihrer bewußt war, als er begann die »Welt von Gestern« noch einmal darzustellen, ist nicht deutlich. Manches jedenfalls in seiner selbsterzählten Lebensgeschichte nicht Ausgesprochene wurde der freieren Form des Romans, der Entwurf geblieben ist, vorbehalten.

In seiner Autobiographie hat Stefan Zweig das »Gestern«, die Zeit der Monarchie der Habsburger, einerseits als »goldenes Zeitalter der Sicherheit« und als »Zeitalter der Vernunft« bezeichnet, andererseits aber auf das Leben in dieser Zeit als »ein Leben mit kleinen Spannungen, unmerklichen Übergängen« hingewiesen. Für den Zeitzeugen, als den er sich verstand – »Die Zeit gibt die Bilder, ich spreche nur die Worte dazu« – waren diese Andeutungen jedoch zu wenig. Seine Freundschaft mit dem überzeugten Europäer und überzeugenden Pazifisten Romain Rolland hatte ihm, vor allem durch die Ereignisse des Er-

sten Weltkriegs, die Augen geöffnet für die im Kriegszustand »schlaflose Welt«: Sein erwachendes sozialkritisches Bewußtsein suchte sich, wenn auch zaghaft, zuerst im Sommer 1916 Bahn, in der Fragment gebliebenen Erzählung ›Wondrak‹ (vgl. ›Buchmendel‹, Frankfurt am Main 1990, S. 123–152), in der eine Mutter Widerstand zu leisten versucht gegen die Rekrutierung ihres Sohnes; fünfzehn Jahre später im Roman ›Rausch der Verwandlung‹ verdeutlichte er im ersten Teil das durch den Krieg verursachte Absterben des bürgerlichen Mittelstandes und zeigte im zweiten Teil, in schärferen Konturen, die sozialen Notstände zur Mitte der zwanziger Jahre auf; in ›Clarissa‹ setzte er, persönliche Erfahrung und Erfindung noch unmittelbarer verbindend, zur Darstellung der Tragödie von Krieg, »Nachkrieg und Unfrieden« (Hilde Domin) an. In diesem Zusammenhang fällt auf, daß Stefan Zweig diese drei Texte nicht zur Publikation abgeschlossen hat.

Im Programmheft der Reader's Union 1940 anläßlich des Erscheinens einer Sonderausgabe der englischen Übersetzung schrieb er über seinen Roman ›Ungeduld des Herzens‹, er habe es als seine Pflicht angesehen, »unser Vorkriegs-Österreich, mit all seinem Zauber, seiner Sentimentalität und seiner Raffiniertheit, für ein internationales Publikum in Erinnerung zu bringen, das Österreich, das in jener spezifischen Kulturform nie wieder aufleben wird«. Hatte er dies ein Jahr danach mit dem neuen Romanentwurf ›Clarissa‹ zunächst noch zu intensivieren versucht, so mußte er schließlich gestehen, daß es zu spät war: »Ich fühle zur Zeit die Unvereinbarkeit, isolierte Ereignisse zu schildern, die nur teilweise mit unserer Zeit etwas zu tun haben.« Grundsätzlich aber hielt er vorerst an dem Gedanken eines Romans fest. Am 27. Oktober 1941 schrieb er an Friderike, zu der er auch nach der Scheidung ein freundschaftliches Verhältnis behielt: »Ich

träume von einer Art österreichischem Roman, aber dazu müßte ich zehn Jahrgänge Zeitungen durchlesen, um die Einzelheiten zu bekommen – das ginge nur in New York und dahin will ich auf absehbare Zeit nicht zurück.« Möglicherweise bezieht sich diese Bemerkung der Recherche-Notwendigkeit auf das Jahrzehnt 1921–1930, das ihm in der Erinnerung in Einzelheiten offenbar nicht mehr so gegenwärtig war wie die Zeit des Ersten Weltkriegs und die ersten beiden Jahre danach; im Romanentwurf bezeichnet er sie als »die toten Jahre«.

Manches Detail, das ihm jetzt zu »isoliert« erschien, hatte für ihn persönlich einmal unmittelbare Bedeutung gehabt. Nicht daß die individuellen Lebensumstände, unter denen Clarissa Schuhmeister aufwächst und sich entwickelt, den seinen auf irgendeine Weise entsprochen hätten; die Menschen aber, denen sie begegnet, tragen Züge von jenen, die Stefan Zweig unvergeßlich geblieben sind. »Zwischen mir und meinen Freunden ist etwas auf Jahre hinaus zerstört, vielleicht auf immer. Ich plane im Stillen jetzt schon das Buch, das einmal Mar[celles] und mein Schicksal in gesteigerter Form darstellen soll.« (Tagebuch, 10. August 1914) Zu den Freunden in Frankreich, das nun Fremdland geworden war, gehörte Marcelle in Paris, die ein Kind von ihm erwartete, das sie aber verlor, noch ehe der Krieg ausbrach. Die Erinnerung an sie könnte überhaupt den Anstoß gegeben haben, »die Welt von 1902 bis zum Ausbruch des Krieges vom Erlebnis einer Frau gesehen« zu schildern, wie er in einem kurzen Satz diesen Romanentwurf auf dem sonst unbeschriebenen Titelblatt der Handschriftenkladde charakterisiert. Aber auch der Gedanke an das verlorene Kind und damit an die eigene Kinderlosigkeit hat ihn offensichtlich in der letzten Zeit seines Lebens stark beschäftigt. An Berthold Viertel schrieb er am 30. Januar 1942 resignierend: »Sie haben wenigstens die Befriedigung, in Ihrem eignen

Fleisch und Blut weiterzuleben, und nicht das Gefühl wie ich, daß eigentlich nichts mich hier zurückhält als Unentschlossenheit und ›laisser faire‹. In einem gewissen Alter muß man zahlen für den Luxus keine Kinder gehabt zu haben – und meine andern Kinder, die Bücher, wo sind sie nun?« – Léonard, Clarissa Schuhmeisters Freund, erinnert mit seiner sozialen und politischen Grundeinstellung und mit seinem großen Verständnis für die kleinen Leute seinerseits deutlich an den verehrten Romain Rolland, mit dem Stefan Zweig trotz gegensätzlicher politischer Perspektiven im einzelnen bis zum April 1940 in regelmäßiger Korrespondenz stand, zu dessen siebzigstem Geburtstag 1936 er sogar zwei Artikel verfaßte und dessen Ruhm als Gewissen Europas er nach wie vor verbreitete. Leonards Haltung läßt zugleich aber auch an den modernen Chassidismus denken, der die gottgewollte Entwicklungsmöglichkeit des Menschen und die daraus entspringenden ethischen und sozialen Aufgaben nicht nur aus religiöser Verpflichtung (was hier nicht gemeint ist), sondern auch das freudige Vertrauen als den einzig wirksamen Weg der Gesellschaftstherapie sieht. Im Mai 1941, »in dieser dunklen Stunde«, hatte Stefan Zweig in einer Grußbotschaft zum Bankett anläßlich der Gründung des ›European P.E.N. in America‹ aus diesem Geist heraus gemahnt: »Nur wenn wir uns selber treu bleiben in dieser Stunde und treu zugleich einer dem andern, haben wir in Ehren unseren Dienst getan.«

Unverkennbar ist auch das äußere Porträt, das er von sich selbst gibt, wenn er den literarisch gebildeten, Dostojewski und Poe bewundernden Hofrat Silberstein beschreibt: »Ein moderner Typus, hatte er ein scharfes Gesicht, das seine jüdische Abkunft verriet, seine Gestalt war hager, ja mager, er ging etwas zu hoch vorgebückt. Seine Nase war zu groß. Sein Haar war sehr schwarz, so daß seine ganze Erscheinung sehr scharf wirkte. Zugleich

hatte sie etwas Asketisches. Er sprach rasch, fließend, mit etwas zu vielen Gesten.« Dies ist vermutlich nicht die einzige Beschreibung von Personen aus dem Freundes- und Bekanntenkreis, so wie es ja auch Bezüge auf reale Vorkommnisse aus den Jahren, in denen der Roman spielt, gibt und Zitate aus während der Zeit der Niederschrift gelesenen Büchern – Goethe, Montaigne – oder ihre Nennung,

›Clarissa‹ wurde, dem Datum auf der Kladdeninnenseite zufolge, im November 1941 begonnen, zugunsten des Montaigne-Essays jedoch nicht fortgeführt. In den bekannt gewordenen Briefen aus jener Zeit findet sich zuerst am 27. Oktober 1941 an Friderike Zweig der bereits zitierte Hinweis, am 20. November dann ebenfalls an sie ein weiterer – »Ich habe andere Pläne, sogar einen Roman« –, der nächste und letzte am 30. Januar 1942 an Berthold Viertel: »Ich arbeite etwas und habe auch einen Roman angefangen, aber liegengelassen.« Auf dem Titelblatt der Kladde hat Stefan Zweig hierzu die Erklärung gegeben: »Nur erster Teil scizziert, der Anfang der Tragödie, dann für die Arbeit am Montaigne unterbrochen, gestört durch die Ereignisse und die Unfreiheit meiner Existenz.« In dem genannten Brief an Berthold Viertel findet sich ein Satz, der zu beweisen scheint, daß er an eine Wiederaufnahme des »unterbrochenen« Romans letztlich nicht mehr dachte: »Das Leben unserer Generation ist besiegelt, wir haben keine Macht, den Gang der Ereignisse zu beeinflussen, und kein Recht, der nächsten Generation Ratschläge zu geben, nachdem wir in der unsern versagt haben.«

Knut Beck

»Roman im ersten Entwurf begonnen, die Welt von 1902 bis zum Ausbruch des Krieges vom Erlebnis einer Frau gesehen. Nur erster Teil skizziert, der Anfang der Tragödie, dann für die Arbeit an Montaigne Unterbrochen, gestört durch die Ereignisse und die Unfreiheit meiner Existenz.
Stefan Zweig November 41 bis Februar 42.«